Römische Zustände

im

Frühjahre 1850.

Von

Adolph Helfferich.

Leipzig,
Verlag der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung.

1850.

Briefe

aus

Italien.

Von

Adolph Helfferich.

II.

Leipzig,
Verlag der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung.

1850.

Frau

Helmine von Clermont

ehrerbietig

gewidmet.

Empfangen Sie, hochgeehrte Frau, diese Zueignung mit der nachsichtsvollen Theilnahme, die Sie seit einer Reihe von Jahren meinem Dichten und Trachten, meinem Streben und Ringen zugewendet haben.

Als mein längst gehegtes, sehnlichstes Verlangen, Italien zu sehen, endlich befriedigt wurde, schwebte mir zunächst nur das Eine vor, Italien als Land und als Bewahrerin der größten Kunstdenkmale kennen zu lernen. Aber Sie wissen: selbst die regste und andauerndste Beschäftigung mit Gegenständen der Kunst und der Wissenschaft drängt mich unwillkürlich nach dem Mittelpuncte des geschichtlichen Lebens der Völker in dem humoristischen Bildungsprocesse der Menschheit. So habe ich unterwegs aufgegriffen, was mir aus diesem nationalen Gebiete an beachtungswerthen Erscheinungen entgegentrat, und es treu und ungeschminkt wieder zu geben, ist der Zweck dieser Briefe.

Es wurde mir von Fremden wie von Einheimischen freundlich an die Hand gegangen; daß ich überall gut unterrichtet war, in Allem klar gesehen habe, will ich nicht behaupten, obwohl ich mir das Zeugniß geben kann, gewissenhaft geforscht und nichts verabsäumt zu haben, um den richtigen Sachverhalt zu ermitteln. So viel aber kann ich unbedingt für mich und diese Briefe anführen, daß ich ohne vorgefaßte Meinung an Italien und die italienischen Verhältnisse herantrat und mich wenigstens meinem allgemeinen Standpuncte nach in der Lage befand, den Personen und den Dingen gerecht zu sein. Dabei will ich gern einräumen, was mir sehr ehrenwerthe Männer versicherten, daß man nämlich längere Zeit in Italien gelebt haben müsse, um Land und Leute weder zu gering, noch zu hoch anzuschlagen.

Was den Kirchenstaat insbesondere betrifft, so habe ich die dortigen Zustände einer besonders strengen Kritik unterziehen zu müssen geglaubt. Ich bin eben so wenig ein Freund von denen, welche Revolutionen aus Neigung machen, als von den Anderen, die sie aus Unverstand herbeiführen; am Schmerzlichsten aber bedauere ich, wenn man eine Revolution dadurch beseitigen zu können wähnt, daß man den Grund zu einer neuen legt. In dieser Beziehung ist die Geschichte keines Staates lehrreicher, als die des römischen, und zwar nicht bloß seit Ausbruch der Revolution, sondern seit dem Regierungsantritte Pius IX. Wer Ohren hat zu hören, der höre!

Der Pabst, dessen Rückkehr nach Rom nicht mehr bezweifelt werden kann, ist gewiß von mancher Täuschung, von manchem Vorurtheile zurückgekommen; er soll geäußert haben, er wisse wohl, daß er einen Calvarienberg vor sich habe; aber in der Erfüllung seiner Pflicht werde er zu dulden und zu tragen wissen. Daß sein Weg nach dem Vatican mit Dornen bestreut sein wird, ist leider nur zu gewiß, wenn es beim Empfange auch an officiellen Rosen nicht fehlt. Tausende von Familien sind seit der Uebergabe der Stadt an die Franzosen brodlos geworden; Einbrüche und Diebstähle mehren sich auf eine schreckenerregende Weise; der Mangel an tüchtigen Beamten wird immer fühlbarer und drückender: daraus folgt jedoch lange nicht, daß dem Pabste persönliche Anfechtungen drohen. Die öffentliche Meinung hat sich jetzt schon für den bildlichen Scherz ausgesprochen, der den Pabst mit einem außer-

ordentlich großen Herzen und einem außerordentlich kleinen Gehirne darstellte. Dieses große und, setzen wir hinzu, dieses edle Herz hat der Römer noch nicht vergessen; die Anwesenheit des Kirchenfürsten wird überdieß manche Härte der jüngsten Beamtenregierung mildern, manchen Mißgriff beseitigen und wenn vollends die in Paris geborgten Silberbarren recht blank und recht zahlreich aus der päbstlichen Münze hervorgehen, so werden sich die Falten selbst auf den trübseligsten Gesichtern etwas glätten. Was aber weiter geschehen wird, wage ich nicht zu entscheiden. Mag es auch an Pius IX. wahr werden, was Göthe im Faust sagt:

Ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange
Ist sich des wahren Weges wohl bewußt!

Vorerst wollen wir uns darüber freuen, daß der weiße Zelter des Pabstes stattlich herausgeputzt wird und Baraguay d'Hilliers sich anschickt, den geräumigen Palast der Colonnas, die dießmal die Verbannung ihres Fürsten getheilt haben, zu verlassen.

Rom, zu Ostern 1850.

Der Verfasser.

Römische Zustände.

Erster Brief.

Es war für mich ein wahrer Trost, vor Ueberschreitung der römischen Grenze, wo mir eine nähere Bekanntschaft mit der Prälatur bevorsteht, noch einige Tage in einer ächten Ghibellinenstadt verlebt zu haben. Wer jenseits der Berge noch nicht ghibellinisch gesinnt ist, dem kann man nichts Besseres rathen, als nach Italien zu reisen. In dem prachtvoll gelegenen Siena ist fast an jedem zweiten Hause auf einem besonders dazu gedruckten Anschlag zu lesen: „Es lebe der Großherzog und seine königliche Familie!" und ich muß gestehen, daß ich diese Art von Ghibellinenthum oder, wenn man lieber will, Royalismus sehr natürlich finde. Nicht als ob Siena, das selbst nach der Niederlage der Ghibellinen im Jahre 1267 noch immer fester Zufluchtsort dieser Partei blieb, bis es Carl von Anjou gelang, sich zum Signore der Stadt und diese zum Mitglied des toscanisch-guelphischen Städtebundes zu machen, aus Abneigung gegen den Pabst so royalistisch gesinnt wäre: es ist es weit mehr aus Haß gegen die revolutionäre Partei. Von der andern Seite läßt sich indessen doch nicht verkennen, daß Siena, seinen alten

Traditionen getreu, mit dem Pabstthume noch immer auf einem etwas gespannten Fuße lebt und daß nicht leicht in einer andern italienischen Stadt die Urtheile über Pius IX. so hart klingen, wie gerade hier. Oft schon habe ich mich gefragt, ob das den Leuten auch Ernst sei, wenn man sie über den unbesonnenen Reformationseifer des Pabstes Klage führen hört. Je weiter ich nun in meiner Reise voranschreite, desto mehr drängt sich mir die Ueberzeugung auf, daß in Italien der Erfolg Alles gilt, die bestimmenden Beweggründe fast gar nichts und daß ganz besonders unter allen Denen, die entweder selbst Beamte sind oder mit Beamten in naher Berührung stehen, die Ausschreitungen der Revolutionsperiode einen zu üblen Eindruck zurückgelassen haben, als daß sie Pius IX. seine gewiß redlich gemeinten Bestrebungen verzeihen könnten. Die Behaglichkeit eines ungestörten, bequemen Daseins steht dem Italiener überhaupt unendlich höher, als man von einem Volke vermuthen sollte, das im Grunde außerordentlich wenige Bedürfnisse hat und vor allem Andern das, was es besitzt, im Frieden zu verzehren wünscht. Darin hatte der Pater Ventura gewiß Recht, daß er die gleichmäßige Vertheilung des Eigenthums unter seinen Landsleuten, wobei keine irgend gewaltige Kluft zwischen den verschiedenen Classen der Gesellschaft besteht, als sehr günstig für den politischen Fortschritt bezeichnet. Eine nur halbwegs dem Zeitbewußtsein und den billigen Forderungen der Unterthanen Rechnung tragende Regierung kann, wenn nicht ganz außerordentliche Hindernisse störend dazwischentreten, auf den guten Willen und die Unterstützung des Volkes zuverlässig rechnen. Nur die Ueberspannten, Alle, die in das rothe oder weiße Extrem verfallen, stehen

verlassen da und haben es sich selbst zuzuschreiben, wenn sogar diejenigen rasch von ihnen abfallen, die sich für den Augenblick durch den Erfolg Sand in die Augen streuen ließen.

Dagegen darf man auswärts der Ansicht keinen Raum geben, daß in Italien die persönliche Bedeutung des Pabstthums einen irgend überwiegenden Einfluß übe. Der Pabst ist für die meisten Italiener weiter nichts als ein Glied in dem großen Organismus der Kirche, ein Ring in der Kette, die vom Himmel zur Erde niederreicht, und so lange es ihnen möglich ist, ihren tief in die Sitten des Volkes eingewurzelten religiösen Bedürfnissen Genüge zu leisten, fragen sie außerhalb Roms wenig nach den persönlichen Eigenschaften des Pabstes und gar nichts nach der Regierungsweise des Kirchenfürsten. In diesem Puncte generalisirt der Italiener weit mehr, als man von einem so lebhaften Menschen glauben sollte: nicht um die Person ist es ihm zu thun, sondern um das überlieferte Institut, in das er sich mit seinen Gewohnheiten, Anschauungen, Bedürfnissen vollkommen hineingelebt hat. Er hält es mit dem Pabste, bloß sofern dieser der oberste Repräsentant der Kirche ist, und darüber findet für mich nicht der mindeste Zweifel Statt, daß eine Aenderung in der politischen Stellung des Pabstthums und dessen Prärogativen selbst den Gläubigsten unter dem Volke im Ganzen durchaus gleichgültig wäre, wenn nur die feste und unentbehrlich gewordene kirchliche Ordnung ihren ungestörten Fortgang hat.

Aus dieser einfachen Bemerkung ergiebt sich ein ganzes Buch voll inhaltsschwerer Schlußfolgerungen, die für die weltlichen Herrscher auf der Halbinsel insofern in's Gewicht fallen, als hier die fürstliche Gewalt so ziemlich auf derselben

Grundlage ruht, wie die päbstliche. Immer aber bleibt es eine ausgemachte Thatsache, daß die Franzosen sich ohne Vergleich mehr um ihren Credit in Italien gebracht haben, als die Oesterreicher, und daß den Letztern in ihrer nichts weniger als angenehmen Stellung der Umstand wesentlich zu Statten kommt, daß sie schon vor der Revolution nirgends beliebt waren und daher auch an Popularität nichts verlieren, sondern nur gewinnen können. Aus leicht erklärlichen Gründen ist die österreichische Einlagerung da am wenigsten übel angeschrieben, wo man, wie in Siena, ihre Süßigkeiten nicht unmittelbar zu schmecken bekommt, den im Gefolge derselben wieder einkehrenden Frieden jedoch recht wohl zu schätzen versteht. Bei der strengen Mannszucht, die seit der Napoleonischen Zeit mehr oder weniger bei allen europäischen Heeren zu Geltung gekommen, kann man sich um so weniger darüber wundern, daß fremdes Militär nicht mehr so ungern gesehen ist, wie früher. Die Franzosen befinden sich darum in einer ganz andern Lage, weil das Volk von ihrer Occupation gar keinen guten Erfolg verspürt und derselben überdieß die verzögerte Rückkehr des Pabstes Schuld giebt. Damit will ich übrigens nicht gesagt haben, daß man mit dem Verhalten der Oesterreicher in den Legationen sonderlich zufrieden ist. Auch sie müssen es sich gefallen lassen, daß man jede unliebsame Maßregel, die von den Prälaten ausgeht, auf ihre Rechnung schreibt; so namentlich die vielen Dienstentsetzungen und den übertriebenen Eifer, womit die Polizei über die Heilighaltung des Sonntags wacht. Das fortgesetzte Verfolgungssystem, das immer wieder neue Opfer, zumal unter den Professoren an der Universität Bologna, fordert, hat etwas außerordentlich Gehässiges, wie

es andererseits der Achtung vor der Religion einen sehr schlechten Dienst erweisen heißt, wenn man mit Geldstrafen gegen diejenigen wüthet, die während des Gottesdienstes ihre Zeitung im Café lesen. Die Blüthe der Universität von Bologna, der ältesten nach Salerno, ist auf lange Zeit, vielleicht für immer, zu Grunde gerichtet. An der berühmtesten Hochschule Italiens, wo Mondini die erste Leiche zergliederte und Galvani seine weltberühmten Entdeckungen machte, ist die Fackel der Wissenschaft, die daselbst seit Jahrhunderten ihr erwärmendes Licht auf ganz Europa fallen ließ, in sehr jugendliche und zum Theil fast unwürdige Hände gelangt, seitdem die Alessandrini, die Pichat u. s. w. ihrer Stellen entsetzt worden. Glaube man nur nicht, die italienische Wissenschaft werde sich jemals mit dem unter dem Namen: Cardinalswirthschaft hinlänglich bekannten Regiment befreunden: zertreten kann man das Feuer, aber nicht auslöschen und Pellegrino Rossi, gewiß einer der berühmtesten Zöglinge Bologna's und eine Zierde dieser Universität, wäre, obschon er als Premierminister des Pabstes ermordet wurde, gewiß einer der Letzten gewesen, der dem nunmehr in Rom befolgten System seinen Beifall schenkte. Und doch machen die Lobreden und Denkschriften, die in Paris den Namen des Dahingeschiedenen feiern, die Runde durch alle Journale Italiens. Wo liegt also der Widerspruch? Jedenfalls so nahe, daß man ihn mit den Händen greifen kann. Die Römer freilich gewinnen nicht viel dabei, daß sie sich durch Epigramme auf den neuen Commandanten der französischen Hilfsarmee, den sie Signore Paraguai nennen (Uebelabwender = Ἀπόλλων ἀλεξικακός), schadlos zu halten suchen. Wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen

und dieselben Prälaten, die die Universität Bologna systematisch zu Grunde richten, haben kein Auge dafür, daß durch das heillose Lottospiel dem Armen seine letzten Sparpfennige aus der Tasche gelockt werden. Aber was soll man dazu sagen, daß in Florenz ein Buchhändler sich vor den Gerichten darüber zu verantworten hat, daß er eine Uebersetzung des Neuen Testaments ohne die kirchlich vorgeschriebenen Castrationen veranstaltete! Während die wegen ihrer Theilnahme an der Revolution Ausgewanderten in Schaaren von Bastia in ihre Heimath zurückkehren, wird ein Bürger gerichtlich verfolgt, weil er das Evangelium seinem ungeschmälerten Inhalt nach drucken läßt, wogegen die Verbreiter schmutziger Carricaturen straflos ausgehen! So also war die Clausel in dem Amnestiedecret zu verstehen, daß diejenigen, welche sich gegen die Staatsreligion vergangen, von dem Generalpardon ausgenommen seien. Eine schöne Interpretation in einem constitutionellen Lande! Wenigstens sollte man, wenn man in Toscana die Gewissensfreiheit in diesem Sinne deutet, nicht die Stirne haben, immer wieder auf Belgien, als einen wahren Musterstaat, hinzuweisen. Selbst der Staatsanzeiger ist von diesem Enthusiasmus angesteckt: man bewundert die Früchte, welche die Freiheit den Belgiern gebracht, und nebenbei auch die glänzende Sprache, in welcher Graf Lehon, als Berichterstatter der Adreßcommission, alle diese schönen Seiten herauszukehren verstand; endlich die Einstimmigkeit, womit die Kammer den Entwurf ohne Debatte annahm. Warum weiß man aber nicht oder will man nicht wissen, daß in demselben Belgien die katholische Kirche, im Besitz vollständiger Freiheit, durch die Verfassung und deren Wächter auf das Strengste abgehalten wird, die Ge-

wissensfreiheit irgendwie zu belästigen, und daß man daselbst einen Preßproceß wegen Uebersetzung des Neuen Testaments ebenso sehr als einen Verstoß gegen die gesunde Vernunft verlachen, wie als einen Eingriff in die Freiheiten des Staatsbürgers verabscheuen würde. Auch in anderen Beziehungen verfährt die toscanische Regierung ganz im Sinn und Geist des alten Systems. Es ist wahr, die Universitäten von Pisa und Siena sind wenigstens nicht geschlossen, wie im übrigen Italien mit Ausnahme Piemonts: aber die zu Anfang dieses Semesters erlassenen Statuten gönnen den Studirenden nicht mehr Freiheit, als die Schüler auf den Gymnasien haben. Jegliche Art von Verbindung ist auf das Strengste verboten; der Lehrer kann, so oft er will, einen Namensaufruf veranstalten, um zu sehen, ob alle seine Zuhörer zugegen sind: die Faulen werden bestraft; gibt es während der Vorlesung Scandal, so daß der Professor den Hörsaal verläßt, werden nicht nur die Schuldigen relegirt, sondern auch alle diejenigen, die nicht sofort in einer schriftlichen Eingabe sich über ihr Betragen rechtfertigen und die Thäter angeben. Außerdem werden die Studenten zur Wohlanständigkeit in einem Tone angehalten, wie er etwa im Mittelalter gebräuchlich und den namentlich auf Universitäten herrschenden rohen Sitten jener Zeit vollkommen angemessen war. Wahrscheinlich hat man im Unterrichtsministerium zu Florenz noch nicht vergessen, daß seiner Zeit Guerrazzi in Pisa auf ein Jahr consilirt wurde, weil er seinen Kameraden die neapolitanischen Zeitungen mit Glossen von einem Tische herab vorlas. Indessen sollte man meinen, eine Universität wie Siena, die nicht mehr als 27 Professoren zählt, von denen in allen vier Facultäten, der theologischen, der

juridischen, der medicinischen (die Chirurgie mit inbegriffen, da in Piemont und Toscana jeder Arzt auch Chirurgie studirt haben muß), endlich dem sogenannten philosophischen Collegium, 40 Vorlesungen gehalten werden, wäre ohne sonderliche Mühe im Zaume zu halten. Für den philosophischen Curs giebt es in Siena, wie überhaupt in Italien, nur zwei Vorlesungen: Moral- und National-Philosophie, von denen erstere überdieß nur einmal in der Woche gelesen wird.

Man braucht übrigens die römische Grenze noch gar nicht überschritten zu haben, um sich vollständig zu überzeugen, wie wenig die Leute über den Traum einer 69tägigen Republik, deren Süßigkeiten sie durch Garibaldi zu schmecken bekamen, erbaut sind. Hart an der römischen Grenze, in Chiusi, Porsenna's altetrurischem Clusium, wollte die wüste Rotte des berüchtigten Gaucho ihr Freiheitssystem durch Erpressung und Plünderung jeglicher Art in's Werk setzen. In den nahegelegenen Städten erhoben die saubern Gesellen nicht nur Contributionen in klingender Münze, sondern ließen sich auch Schuhe, Mäntel, kurz Alles, was sie nöthig hatten, und dieß war so ziemlich die gesammte Ausrüstung eines Soldaten, liefern. Einmal schleppten sie reiche und angesehene Einwohner als Geißeln mit; auch verschwanden in ihrem Gefolge zwei Damen, von denen eine sogar ermordet worden sein soll. In Chiusi versicherte man mich indessen, sie seien freiwillig mitgegangen. Am gefährlichsten waren sie den Pferden: bei der unbequemen Nähe der Oesterreicher wollte Jeder beritten sein und so nahmen sie jeden Huf, dessen sie habhaft werden konnten. Allein von Chiusi mußten sie mit langer Nase abziehen. Die Einwohner, obwohl ihre Stadt, deren Umfang zur Zeit des

etrurischen Städtebundes mehrere Miglien betrug, gleich dem Schnee der Apenninen, wenn der Frühling naht, bis auf den höchsten Gipfel des Berges zusammenschmolz und durchweg auf Trümmern ruht, erinnerten sich, daß von ihren Thoren einst Porsenna gegen Rom auszog, und bauten in aller Eile ganz kunstgerechte — Barricaden, die den Parisern keine Unehre gebracht hätten. Wie die Garibaldisten auf ihren gestohlenen Rossen heransprengten, wurden sie mit Flintenschüssen begrüßt und hielten es nach mehreren leicht abzuschlagenden Ueberrumpelungsversuchen für das Angemessenste, sich wieder auf das Gebiet des Kirchenstaates zurückzuziehen. Drei der tapferen Clusianer wurden mit der neugeschaffenen Ehrenmedaille belohnt. Ein Anderer aus der Reihe der Kämpfer erkundigte sich bei mir angelegentlich, wie man in Paris und Berlin die Barricaden mache. Uebrigens sahen die Garibaldisten gar bald, daß ihnen, zumal bei ihrer schlechten Bewaffnung, die Pferde in diesem Hügellande eher hinderlich als nützlich waren, und verkauften sie daher zu wahren Spottpreisen. Für ein Paar Paoli konnte man ein stolzes Römerroß haben.

Die Turiner Concordia, die an Garibaldi bei seiner Abreise nach Gibraltar einen so rührenden Nachruf erließ, hätte nichts Besseres thun können, als sich den Text dazu in den gebrandschatzten Ortschaften zu holen. Um wieder auf Chiusi zurückzukommen, so hat diese unerschöpfliche Fundgrube etrurischer Alterthümer durch die Revolution von ihrer früheren Ergiebigkeit Vieles verloren. Wenn die Käufer ausbleiben, will auch Niemand graben. Leopoldo Lugioldo fand indessen ein äußerst niedliches Grabmonument in Form eines Tempelchens, an dessen vorderer Seite eine sitzende Figur mit zwei

ruhenden Löwen eingelassen ist. In einen Winkel des bischöflichen Gartens schaffte man einen andern sehr schön gearbeiteten Sarkophag, der mir dadurch besonders merkwürdig vorkam, daß die nach bekannter Weise hingestreckte Figur unverkennbar ein gelungenes Streben nach Portraitähnlichkeit verräth. In den unlängst aufgefundenen Catacomben von St. Katharina wurde der Versicherung des Führers zufolge, der freilich zum Sacristeipersonal gehört, eine Viole ausgegraben, deren Inhalt ganz unversehrt erhaltenes Blut, „so rein wie Christenblut,“ gewesen sein soll. Credat Judaeus Apella. In dem Bereich jener mit Inschriften reich geschmückten Kammern, wo man die herrliche Vase, die Zierde des Vasencabinetes in Florenz, fand, sind weitere Nachforschungen nicht angestellt worden.

In diesen altetrurischen Städten wird es Einem erst recht klar, wie zäh in Italien die neue Zeit an der alten, das Christenthum an dem Heidenthum hängt. Beide Vorstellungsweisen sind so mit einander verwachsen, daß sie in dem Bewußtsein des Volkes Theile eines und desselben organischen Ganzen bilden, weshalb das Frühere ohne Gefahr für das Spätere nicht verlegt oder gar ausgerottet werden kann. Aus dem Umstand, daß den christlichen Ideen die heidnischen Anschauungen als Folie dienen, erklärt sich gar Manches in den Sitten und Gewohnheiten der Italiener. In Chiusi, das eine ganze vergrabene Welt unter sich hat, knüpfen sich gerade die tiefsten Empfindungen christlicher Frömmigkeit an Ueberreste des etrurischen Gottesdienstes. Nicht allein, daß der aus einem Festungswerke in einen Campanile umgeschaffene Thurm der Hauptkirche eine ausgegrabene uralte Glocke trägt und daß den größten Schmuck der Kirche selbst eine etru-

rische Tempelsäule bildet; nicht genug, daß der Kirchhof — der Führer nannte ihn sinnig nostra casa eterna — denselben Hügel krönt, in dessen Innerem die Todtenstraßen der Catacomben sich kreuzen, und daß die Mönche eines früher hier gestandenen Klosters ihren Brunnen mitten durch den Tuffstein des unterirdischen Leichenfeldes gruben: — an gewissen Festtagen drängt sich die ganze Bevölkerung des Städtchens in die engen, dumpfen Höhlen, Kopf an Kopf, gleich als ob diese Bergbewohner urplötzlich in Troglodyten verwandelt worden wären. Alle wallfahrten zu einem mit Drathgittern verwahrten Grabe, aus dem der halbverwitterte Schädel eines alten Etruskers hervorlugt, und nicht Einer ginge beruhigten Gewissens nach Hause, wenn er nicht zuvor andächtig, als wäre es ein Knochen des berühmtesten Kirchenheiligen, diesen Schädel berührt hätte. Die katholische Kirche hat von jeher einen sehr feinen Tact bewiesen, indem sie solche menschliche Schwächen, denen jedoch ein schönes Gefühl von Pietät zu Grunde liegt, mit größter Nachsicht behandelte, nach Umständen sogar förderte, um desto nachdrücklicher die christliche Häresie und Sectirerei zu bekämpfen. Der Götterglaube ist unverfänglich und verwandelt sich unter der Hand in lauteres Gold guten Christenthums, wogegen dogmatische Ketzerei das Unkraut des Zweifels und der Kritik in die Gemüther pflanzt.

Eine andere Merkwürdigkeit Chiusi's fand ich darin, daß mehrere Mitglieder der Familie Bonaparte hier aus- und eingegangen sind. Mein Wirth wußte namentlich von dem alten Canino viel zu erzählen, der, nachdem er das für die alte Kunstgeschichte so hochwichtige Vetulonia der Etrusker entdeckt, von Zeit zu Zeit auch nach Chiusi herüberkam und

Nachforschungen anstellte. Er beobachtete dabei ein so strenges Incognito, daß der einzige Diener, den er bei sich hatte, unter dem Namen Santi seine Wohnung gar nicht in der Stadt, sondern in einem benachbarten Dorfe nehmen mußte. Der junge Canino machte sich in der Gegend als tüchiger Jäger einen Namen. Auch mit dem alten Louis Napoleon war mein Wirth bekannt: er nannte ihn den hinkenden Ludwig — il zoppo Luigi — eine Bezeichnung, die mir an dem ehemaligen König von Holland durchaus neu war und deren Richtigkeit ich nicht zu verbürgen im Stande bin. Auch will mein Gewährsmann das „Louischen" in der Begleitung seines Vaters gesehen haben, ohne jedoch zu wissen, daß das Louischen, von dem er weiter nichts als seine damalige Jugendlichkeit zu berichten hatte, unterdessen Präsident der französischen Republik geworden ist. Neben den Napoleoniden wird im goldenen Löwen zu Chiusi als ehemaliger Gast mit der größten Auszeichnung genannt Signore Gelardo — unser berühmter Archäolog Gerhard, der hier bedeutende Einkäufe machte und in dieser Transfiguration seines Namens als Beispiel dienen kann von der im Italienischen so häufig vorkommenden Vertauschung der Gaumenbuchstaben. Malghera ist ebenso richtig als Marghera und umgekehrt.

Auf jenen dem schwedischen „Schuß" nach- oder richtiger vorgebildeten zweiräderigen Vehiculum, dem der Italiener mehr Geschmack abgewinnt als der Deutsche, gelangte ich unter Sturm und Regen über die Grenze des Kirchenstaates nach Città della Pieve. Wäre Perugino hier nicht geboren und hätte seiner Vaterstadt einige wackere Bilder hinterlassen, so käme der Name des Ortes wohl nur auf Postkarten vor. Vor einigen

Tagen war nun auch vollends die österreichische Garnison abgezogen und hatte Pieve in seiner früheren Langweiligkeit zurückgelassen. Auch aus anderen kleineren Städten der Legationen zog Oesterreich seine Garnisonen zurück, die alle an die Po-Linie, zum Theil über Florenz, dirigirt wurden. In Verona betrieb der Marschall die Rüstungen auf das Eifrigste. Das Wiener Cabinet trifft also seine Vorkehrungen für alle möglichen Fälle und wird am Po die Ereignisse in Piemont, im Vorarlberg die weiteren Schritte Preußens mit Achtung gebietenden Heeren abwarten. Fallen in Sardinien die Wahlen so aus, daß der Friede oder die Monarchie ernstlich bedroht erscheint, wird Radetzky unverweilt in Turin einrücken, auch ohne daß man ihn ruft, und unbekümmert um die Einsprache fremder Mächte. Mit Ausnahme Ravenna's, Ancona's, Ferrara's und Bologna's bedarf es in den Legationen keiner Occupationstruppen: Città della Pieve wenigstens fängt keinen Crawall an und falls es je wieder Soldaten nöthig hätte zur Aufrechthaltung der öffentlichen Sicherheit, so könnte dieß bloß sein, weil die Einwohner gleich unerfahrenen Kindern einer Bewahrung vor fremden Verführern und Ruhestörern bedürften.

Die Schutzredner einer patriarchalischen Regierung mögen dieß sehr schön und lobenswerth finden: was mich betrifft, so hat diese völlige Unselbstständigkeit und Willenlosigkeit einen tief schmerzlichen Eindruck auf mich gemacht. Für Keinen, der die Geschichte des römischen Staates aus neuer und neuester Zeit auch nur halbwegs kennt, kann es ein Geheimniß sein, daß ein heruntergekommenes, verarmtes und immer mehr verarmendes Volk unter der weltlichen Herrschaft des Krumm-

stabs steht: in dieser Beziehung ließ ich, gleich Dante am Eingang zur Hölle, jede Hoffnung hinter mir; allein zu meinem Leidwesen muß ich bekennen, daß ich an Ort und Stelle selbst meine schlimmsten Befürchtungen weit übertroffen fand. Ein solches materielles, was sage ich? nein, geistiges, sittliches, ja sogar physisches Verkommensein geht über alle Begriffe. In einer Stadt von 2000 Einwohnern kaum ein Dutzend erträgliche Häuser; alles Uebrige jämmerliche Baracken; die Bewohner schmutzig, so blödsinnig, daß von einem vernünftigen Gespräche gar nicht die Rede sein kann und die gewöhnliche Antwort lautet: „Ich weiß es nicht;" keine ordentliche, anhaltende Arbeit, wozu es selbst an den gewöhnlichsten Werkzeugen fehlt; daher ein trübseliges Herumlungern und die Folge davon eine hottentottenmäßige Neugierde und eine Bettelhaftigkeit, daß dem Fremden, der eine Kirche betritt, sechs baumstarke Bursche auf dem Fuße folgen, um für einen Bajock den Küster zu rufen; Polizei- und Mauthsoldaten vor der Kohlenpfanne ausgestreckt oder am Thore gaffend und weiter auf nichts bedacht, als dem Reisenden die Hand entgegenzuhalten — per la buona mano. Ich bin gewiß kein Fürsprecher polizeilicher Plackereien: allein daß man in den gegenwärtigen Zeitläuften die römische Grenze passiren kann, ohne nach seinem Passe oder auch nur nach seinem Namen gefragt zu werden, ist selbst für einen ausgesprochenen Widersacher Delcarretto's befremdend. Mein verwöhnter Geschmack betrachtet es schon als ausgemacht, daß eine Einwohnerschaft, die nicht einmal des Jahrs ihre Fußbekleidung putzt, sondern wartet, bis der Schmutz von selbst abfällt — das geborne Sonntagskind, der Deutsche, „schmiert" seine Stiefeln wenigstens jeden Feiertag — und wo man im

ersten und einzigen Wirthshause des Ortes vergebens nach einer Schuhbürste fragt, nicht in die Culturgeschichte des 19. Jahrhunderts paßt, zumal wenn nicht an einem einzigen öffentlichen Orte, selbst in keinem Café, eine Zeitung aufzutreiben ist. Müssen doch die Leute, wenn sie einen vernünftigen Bissen, ein gutes Stück Brod essen wollen, in's Toscanische hinübergehen, wie mir mein Fuhrmann versicherte und wie ich aus eigener, wenn auch nur zweitägiger, Erfahrung bezeugen kann. Daß ein solcher Schlag Menschen auch nicht eine Ahnung davon hat, um was es sich während der letzten Zeit handelte, versteht sich von selbst.

Woran liegt nun die Schuld? Etwa an dem Chaussée-Graben, der im Val di Chiana als Grenzmarke zwischen Toscana und dem Kirchenstaate sich hinzieht? Oder vielleicht an Clima und Boden? Auf der andern Seite des Thalgrundes weht dieselbe Luft, ist der Acker um nichts ergiebiger und doch weilt drüben ein aufgewecktes, rüstiges, thätiges Völkchen. Sagen wir es gerade heraus: die geistliche Regierung hat diese üble Lage der Dinge wenn nicht allein, so doch allermeist herbeigeführt. Es ist einmal nicht anders: gewisse Attributionen sind unverträglich in der menschlichen Weltordnung und der vortrefflichste Cardinal wird unter 10 Fällen 9 Mal ein schlechter Präfect sein. Es gehört wirklich die verblendete Beschränktheit und die eitle Selbstgefälligkeit der französischen Diplomatie dazu, um sich einzubilden, mit einer unter dem Schutz französischer Bajonete in's Leben gerufenen Constitution sei die Sache abgemacht; das Wiener Cabinet weiß recht wohl, wie faul die römischen Zustände sind, aber es will sich nicht eine neue Last auf die Arme laden und wenn es die Legationen auch fernerhin

besetzt hält, so geschieht dieß weit mehr, um seine eigenen Grenzen zu schützen, als um der von Neapel und Gaeta ausgehenden päbstlichen Politik unter die Arme zu greifen.

Ja, wenn es nur darauf ankäme, daß der Italiener die Drosseln nicht mehr mit den Eingeweiden und die Weinflaschen mit Werg verstopft auf den Tisch brächte, wäre am Ende selbst Baraguay d'Hilliers der Mann, der diese verwickelte Frage zu lösen vermöchte; so aber ist die Verwirrung bodenlos und von der Art, daß alle bisherigen Lösungsversuche fast kindisch erscheinen. Die vier größten Mächte der katholischen Christenheit interveniren, ohne daß mit Ausnahme Oesterreichs eine einzige wüßte, was sie will und thut. Der Kitt, der diese päbstliche Allianz zusammenhält, ist so feiner Art, daß die erste telegraphische Nachricht, die Oudinot von Paris erhält, ihm befiehlt, den Römern bemerklich zu machen, die französische Expedition sei ganz und gar nicht so zu verstehen, als sollten die Franzosen den Neapolitanern den Einzug in die ewige Stadt erleichtern; und kaum ist die Kunde zu den Ohren des Königs von Neapel gelangt, der bereits vor den Thoren Rom's steht, kehrt derselbe in Eilmärschen an die Grenzen seines Reiches zurück!

„Das liebe, heil'ge römische Reich, wie hält's doch nur zusammen?"

Lange nicht mehr, großer Goethe, wenn nicht der europäischen Politik des fünften Decenniums unseres Jahrhunderts noch vor Thorschluß ihr Meisterstück gelingt. Die römische Frage ist eine europäische Frage geworden und nur wenn eine von einem weltgeschichtlichen Princip geleitete Vereinbarung nicht nach egoistischen, sondern nach humanistischen Rücksichten das Wirrsal entwirrt, kann möglicher Weise eine befriedigende

Entscheidung herbeigeführt werden. Was bisher geschehen, ist bloße Flickarbeit, ein noli me tangere, dem es an jeder klar durchschauten Voraussetzung und eben darum auch an jedem Endergebniß fehlt. Alle Reformen, alle Institutionen werden sich so lange als völlig wirkungslos erweisen, bis im Kirchenstaate ein Verwaltungspersonal existirt, das weiß, wozu das Regieren berechtigt und verpflichtet. Man kann von den Disteln keine Trauben lesen und von den Dornen keine Feigen: von denjenigen, die in den geistlichen Uebungen und kirchlichen Dienstleistungen aufgewachsen sind, kann vernünftiger Weise gar nicht gefordert werden, daß sie als bürgerliche Obrigkeiten ihre Stellen ausfüllen. Dagegen wird freilich vorgeschützt, von den römischen Beamten gehöre ein kaum bemerklicher Bruchtheil dem Priesterstande an, weitaus die meisten seien Laien: allein der eigentliche Entscheidungspunct liegt nicht in der größeren oder geringeren Anzahl, sondern in den leitenden, Ton und Richtung angebenden Persönlichkeiten und diese sind überall — Prälaten. Das herrschende System ist ein geistliches und eben darum mit den nächsten und dringendsten Bedürfnissen des weltlichen Regiments wenig oder gar nicht vertraut. Einem Diener der Kirche kann man gar nicht zumuthen, in Ermangelung jeglicher Beamtenroutine bei der Wahl der Anzustellenden keine Mißgriffe zu begehen, und wenn irgend etwas die Zustände des Kirchenstaats in Verwirrung gebracht hat, so war es der Mangel an tüchtigen Beamten. Die Anregungen zu einem den Volksgeist weckenden und belebenden Regiment müssen nothwendig von Oben ausgehen: allein dazu gehören nicht bloß Studien, sondern Erfahrungen, Ueberlieferungen, selbst wirkungsreiche Familienverhältnisse, die man von

den Kreisen, wo geistliche Erziehung und kirchliche Obliegenheiten den Ausschlag geben, nicht voraussetzen darf. Alles, was auf die materielle Wohlfahrt des Volkes, auf seine rein menschlichen Bedürfnisse Bezug hat, ist eben daher im Kirchenstaat so schlecht als nur irgendwo berathen: für die Nationalöconomie so höchst wichtige Zweige, wie die Forstcultur, liegen völlig darnieder; der Ackerbau steht vielleicht noch auf einer tieferen Stufe als zur Zeit der alten Römer; für Handel und Gewerbe existiren keine anderen Quellen des Verkehrs und des Verdienstes als diejenigen, die sie schon vor langen Jahren besaßen, so daß der Arbeiter sich außer Stand sieht, die fremde Concurrenz auszuhalten oder auch nur die billigsten Anforderungen des einheimischen Marktes zu befriedigen.

Wie soll da Rath geschafft werden?

Soll die weltliche Macht des Pabstthums mit dem Ruin des Volkes sich nicht selbst unwiederbringlich zu Grunde richten, gibt es nur einen Ausweg, wozu die vorbereitenden Maaßregeln ohne Verzug getroffen werden müssen. Die auswärtigen Cabinete haben dafür Sorge zu tragen, daß für alle Zweige der Verwaltung einige tüchtige Beamte aus dem Ausland nach dem Kirchenstaate berufen werden. Wo einem Beamtenstand fast alle nöthigen Vorbedingungen einer tüchtigen Geschäftsführung und insbesondere die allgemeinen Principien und der Geist der modernen Verwaltungswissenschaft abgehen, kann eine Regierung unmöglich sich mit den Bedürfnissen und Interessen ihrer Unterhanen in Einklang setzen. Hat die toscanische Regierung aus Neapel Officiere zur Organisirung des Polizeiwesens und zur Einübung der Polizeimannschaften beru-

fen, warum sollte der Pabst für sein gesammtes Beamtenpersonal nicht ein ähnliches Heilmittel in Anwendung bringen? Nur fremde, in keinen Ueberlieferungen und Rücksichten befangene Beamte können dem eingerissenen Schlendrian ein Ziel setzen: alle anderen Heilversuche erweisen sich als völlig wirkungslos. Die Maaßregel hätte übrigens nur dann einen Sinn, wenn der Pabst sich entschließen könnte, auch den Minister, welcher der Verwaltung eine und dieselbe Richtung, leitende Gedanken und frische Anregungen zu geben hat, außerhalb seiner eigenen Staaten zu suchen. Einen Römer, wie Pellegrino Rossi, findet man nicht zum zweiten Male und selbst unter den auswärtigen Staatsmännern möchte es schwer oder unmöglich sein, einen Ministerpräsidenten von Rossi's Geist und Character ausfindig zu machen. Der Fanatiker, der Rossi erdolchte, wußte recht wohl, was er that: er wollte den gefährlichsten Gegner des überspannten Unitarismus aus dem Wege räumen, der mit seinem scharfen und zugleich besonnenen Verstande ebenso klar die von der anderen Seite stammenden Mißbräuche durchschaute und allein im Stande war, das vom Strudel der Revolution ergriffene Staatsschiff vor dem Scheitern zu retten.

Eine weitere, mit der ersten genau zusammenhängende Maaßregel müßte die Organisation eines päbstlichen Heeres zum Gegenstande haben. Eine Occupation, wie sie gegenwärtig besteht, kann in die Länge nicht fortgesetzt werden: der Staat, den sie retten soll, ginge darüber unfehlbar zu Grunde. Man sieht zwar viele Zwanziger in den Delegationen; allein die Römer müssen dieselben theuer genug, jedenfalls theurer bezahlen, als die Frankenstücke, die in Rom selbst die einzige klingende Münze bilden. In mehreren Städten, wie in

Perugia, Bologna u. s. w. wird unter dem Namen: tassa austriaca eine außerordentliche Steuer von 54 Zuschlagcentimen erhoben. Ziehen aber Oesterreicher und Franzosen ab, so können nur die Schweizer in neuer und vermehrter Auflage die öffentliche Sicherheit aufrecht erhalten. Auch dazu fehlt es im Kirchenstaat an den nöthigen Geldmitteln, ganz abgesehen davon, daß das Auskunftsmittel überhaupt ein bedenkliches ist, weil es die Ehre eines freien Volkes tief verletzt und nur in absoluten, nicht aber in repräsentativen Staaten anwendbar ist. Mache man es daher, wie die Pforte und der Vicekönig von Aegypten es machten: man lasse sich die Cadres zu den verschiedenen Waffengattungen und alle instruirenden Officiere in den Reihen der bewährten europäischen Heere auswählen und formire um diesen Grundstock nach und nach eine römische, wenn es sein muß, päbstliche Armee. Was in der Türkei, was in Aegypten gelang, sollte das in Italien unausführbar sein? Wenn mit dieser Neubildung nur erst der Anfang gemacht wäre, könnte man ziemlich sicher darauf zählen, daß ein kleines Occupationscorps schon während der Einübung des neuen Heeres hinreichen würde, um den Reichsfrieden aufrecht zu erhalten.

Je länger und aufmerksamer ich die öffentliche Meinung in Stadt und Land zu erforschen Gelegenheit hatte, desto mehr fiel mir die gänzliche Unbekanntschaft der Leute mit den politischen Ereignissen des Tages und die daraus zum Theil sich erklärende völlige Gleichgültigkeit gegen Alles, was vorgeht, auf. Zeitungen sieht man fast nirgends und mich wundert, daß die österreichische Regierung da, wo ein Journal gehalten wird, den in Florenz erscheinenden Nazionale unangefochten passiren läßt. Seine kritischen Beleuch-

tungen, namentlich auch der römischen Zustände in ihrer Abhängigkeit von der Willkür österreichischer Militärherrschaft, sind zuweilen derb und durchschlagend. Aber freilich, wie unendlich Wenige nehmen auch nur dieses Oppositionsblatt zur Hand! Man kann Hunderte fragen, wie es sich mit dem Pabst verhalte: sie wissen es nicht und kümmern sich gar nichts darum, ob er sich in Rom oder Gaeta aufhält. Damit aber stimmen Alle überein, daß sie schlecht regiert werden. Hauptsächlich sind es zwei Puncte, die man der geistlichen Regierung zum Vorwurf macht: Erbschleicherei durch Beängstigung des Gewissens auf dem Todtenbette und die übermäßigen Sporteln, die an die geistlichen Behörden, namentlich die bischöflichen Kanzleien, bezahlt werden müssen. Unzählige haben ihre Familien in bitterer Armuth zurückgelassen, um auf den Rath des Priesters durch Dahingabe ihres Vermögens an die Kirche ihre Seele zu retten. In einem so gewerbthätigen, blühenden und reichen Lande, wie Belgien, konnte die Regierung nicht gleichgültig es mit ansehen, wie die Geistlichkeit auf demselben Wege innerhalb der letzten Jahre den Schatz der Kirche mindestens um 10 Millionen Franken vermehrt hatte, und beschränkte daher in Uebereinstimmung mit den Kammern die Rechte der todten Hand. Wie muß erst ein so ausgesogenes und ausgedrücktes Volk, wie das römische, durch die unbeschränkte Schenkfreiheit zu kirchlichen Zwecken leiden! Wenn man auch gern zugiebt, daß ein großer Theil dieser Schenkungen in mildthätigen Spenden der geistlichen Corporationen den Armen zu gut kommt, so darf man doch nicht übersehen, daß damit zur Hebung des allgemeinen Wohlstandes, zur Förderung der Production und zur Mehrung ihrer Mittel und Kräfte durchaus nichts erreicht wird.

Die Capitalien verschwinden immer mehr aus dem Verkehr und verlieren ganz und gar ihre befruchtende Triebkraft. Ebenso wenig kann es gebilligt werden, daß das Sportelwesen zu Gunsten der Geistlichkeit einen kaum glaublichen Umfang erreicht hat. Wo und wie auch immer der Römer mit den Behörden in Berührung kommt: er muß bezahlen und gerade in diesem Puncte ist das geistliche Regiment um nichts nachsichtiger, als das weltliche. Wenn ein Mädchen sich verheirathen will und nur 10 Scudi im Vermögen besitzt, muß sie 5 Scudi für den Trauungsschein an die bischöfliche Kanzlei entrichten; nachher kommt der Ortsgeistliche mit seinen Stolgebühren u. s. f., bis die 10 Scudi aufgezehrt sind. Außerordentliche Besteurungen der Art sind nicht minder nachtheilig in moralischer, wie in materieller Beziehung und allgemein hört man den Wunsch äußern, Pius IX., auf den das Volk noch immer große Stücke hält, möchte bei seiner Rückkehr mit Abstellung dieser Mißbräuche den Anfang machen; da alle politischen Reformen nichts fruchten, so lange das Uebel nicht in seinem eigentlichen Sitz und Mittelpuncte gefaßt und ausgerottet werde.

Wie die Dinge jetzt stehen, wird der Mißbrauch zum Gebrauch und wenn der Geistliche als Diener des Staates sich vergangen hat und zur Verantwortung vor irdischen Richtern gezogen werden sollte, schützt er sein Mandat als Diener des Himmels vor. Dank dieser verdächtigen Doppelstellung, dem Janusgesicht der Beamtenwelt, hat der Kirchenstaat keine eigentlichen Mittelclassen. Als ein kraft- und markloser Abklatsch des mittelalterlichen Staates gestattet er nur der Geistlichkeit und dem Adel größeren Besitz und übt gegenüber dem

Bürgerstande ein großartiges Ausbeutungssystem, das durch reichliche Almosenspenden den Mißbrauch der legalisirten Erpressungen zu verdecken sucht. Wenn sich das Gerücht bestätigen sollte, wonach das Wiener Cabinet den anderen Mächten den Vorschlag machen würde, daß der Pabst nur Rom und das unmittelbar dazu gehörige Land unter seiner weltlichen Herrschaft behalte, die übrigen Provinzen aber unter das Scepter eines italienischen Fürsten kommen, so kann man versichert sein, daß mit wenigen Ausnahmen alle diejenigen, die auf diese Weise vom Kirchenstaate abgetrennt würden, mit diesem Wechsel durchaus einverstanden wären und wenig darnach fragen würden, ob sie dadurch in ein um so abhängigeres Verhältniß zu Oesterreich kämen. „Lieber österreichisch als päbstlich" — ist eine Aeußerung, die man oft genug hören kann. Die Franzosen gewinnen unterdessen wenig dabei, daß sie die Polizei im Lande üben. In Viterbo unternahmen sie einen mit Erfolg gekrönten Streifzug gegen ganze Schaaren verdächtigen Gesindels, die bloß von Diebstahl lebten. Dieß hinderte jedoch nicht, daß gleich darauf der päbstliche Courier bei Forli von Bewaffneten angehalten und ausgeplündert wurde. Der patriarchalische Staat, dem es an Polizei fehlt, wird von diesem Grundübel immer wieder von Zeit zu Zeit heimgesucht.

Der neapolitanische Absolutismus hat von seiner herzinnigen Freundschaft mit dem Selbstherrscher aller Reußen so viel gelernt, daß die Völker ohne hinlängliche Polizeimannschaften nicht väterlich regiert werden können. Und diesem Despotismus wird seine Stunde sicherlich sobald nicht schlagen. Wir lasen neulich in der „Gazzetta di Genova" einen offenbar aus der Feder des Grafen Mamiani geflossenen Ar-

tikel, voll der wunderlichen historischen Anspielungen und Parallelen, in denen Mamiani sich gefällt, und worin versichert wird, daß in der Politik kein Extrem etwas tauge und daß namentlich die Zeit des fürstlichen Absolutismus vorüber sei. Der Tyrann Dionysius habe nach seiner Vertreibung aus Syracus sich als Schulmeister in Athen sein Brod verdient und Portugal's Don Miguel ministrire in Rom bei der Messe. Sehr wahr — aber von Dionysius bis auf Miguel verfloß eine geraume Zeit und der Despotismus erhob sich immer wieder in neuer, meist schrecklicherer Gestalt als zuvor. Nachdem in Neapel die Verfolgungen politisch verdächtiger Personen in etwas nachgelassen, kam die Regierung auf den Einfall, die Inquisition unter verändertem Namen wieder einzuführen. Aus drei Geistlichen und einem „erprobten" Polizeibeamten wurde eine Commission niedergesetzt, welche die Studirenden auf jedem Schritt und Tritt zu überwachen, ihren Fleiß und ihr Betragen zu controliren und ganz besonders darauf zu sehen hat, ob dieselben auch allen ihren kirchlichen Pflichten nachkommen. Jeder Student muß von Zeit zu Zeit ein Zeugniß dieses Inquisitionstribunals beibringen; sind die Sittenrichter mit seinem Verhalten nicht zufrieden, wird er vorgefordert und das erste Mal mit einer Rüge entlassen, das zweite Mal relegirt. Mit Sicherheit läßt sich annehmen, daß die Jesuiten, wie nach und nach wieder das gesammte Unterrichtswesen in Neapel, so auch dieses Censurgericht in die Hand bekommen: die ganze Einrichtung athmet den lautern, unverfälschten Geist des Jesuitismus und ist vortrefflich darauf berechnet, den offenen, geraden Jüngling in kürzester Frist zu einem jesuitischen Heuchler zu machen. Auch im Kirchenstaate

halten die Jesuiten an mehreren Orten, aus denen sie vertrieben worden waren, auf Befehl des Pabstes, wieder ihren Einzug.

Und wie sollte dieß auch anders sein? Das päbstliche System hängt mit den zähesten Fäden in allen seinen Theilen zusammen. In Perugia, der Hauptstadt Umbriens, hoffte ich wenigstens einigermaßen bessere Zustände und freundlichere, vergnügtere Gesichter zu finden: aber wie sehr ward meine Erwartung getäuscht! Dieselbe trübselige, schwere, gewitterschwangere Atmosphäre, wie anderwärts. Nähert man sich der Stadt, fällt der Blick zuerst auf die gebrochenen Mauern der Festung, die Paul III. „ad coërcendam Perusianorum audaciam" 1540 durch San Gallo beginnen und vier Jahre später durch Galeazzo Alessi vollenden ließ. Wie die Genuesen ihr Castelletto, so wollten auch die Perugianer ihre päbstliche Zwingburg in Trümmern sehen. Aber wie lächerlich stellten sie sich dabei an! Als die Pariser die Bastille erstürmt hatten, machten sie Alles der Erde gleich und Sonntags drauf war an dem Platz zu lesen: „Ici l'on danse!" Das hatte einen Sinn. Die Perugianer dagegen ließen gerade die Hauptsache, die Grund- und Wallmauern, fast unversehrt stehen und begnügten sich damit, die Festungsgebäude zu zertrümmern, die ohne beträchtliche Kosten in kurzer Zeit wieder hergestellt werden können. Das hatte keinen Sinn. Und zudem griffen sie es so ungeschickt an, daß bei der Sprengung eines Thurmes fünf Menschen ums Leben kamen. Die Stadt selbst ist so sehr im Verfall, daß es schwer hält, zu entscheiden, ob die Häuser oder ihre Bewohner dürftiger aussehen. Am schmerzlichsten empfindet man es, daß die Gewerbe so gänzlich darniederliegen,

einige Schustereien, Schneidereien und Schmieden abgerechnet, gewähren alle Werkstätten einen mehr oder weniger bettelhaften Anblick.

Ich machte es mir zur Pflicht, erst nach Anhörung zahlloser Zeugen aus allen Ständen und Berufsarten mein Urtheil über die unter dem Volke herrschende Stimmung zu bilden. Indessen mochte ich mich wenden, an wen ich wollte, die Antwort lautete unabänderlich: „Wir müssen bei längerer Fortdauer des gegenwärtigen Systems Alle zu Grunde gehen." Mein Wirth hatte nicht so viel baares Geld im Hause, um einen Fünffrankenthaler zu wechseln, trotzdem daß in der Vorhalle eine ganze Reihe fürstlicher, königlicher, selbst kaiserlicher Wappen steht, deren Inhaber früher hier einkehrten; und obgleich der Wandspiegel meines Zimmers noch genug Spuren einer überaus reichen Vergoldung trägt, ist die ganze Einrichtung so dürftig, daß die Fußteppiche eher der Pferdedecke eines Kosaken und die Fenstereinfassungen dem Luckenverschluß einer Samojedenhütte gleichen. Woher sollten auch die armen Leute das Geld bekommen, um etwas neu machen zu lassen? Sie behelfen sich daher mit Flicken und verwünschen das geistliche Regiment in den bittersten Ausdrücken. Richtete ich meine Frage an den Meister, der den Leisten in der Hand hatte, so entgegnete er: „Stadt und Land Perugia haben für ihre Kataster drei Millionen aufzubringen, von denen zwei zu geistlichen und eine zu weltlichen Zwecken verwendet werden; unsere Stadt von 16,000 Einwohnern zählt 18 Mönchs- und 13 Nonnenklöster, alle an den schönsten Puncten der Stadt erbaut, im Besitz der fruchtbarsten Ländereien und reichlich dotirt von unserem Schweiße; zur Zeit Braccio-Forte's, da Perugia allein

12,000 Bewaffnete aufbieten konnte, waren es nicht so viele". Wandte ich mich an den Mann der Wissenschaft, so hieß es: „Unsere Universitäten sind fortwährend geschlossen, alle höheren Unterrichts- und Bildungselemente noch ärger geknebelt als zuvor, das Schulwesen liegt gänzlich darnieder, die Religion in ihrer sittlich-geistigen Bedeutung existirt gar nicht mehr, der Glaube an das Göttliche und Ewige im Christenthum ist aus den Gemüthern getilgt". Der practische Geschäftsmann seinerseits bemerkte achselzuckend: „Was wollen Sie? Von den Reformen Pius' IX. ist auch der letzte Rest verschwunden; für die hämischen Insinuationen eines Priesters besteht unbeschränkte Preßfreiheit, wir Alltagsmenschen dagegen stehen wieder unter der ganzen Strenge der früheren Censur; von Municipalverfassung und Gerechtsamen der städtischen Vertreter kann gar nicht die Rede sein: unser Stadtrath hat weiter nichts zu thun, als was der Legat befiehlt; unsere Verwaltung ist ein im Namen der Kirche geübtes systematisches Aussaugungssystem, wodurch möglichst Viele zu Bettlern gemacht werden, um sie hinterher durch Almosen zu erhalten". Das Merkwürdigste dabei ist, daß die Klostergeistlichkeit und überhaupt sehr Viele vom niederen Clerus mit der neuen Phase der römischen Frage ganz und gar nicht einverstanden sind. Der schon aus früheren Zeiten bestehende Riß zwischen hoher und niederer Geistlichkeit erweitert sich zusehends und die Prälatur mag es verantworten, wenn daraus für die päbstliche Regierung neue und ganz unerwartete Schwierigkeiten erwachsen.

Sobald die Priesterherrschaft in Perugia wieder eingesetzt war, ließ dieselbe es ihr erstes Geschäft sein, die Inquisition wieder herzustellen; alle nur einigermaßen als liberal verdächti-

gen Personen wurden aus ihren Lehrstellen entfernt und Alles wieder auf den früheren Fuß hergestellt. Ich selbst habe die Bekanntschaft eines ungewöhnlich begabten jungen Mannes gemacht, den dieses Loos traf und der, um sein Brod auf anderem Wege zu verdienen, sich kurzweg entschloß, das juristische Examen zu bestehen und in die Advocatur einzutreten. Ein reicher Gutsbesitzer aus der Umgegend erzählte mir, er sei bei den geistlichen Behörden eingekommen, in einem ihm zugehörenden Weiler, wo unter 200 Einwohnern nicht ein Einziger lesen und schreiben kann — dieß zur Nachricht an den Pater Ventura — eine Schule einrichten zu dürfen, deren Lehrer er aus seinem Beutel zu besolden und, falls es gefordert würde, neben diesem auch noch einen Geistlichen anzustellen versprach. Es wurde ihm abgeschlagen. Im Collegio Pio VII., einer zur Aufnahme von 60 Zöglingen bestimmten Schulanstalt, hatten die Vorsteher während der Revolution nach dem Muster der französischen Collèges ein freieres, mit gymnastischen Uebungen verbundenes Lehrsystem eingeführt: kaum war der päbstliche Legat erschienen, mußten die „gefährlichen Neuerungen“ wieder abgeschafft werden. Vom Bischof in Perugia ist stadtkundig, daß er, um Cardinal zu werden, einen Eifer beurkundet, der das Kind mit dem Bade ausgießt. Zu seiner Entschuldigung soll nicht verschwiegen werden, daß beim Einmarsch der Oesterreicher ihn ein durchaus unverschuldetes Unglück traf. Eine Commission des Magistrats protestirte damals vor dem Befehlshaber der österreichischen Heerabtheilung nicht gegen die Wiedereinsetzung des Pabstes, wohl aber gegen die Wiederkehr des geistlichen Regiments; der Bischof, ebenfalls von der Partie, ließ es sich nicht nehmen, im entgegengesetzten Sinne einen

gesalbten Vortrag zu halten, der dem österreichischen Officier viel zu lang vorkam, so daß derselbe seinen Dolmetscher fragte: „Was sagt er denn?" worauf dieser antwortete: „Ganz dasselbe, was die Andern!" Drei Tage später stand im Monitore Romano (die Republik bestand damals noch), selbst der Bischof von Perugia habe gegen die Restitution der Priesterherrschaft protestirt.

Ich glaube nicht, daß die römische Geistlichkeit den wahren Stand der Dinge im Kirchenstaate nur auch halbwegs richtig beurtheilt. Der Zufall wollte es, das ich in S. Pietro fuori di muro, wo höchst interessante Jugendarbeiten Raphael's zu sehen sind, ohne ihn zu kennen, dem Cardinal Mariniagli Angeli begegnete. Zwei Stunden später traf ich mit demselben im Universitätsgebäude zusammen, wo er in Begleitung des außerordentlichen apostolischen Commissärs von Perugia, d'Andrea, und eines zahlreichen Gefolges die Kunstschätze in Augenschein nahm. Das Gespräch der beiden Cardinäle war voll Geist und Witz, ihr Benehmen das vollkommener Weltmänner: wer hätte da nicht meinen sollen, das römische Volk könne doch nicht so gar übel regiert sein! Beim Abschied offenbarte sich indessen bereits eine gewaltige Blöße: der Bediente des Cardinals Marini beschenkte die Armen, die sich an den Wagen drängten, in lauter österreichischen Zehnern. Welchen Eindruck wohl der Cardinal mit den klugen, scharfen Augen nach Assisi in sein Kloster mitgenommen haben mag, als er ein Paar Tage später nach eingenommenem Mittagsmahl von den Mönchen in S. Pietro Abschied nahm und mit vier Postpferden nach seiner stillen Clause in Madonna degli Angeli zurückkehrte? Ehedem Präsident der Ruota und als guter Jurist bekannt, war er kurze

Zeit römischer Stadtpräfect, worauf er Cardinal wurde, bald aber vor der reactionären Partei das Feld räumen mußte. Sollten auch solche Männer eine Binde um die Augen tragen? Wissen wenigstens muß er, daß im vergangenen Jahre die Gutsbesitzer 2 1/2 Procent von ihrem Capitalvermögen an die Staatscasse zu entrichten hatten und daß die Bauern der auf ihnen lastenden Ueberbürdung mehr als überdrüssig sind. Aus einem in Foligno geschriebenen Briefe ersehe ich, daß die in Spoleto ausgebrochenen Bauernunruhen aus Veranlassung der wieder eingeführten Mahl- und Schlachtsteuer zu ganz eigenthümlichen Verwickelungen Veranlassung gaben. Die Behörden hatten sich zuerst an die in Spoleto stehenden Spanier um Hilfe gewendet, die sich auch wirklich auf den Weg machten, aber sogleich, als sie hörten, es könne blutig hergehen, den Rückmarsch unter dem Vorgeben antraten, ihre Regierung habe ihnen untersagt, sich noch ferner an dem Kriege zu betheiligen. Nach den Spaniern kam eine Abtheilung Neapolitaner, die jedoch gleichfalls auf halbem Wege umkehrten, worauf eine noch stärkere Abtheilung derselben Armee nach den unruhigen Districten entsendet wurde und auch wirklich die Ordnung wieder herstellte, ohne einen Schuß zu thun. Bei Foligno mußten die Oesterreicher Frieden stiften. Seither sagen die Bauern um Spoleto und Foligno, dieß sei also der Dank für die treue Hingebung, womit sie allein am Pabste festgehalten; wenn sie sich nur rühren, haben die Priester — Angst!

Eine geistreiche, liebenswürdige Dame, die als Uebersetzerin von Schelling's Bruno auch im Ausland bekannt ist, entgegnete auf meine Frage, wie es anders werden solle: „Dazu gehören übermenschliche Kräfte!" Ich muß es fast glau-

ben, wenn ich wahrnehme, wie äußerst unklug sich die Priesterpartei benimmt, um ihre Sache beim Volk wieder in Aufnahme zu bringen. Man ist in der That versucht, damit die Aeußerung des Herzogs von Modena zusammenzuhalten, der auf die Bemerkung eines deutschen Kronprinzen, er werde als König auf die Hebung des Volksunterrichtes die größte Sorgfalt verwenden, entgegnete, wenn es auf ihn ankäme, würde kein einziger seiner Unterthanen lesen und schreiben lernen. Bedenke man, in ihrer Geldverlegenheit tragen die Cardinäle selbst dazu bei, das ohnedieß höchst ungern gesehene Papiergeld noch mehr in Mißcredit zu bringen. Die öffentlichen Cassen, die zur Annahme desselben verpflichtet sind, erklären, daß sie den Fünffrankenthaler, der im Verkehr 93 Bajocchi gilt, bei Zahlungen als vollen Scudo annehmen! Was ich den geistlichen Herren noch weit weniger verzeihe, ist ihre schriftstellerische Thätigkeit, von der auch Perugia einige Proben aufzuweisen hat. Als Ausländer befinde ich mich übrigens jedesmal in Verlegenheit, wenn ich in einen Buchladen trete: frage ich nach politischen Novitäten, hält man mich für einen Polizeispion und in wahrer Herzensangst betheuern die armen Leute, sie haben durchaus gar nichts. Selbst über meine Absichten beruhigt, verstehen sie sich bloß dazu, mir einige Bände Poesien vorzulegen, wobei mir wenigstens der Gedanke großes Vergnügen macht, daß in Italien Gottlob! die unerträglichen Gelegenheitssonette vom Sturmwind der Revolution mitgenommen wurden. Die gedankenlose Klimperei war zum Verzweifeln.

Mit Genehmigung der Censurbehörde erschien in Perugia von Carlo M. Curci ein in Paris verfaßtes Schriftchen: „La Demagogia Italiana ed il Papa Re," worin ganz der Stand-

punct Antonelli's vertreten und der Radicalismus in den abschreckendsten Farben gemalt wird. Gioberti heißt wegen seiner Angriffe auf die Jesuiten ein „giftiger Libellist" und Pater Ventura wird nicht uneben daran erinnert, daß er im Jahre 1825, als die Fürsten noch absolut waren, mit einer warmen Lobrede auf den Absolutismus hervortrat (Saggio sul potere pubblico; im Giornale ecclesiastico di Roma). Dagegen läßt sich nichts einwenden, wohl aber gegen den nicht sehr glücklichen Gedanken, die drei Thesen zu vertheidigen, wonach 1) die Demagogie, der auch die Männer von gemäßigt liberaler Gesinnung zugezählt werden, eine Felonie war, weil sie die Legitimität der Regierung mit Füßen trat; 2) eine Tyrannei, weil sie das Recht der Völker unterdrückte; endlich 3) ein enormer Frevel, weil sie sich an dem Ansehen und der Unabhängigkeit der Kirche vergriff. Zum Schlusse räth der Verfasser, namentlich gegen die zügellose Presse zu wüthen, öffentliche Demonstrationen, Clubs, Associationen zu verbieten und der Kirche ihre völlige Freiheit zurückzugeben. Vom Könige von Neapel heißt es: „Der Bourbon von Neapel hat eigentlich allein das Ansehen des königlichen Namens in einer Zeit aufrecht erhalten, wo niedrige Nachgiebigkeit, erbärmliche Furcht, Bundsgenossenschaft mit den Anarchisten und religionsfeindliche Zugeständnisse dasselbe so gut als vernichtet hatten; Ferdinand hielt redlich die Verfassung, als die Ausschweifungen der Demagogen allgemeinen Widerwillen dagegen eingeflößt hatten; er zeigte durchweg den besten Willen, bei allen Regierungsacten nur die allgemeine Wohlfahrt im Auge zu haben, und bot als der erstgeborne Sohn des Pabstes der Welt ein Schauspiel dar, das christlicherer und besserer Zeiten, als die

unserige, würdig ist." Das officielle Blatt der neapolitanischen Regierung bewies neulich an dem Beispiel Piemonts, daß das constitutionelle System gar nichts tauge und daß man je eher je besser in Italien mit den Verfassungen aufräumen müsse. Kann sich aber überhaupt Jemand schmeicheln, mit Lobpreisungen auf den König von Neapel die Italiener kirre zu machen? Auch damit war nicht aufzukommen, als dasselbe Thema in einer anderen Schrift: „Il Cattolicismo e la Demagogia Italiana," mehr im Einzelnen und mit äußerst pikanten Details erörtert wurde. Die Brochüre erschien anonym, man wußte jedoch bald, daß Abate Zanelli, der Secretär des Cardinals Marini, der Verfasser war. Wir geben davon einige Proben zum Besten und hoffen damit zum Verständniß römischer Zustände und Personen einen nicht unerheblichen Beitrag zu liefern.

Ueber die Veranlassungen und Ursachen der römischen, beziehungsweise der italienischen Revolution läßt der Verfasser sich gleich zu Anfang folgendermaßen aus: „Eine Wahrheit, die sich nicht bestreiten läßt, ist, daß schon seit vielen Jahren der Unglaube in Italien immer mehr an Boden gewann, namentlich in der Romagna und dem friedlichen Toscana. Von dem Augenblick an, wo die politischen Secten ihren Anfang nahmen, erhob auch der Unglaube sein Haupt, wenn man nicht lieber annehmen will, daß der Unglaube die politischen Secten erzeugte. Die Schule Lord Byron's, eine atheistische, pantheistische Schule, goß mit ihren poetischen, phantastischen Ideen das Gift in die Herzen vieler Italiener, besonders in der Romagna; noch mehr jedoch vergifteten Geist und Herz die philosophischen Werke des letzten Jahrhunderts, so sehr, daß die meisten von denen, die in der Romagna als Gelehrte gelten, in

Sachen der Religion sich zu den mehr oder minder modificirten Lehren und Grundsätzen der Encyclopädisten bekennen. Großes Unglück! Sie gingen auch nicht einen Schritt vorwärts, während in anderen Ländern, besonders in Frankreich, diejenigen, die aus derselben Quelle geschöpft hatten, eine bessere Richtung einschlugen, indem sie über die Werke Chateaubriand's und Anderer nachdachten, die mit Muth ähnliche Grundsätze verbreiteten und nichts unversucht ließen, um die Gesellschaft auf einen besseren Weg zu leiten. Auch ist ausgemacht, daß mitten unter dem lebendigen Glauben, der innigen Frömmigkeit, wodurch die Bevölkerung des päbstlichen Staates sich auszeichnet, ein gewaltiger Indifferentismus herrschte. Es gab Leute in Ueberfluß, die allein aus Berechnung die äußerlichen Handlungen der Religion mitmachten, sich in dem härenen Ordensgewand bewundern ließen und die Stirne vor der Majestät des erhabenen Priesterthums tief beugten, in ihrem Herzen aber indifferent oder ungläubig waren, indem sie demjenigen, was heilige Pflicht ist, bloß eine conventionelle Bedeutung zuerkannten." Aus Mazzini's „L'Italia," einem Werke, das 1847 in Paris in zwei Bänden erschien, wird am meisten die Stelle angefochten: „Die Kirche, auf ein endliches Princip basirt, ist ein Widerspruch; beruhend auf einem Dogma und einer unabänderlichen Hierarchie, widerstrebt sie nothwendig ihrer Natur nach den Gesetzen des Fortschrittes, der Freiheit der Prüfung und des Gewissens — seht da den Protestanten! ruft Herr Zanelli aus — kann sich somit unmöglich mit der politischen Freiheit, wie wir sie verstehen, vereinbaren; ja, sie ist der abgesagte Feind, weil sie nichts vorstellt und nichts vorstellen kann, als das Princip absoluter Auctorität und göttlichen Rechtes."

Höchst bezeichnend für den Standpunkt der ultramontanen Partei ist ein den regierenden Pabst betreffender Passus: „Als Pius IX auf den Stuhl Petri erhoben wurde, begannen viele Reformen in den römischen Staaten: ob gut oder schlecht, zu übereilt und zu wenig bedacht, lasse ich dahin gestellt.“ Eine solche Sprache steht dem Secretär eines noch überdieß als freisinnig verrufenen Cardinals schlecht an, beweist aber zur Genüge, was Pius IX. von diesen seinen vorgeblichen Freunden zu erwarten hat, die nicht Worte genug finden, dem liebevollen, wohlwollenden Herzen des Pabstes Weihrauch zu spenden, um sein Reformwerk als einen groben Verstoß gegen die Vernunft um so unnachsichtiger brandmarken zu können und die Hände für die Zukunft sich frei zu erhalten. Alles dem Herzen des Pabstes gezollte Lob ist eine versteckte Beleidigung gegen seinen Verstand, der Vorbote einer Mentorschaft, die für die päbstlichen Staaten in Aussicht steht, zuletzt aber an dem schwachen Charakter des Pabstes, auf den sie ihre Haupthoffnung baut, schmählich zu Schanden werden wird. Qui vivra verra! Gerade diese Herren werden es noch dahin bringen, daß das Volk es doch nicht für sogar absurd hält, was Mazzini in seinem Apostolo del Popolo und später in der Italia del Popolo behauptete: „das päbstliche Rom hat ein Blatt des Evangeliums vergraben, hat Christum verhüllt und verschleiert.“ Gesagt ist es bald: „Unsere Revolution ist lediglich das Werk des jungen Italiens (Giovane Italia)“ — wer aber darum glauben wollte, unbedenklich wieder in das frühere Geleise vor der Revolution einlenken zu dürfen, könnte sich denn doch ge-

waltig verrechnen. Möge nur die reactionäre Priesterpartei die Stelle in Zanelli's Buch stets in Erinnerung behalten, wo es heißt: „Friedrich II., dieser gottlose Fürst, schrieb an Voltaire, den Koryphäen der Gottlosigkeit: der Mangel an Geld wird den Gedanken an eine leichte Eroberung der Staaten des heiligen Stuhles hervorrufen: dem heiligen Vater wird man eine fette Pension aussetzen. Aber was wird aus ihm werden? Frankreich, Polen, kurz alle katholischen Mächte werden nicht mehr einen vom Kaiserhause abhängigen Stellvertreter Jesu Christi anerkennen wollen; Jeder wird sich seinen eigenen Patriarchen wählen, Nationalconcilien werden sich versammeln und nach und nach alle Welt die Idee an die Einheit der Kirche fallen lassen, so daß zuletzt Jeder in seinem Lande wie seine eigene Sprache, so auch seine eigene Religion hat."

Ergötzlicher sind die Einzelheiten, die der Verfasser von dem Treiben der Revolutionspartei anführt. Ein Club in Umbrien machte den Vorschlag, aus den Kirchen alle goldenen und silbernen Kelche und Geräthschaften zu entfernen, da auch Jesus Christus in seiner Demuth sich mit Bechern aus Holz oder Glas begnügt habe. In den Schulen ward der Bellarminische Katechismus abgeschafft: statt seiner führte man ein oder wollte man wenigstens einführen demokratische Katechismen. Der Monitore Romano, das officielle Blatt des republikanischen Triumvirates, brachte einen Artikel über das Neue Passah, worin es hieß: „Auch dieses Jahr ist Christus in Rom auferstanden; auch dieses Jahr hat das Wort die Mächte der Finsterniß besiegt und das von der Tyrannei versiegelte Grab durchbrochen. Das

Volk wußte bei der Feier des Festes wohl zu unterscheiden zwischen dem, was davon menschlich und dem, was göttlich ist, zwischen der Religion Christi und der Hülle, mit der man sie umgab, zwischen dem Evangelium und den Decretalen, dem Hirtenstab und den drei Reichen des Pabstes, der unbefleckten Stola des Lammes und dem prächtigen Purpur der Cardinäle." Demokratische Buchdrucker gingen so weit, daß sie in dem Hirtenbriefe, den der Bischof von Assisi am Feste der Heimsuchung erließ, solche Stellen, die ihnen nicht gefielen, willkürlich änderten. Die Clubs waren natürlich auf die Priesterherrschaft am übelsten zu sprechen und die von Bologna erklärten in einer an die constituirende Versammlung erlassenen Adresse, das Pabstthum habe gotteslästerlich den die Völker am Meisten erniedrigenden und peinigenden Grundsatz von dem göttlichen Rechte der Könige aufgebracht. Wer aber wird nachstehenden von dem Volksclub in Spello gefaßten Beschluß mit ernster Miene lesen können? „In Anbetracht, daß der Bourbon von Neapel sich dem Kriege der nationalen Unabhängigkeit Italiens nicht blos abgeneigt bewiesen hat, sondern — o abscheulich! — die Italiener selbst sogar zu einem brudermörderischen Kampfe zwang; daß zu diesem ungeheuersten Verbrechen noch andere ebenso große und unerhörte kommen, wie die Ermordung der Brüder Bandiera und Genossen, das Bombardement von Messina u. s. w.; daß derselbe sonach in hohem Grade des Verbrechens der beleidigten Menschheit und Volkssouveränetät schuldig ist, beschließen wir im Namen Gottes und des Volkes: Ferdinand Bourbon, genannt il Bombardatore, ist und wird zum Tode verurtheilt und Jedem aus

dem Volke die schleunige Vollziehung dieses Spruches zur Pflicht gemacht, mit dem Beisatz, daß der etwaige Vollstrecker sich um das Vaterland wohlverdient macht und einer entsprechenden Belohnung würdig ist. Einmüthig beschlossen, den 20. März 1849, im ersten Jahre der römischen Republik." Fünf Tage später decretirte der nämliche Club: „derselbe Ferdinand von Neapel, genannt der Bombardirer, soll am 9. April Vormittags 11 Uhr auf dem Marktplatz von Spello im Bilde erschossen werden; auch soll an alle italienischen Clubs die Aufforderung ergehen, daß in allen Städten an demselbigen Tage und zur selbigen Stunde eine ähnliche Execution Statt finde."

Im weitern Verlauf der geschichtlichen Darstellung wird dem Stande der Aerzte vorgeworfen, daß durch ihn allermeist der revolutionäre Schwindel namentlich auf dem Lande verbreitet worden sei. „Es ist," heißt es, „eine ebenso schmachvolle als verbürgte Thatsache, daß, während die Demagogie auf dem Capitol triumphirte, Aerzte und Chirurgen in großer Zahl wüthend gegen das Pabstthum declamirten und pantheistische Lehren verbreiteten. Sie brachten jenes gefährliche Gift unter die Massen, das sie auf der Universität eingesogen, wo Viele, durch fremde Beispiele verleitet und verführt durch gottlose Bücher, den von ihrem Pfarrer ihnen beigebrachten Katechismus in den Wind schlugen, zusammt den züchtigen Gebeten, die sie von ihrer Mutter erlernt, um sich an weiter nichts als an die Theorie des Jungen Italiens und an die Gotteslästerungen Voltaire's zu erinnern."

Aus allen diesen Schilderungen kann man dem Verfasser, der katholischer Priester ist mit Leib und Seele, keinen Vorwurf machen, selbst wenn er hin und wieder die Farben zu

stark auftrug. Anders verhält es sich mit den giftigen persönlichen Verdächtigungen, die durch das ganze Buch sehr freigebig ausgestreut sind. Was soll man z. B. zu der in eine Note verwiesenen Insinuation sagen, die wir ihrem ganzen Wortlaut nach mittheilen: „Im Casino dei Negozianti zu Rom schlug eines Abends Peter Sterbini vor, 7 oder 8 Cardinäle zum Fenster hinaus zu werfen; allein Mamiani, damals Minister Pius des IX., widersetzte sich dem mit der Bemerkung, daß dies zu nichts helfen würde und daß man vielmehr den Zeitpunkt abwarten müsse, wo man mit all den „„rothen Hellern““ aufräumen könne.“ Nicht viel besser ist der Angriff gegen einen Engländer aus angesehener Familie, der von der anglikanischen zur katholischen Kirche übertrat und die aus Perugia gebürtige Marchesa Florenzi heirathete. Herr Evelino Waddington, ein naher Verwandter Bunsen's und reich begütert in einem herrlichen Thalgrund der Tiber, steht auf Seiten der liberalen Partei und genießt bei seinen Mitbürgern eine solche Achtung, daß sie ihn zur Würde des Gonfaloniere von Perugia befördert wünschten. Ein thätiges Mitglied des städtischen Volksclubs, der sich übrigens von andern ähnlichen durch seine Mäßigung in dem Grade auszeichnete, daß in Perugia während der ganzen Zeit der römischen Republik kein einziger bedauerlicher Auftritt vorfiel, war Waddington von Anfang an der Priesterpartei ein Dorn im Auge und Zanelli benutzte die Gelegenheit, unter dem Schutze der päbstlichen Censur und der Tyroler Jäger demselben die Beschuldigung ins Gesicht zu schleudern, er sei aus niedrigen Motiven — wohl des Vermögens seiner Frau wegen, das königlichen Ursprungs ist — Katholik geworden und habe in dem genannten Club den Vor=

schlag gemacht, ganz Umbrien zu protestantisiren. Zugleich wird die piissima città Perugia aufgefordert, doch ja allen Verführungsversuchen das Ohr zu verschließen. Der Beleidigte, um dem grundlosen Vorwurfe entgegenzutreten, kam unter den Augen des Cardinals Marini mit dem Verfasser überein, in dem Localblatte Trasimeno eine Gegenerklärung einzurücken: allein der päbstliche Commissarius verweigerte die Erlaubniß zum Drucke, unter dem Vorgeben, der Artikel würde zu Controversen Veranlassung geben. Ein Brief an Zanelli, seinerseits öffentlich zu widerrufen, blieb ohne Antwort und von Seiten der Gerichte, bei denen er seine Klage anhängig machen wollte, erfuhr Waddington, daß im besten Falle, auch wenn der Verleger den anonymen Verfasser nennen würde, Letzterer doch nicht vor das ordentliche Gericht, sondern vor ein beliebiges exceptionelles Tribunal gestellt würde. Unter diesen Umständen blieb dem Beleidigten nichts übrig, als in einem fliegenden Blatte seine Beschwerde vor das Publikum zu bringen. Es war dies ein „Ereigniß" für das stille Perugia.

Perugia, Mitte December 1849.

Zweiter Brief.

Man darf nicht glauben, von Mazzini's und Garibaldi's Republik seien keine andern Ueberbleibsel mehr vorhanden als das leidige Papiergeld und die Zerstörungen auf dem Janiculus und vor den Thoren. Als ich von Perugia in Spoleto einzog, war ich nicht wenig überrascht, französische Uniformen — grabbrothe Hosen und blaugraue Capotten — zu sehen, da es doch ausdrücklich hieß, in Spoleto stehen keine Franzosen. Die kleinen, unansehnlichen Soldaten ließen eben auch keine Römer vermuthen: das Räthsel löste sich jedoch bald dahin, daß es gleichwohl welche sein müssen, weil weder der gallische Hahn noch die Regimentsnummer an ihnen sichtbar wurden und der Mann in der Regel für einen Franzosen ein viel zu schlechtes Aussehen hatte. Die grabbrothen Hosen und die blaugrauen Capotten sind somit eine der republikanischen Errungenschaften, die von den Triumvirn zwar wohl berechnet war, aber gleichwohl ihren Zweck gänzlich verfehlte, zum Beweis, daß die Uniform noch nicht den Republikaner macht und daß auch Schlüsselsoldaten ohne Gefahr rothe Hosen tragen können. Von Rom aus wird unter-

dessen dafür gesorgt, daß Franzosen und Oesterreicher sich nicht zu nahe kommen. Zwischen Foligno, wo österreichische Jäger stehen wie in ganz Umbrien, und zwischen Civita Castellana, wo die Franzosen ihr Quartier aufgeschlagen haben, liegt ein neutrales Feld von zwei Tagereisen, auf welchem die Organisation der päbstlichen Truppen, obwohl langsam, vor sich geht. Ueberall begegnet man solchen römischen Soldaten in kleinen Abtheilungen, namentlich Dragonern, die in den wichtigsten Punkten dieses Gebiets in Garnison kommen. Auch mußten bei der im Spoletanischen ausgebrochenen Bauernunruhen gerade Spanier und Neapolitaner sich auf den Weg machen, um jedes Zusammentreffen von Oesterreichern und Franzosen zu vermeiden. In Perugia meinte ein übrigens sehr aufgeweckter österreichischer Jäger, der lange am Rhein gestanden, die Franzosen verschanzten sich bereits und würden nächstens zum Angriff schreiten, der für die Kaiserlichen um so bedenklicher werden könne, da sie im Vergleich zu den Franzosen viel zu wenig Truppen im Kirchenstaate stehen hätten. Uebrigens äußerte derselbe Jäger noch eine andere paradoxe Ansicht: er meinte nämlich, Deutschland könne nur als Republik einig werden; auch prophezeite er Preußen den Abfall der Rheinprovinzen.

Eine höchst eigenthümliche Entdeckung machte ich in Foligno. In dieser gewerbthätigen und reichen Stadt ward unter den Stürmen der Revolution die Magdalenen-Kapelle bis auf den Grund niedergerissen, weil die Priester nach der Flucht des Pabstes sich weigerten, Messe daselbst zu lesen. Nur das Stück einer Eckmauer blieb stehen zugleich mit der Wand, die unmittelbar mit einem danebenstehenden Hause verbunden ist. Wie der Bewurf abfiel, wurden sehr alte, vortrefflich er=

haltene Wandgemälde sichtbar, deren genauere Besichtigung ich einem Kenner empfehlen möchte, bevor auch sie ihrer unfehlbar zu erwartenden Zerstörung preisgegeben werden. Das über einer Thüre angebrachte Hauptbild stellt ein h. Abendmal dar, worauf merkwürdiger Weise 14 Personen abgebildet sind, vielleicht weil der Apostel, der später an die Stelle des Verräthers gewählt wurde, von dem Maler anticipando beigefügt ist: darunter eine büßende Magdalena und ein h. Christoph, zu dessen Füßen das Wasser, wie auf den Mosaiken aus den ersten Jahrhunderten christlicher Zeitrechnung, durch einige grüne Striche angedeutet ist. An dem Bruchstück der zertrümmerten Wand gewahrt man ein mit einer Inschrift versehenes Grabmal: der Todesengel hält die Waage, in deren einer Schaale der Verstorbene mit gefalteten Händen steht, während in der andern tief zu Boden sinkenden Schaale die Tugenden und guten Werke desselben angedeutet sind. Darüber eine Krönung Mariä. Hände und Füße sind äußerst roh ausgeführt, die Einfassung der Bilder nach Art der altrömischen Zimmerverzierungen in parallelen Strichen, dagegen der Ausdruck der Gesichter voll tiefer Empfindung und namentlich der Todesengel sehr gelungen. Ein Priester, den ich nach dem Namen der niedergerissenen Kapelle fragte, sah mich scheu an und vermied jede weitere Erörterung, um mit den Knaben, die er begleitete, rasch vorüberzugehen. Erst später, als ich den eigentlichen Sachverhalt erfuhr, konnte ich mir dieses in Italien ungewöhnliche Betragen erklären.

Weniger erfreulich als dieser Fund war die Wahrnehmung von der immermehr zunehmenden Unsicherheit der Straßen. Anfangs wollte ich nicht recht daran glauben und hielt es

für einen scherzhaften Versuch, mir bange zu machen, als ein neben mir im Wagen sitzender reicher nnd mehr als gesprächiger Gutsbesitzer aus Sinigaglia allerlei Raub- und Mordgeschichten zum Besten gab, denen er selbst zum Theil glücklich entronnen zu sein versicherte; bald jedoch merkte ich, daß meine Reisegefährten, lauter kräftige Männer, in der That ernstlich besorgt waren und mich aus reiner Menschenfreundlichkeit in Terni von dem Besuche des berühmten Wasserfalls des Velino noch am späten Abend zurückhalten wollten. Indessen halfen alle ihre Vorstellungen nichts: ich machte mich zu Fuß auf den Weg, und zwar ganz allein, da mir die Forderungen eines Führers nicht zusagten. Erst bei der Brücke über die Nera ward der Esel des sehr zu empfehlenden Meisters Matteo bestiegen. Ich langte an der Caduta delle Marmore, diesem Riesenwerke römischer Ausdauer, gerade in dem Augenblick an, als der Mond in halber Scheibe hinter den Bergen hervorkam und seine Strahlen auf den „dampfenden Gischt" der stürzenden Wasser fallen ließ. Fürwahr! der Anblick war schon ein kleines Herzklopfen werth. Doch blieb ich Matteo's Esel bis zum Thore von Terni treu und konnte mir insofern zu dieser Vorsicht Glück wünschen, als gerade an der gefährlichsten Stelle des Weges ein verdächtiges Individuum, tief in den Mantel gehüllt, auf- und abging, vielleicht um dem ohne Führer zurückerwarteten Wanderer aufzulauern. Im Gasthause wurden während des Abendbrotes große Bedenken wegen des folgenden Tages geäußert und wie ich, gestützt auf die Auctorität des trefflichen Förster, behauptete, der Vetturin könne uns des andern Tages füglich nach Rom bringen, flüsterte mir ein herculisch gebauter Geflügelhändler aus Perugia ins Ohr: gli assassini! Auch überzeugte ich mich

später, daß in diesem Punkte selbst ein Förster irren konnte und daß wohl auch kein Vetturin die 70 Miglien von Terni bis Rom in einem Tage zurückgelegt hat, auch wenn keine Banditen im Wege waren. Daß in der nächsten Zeit die Straßen noch unsicherer werden, steht zu erwarten: Meister Matteo klagte mir, er müsse sogar für seinen Esel drei Paoli und für sein Schweinchen einen halben Paul bezahlen und doch sei das Grauchen die einzige Erwerbquelle für ihn und seine Familie. Am Morgen darauf beschwerte sich ein Greis, der sich in Terni eben so gut für fremd hielt als mich, weil er aus den Marken stammt, daß er für seine 8 Fuß lange und 6 Fuß breite Boutique, in der er Schnaps und andere dergleichen Amönitäten verkauft, 5 Scudi für seine Wohnung zu entrichten habe, obschon sein einziger Gewinn darin bestehe, daß er früher als die Andern seinen Laden öffne. Unter dieser Volksclasse findet man besonders die Meinung verbreitet, der Adel in Rom wolle es allein nicht zugeben, daß der Pabst auf seine weltliche Macht verzichte. Wenn nun aus den Reihen der Steuerpflichtigen, die den Druck der öffentlichen Lasten am schwersten empfinden, auch künftig gar mancher Wegelagerer hervorgeht, so kann man sich darüber eben nicht wundern. Am unsichersten wird die Gegend da, wo man von Orticoli wieder in das Tiberthal herabkommt und den vulkanisch zerklüfteten, sterilen Boden der Campagna betritt. Von hier an würde der Vetturin um keinen Preis nur auch eine Stunde in die Nacht hinein fahren. Auch richten die Kutscher es in der Regel so ein, daß wenigstens Abends und Morgens mehrere unmittelbar hinter einander fahren. Wir hatten in unserem Gefolge einen colossalen Wachtmeister der päbstlichen Carabiniere, der, von Urbino nach Orvieto versetzt, seine Familie

abgeholt hatte. Der Mann konnte entsetzlich trinken, hielt aber um so weniger auf das Essen.

Ob der eigenthümliche Charakter der Campagna schön oder häßlich sei, habe ich nicht zu entscheiden; um so weniger, da Friedrich v. Raumer vom Standpunkt des Nicht-schön-seins aus die Frage sehr ausführlich erörtert hat. Nur so viel erlaube ich mir beiläufig zu bemerken, daß die römische Campagna, zumal wenn man aus Norden kommt, eine ganz überraschende Aehnlichkeit mit der schwäbischen Alb darbietet. Die französischen Officiere durchstreifen die Gegend fleißig als Jäger. In der Post zu Nepi hing ein ganzes Dutzend Schnepfen und Beccasinen, die der „Signore Capitano“ geschossen. Und nicht bloß, daß die Franzosen den Braten in die Küche liefern: sie sorgen auch dafür, daß die Bereitung der Speisen auf französische Weise Statt finde. Am meisten beschweren sie sich über die Kälte, oder vielmehr darüber, daß man in Italien nirgends ein ordentliches Ofenfeuer finde. In diesem Punkte unterscheidet sich der Franzose wesentlich von dem Oestreicher: Letzterer erträgt als abgehärteter Soldat die kalten und feuchten Tage auch ohne Ofen oder Kamin mit größter Gleichgültigkeit, wogegen die französische Schildwache an kühlen Morgen und Abenden selbst in ihren braunem Burnus fast immer verfroren aussieht und wenn immer möglich dafür sorgt, daß ihr ein Kohlenbecken zur Seite gestellt wird. So viel ich bemerkt habe, empfindet der französische Soldat es am unangenehmsten, daß er als Wache mitziehen muß, so oft das heil. Sacrament zu einem Kranken getragen wird.

Der Ponte molle ist wiederhergestellt und man braucht somit nicht den frühern Umweg über die Brücke von S. Angelo

zu machen. Dagegen rührt sich keine Hand, um die nahe dabei durch die Insurgenten selbst in Brand gesteckten Häuser wieder aufzurichten. Um so eifriger wird an dem Wiederaufbau der Mauer gearbeitet und in sehr kurzer Zeit werden auch die letzten Spuren der von den französischen Kanonen an den festen und hohen Mauern der Porta S. Pancrazio angerichteten Beschädigungen verschwunden sein. In der Stadt wimmelt es von französischen Uniformen und man kann keinen Schritt thun, ohne einer solchen zu begegnen. Diejenigen Italiener, die österreichisches Militär gesehen haben, räumen bereitwillig ein, daß letzteres ein ohne allen Vergleich stattlicheres Aussehen habe als das französische. Dagegen läßt sich nicht verkennen, daß der Franzose mit dem Römer auf einem geselligeren Fuße lebt, als der Oestreicher. Schon in Assisi hörte ich darüber klagen, die Oestreicher seien so stolz, barsch und unfreundlich, mit den Franzosen lasse sich weit besser auskommen. Auf den ersten Anblick sollte man wirklich meinen, Franzosen und Italiener fühlten sich zu einander hingezogen. Die Verwandtschaft der beiden Sprachen und der den Franzosen eigene Geselligkeitstrieb haben einen ziemlich lebhaften Verkehr zwischen den Siegern und den Besiegten vermittelt und was Sprache und Geselligkeit nicht thun, das thut die Liebe. Bemerkenswerth ist, daß der Italiener den Franzosen leichter versteht, als dieser jenen. Ohnedieß wird in Rom von sehr Vielen französisch gesprochen. Auf diese Weise sieht man häufig den einen Theil mit dem andern im Gespräch. Auf den Höhen des Janiculus, wo der Kampf am heißesten entbrannte, begegnet man regelmäßig französischen Soldaten, denen es ein wahres Bedürfniß zu sein scheint, dem nächsten Besten den Gang des Kampfes auseinander

zu setzen. Hier ist die Zerstörung wirklich furchtbar: kein Baum, keine Rebe mehr, die Häuser vollständige Ruinen. Ein Jäger von Vincennes erzählte mir seine Heldenthaten: sein Bataillon stand am 3. Juni in der Kirche von S. Pancrazio und focht bei dem dreimaligen Sturme auf die gegenüberliegenden Häuser, das Casino dei quattro venti und die Villen Corsini und Valentini. Den Italienern warf er vor, daß sie ihre Laufgräben so schlecht gemacht haben: man habe sie in den Hemdärmeln arbeiten sehen. Eines Tages geriethen beide Theile mit einem Male in der Erde so nahe an einander, daß die Bajonette sich kreuzten. Auch wiederholte mein Gewährsmann die bekannte Klage, daß die Römer oder richtiger die Vertheidiger Roms gegen allen Kriegsbrauch auf die französische Ambulance geschossen hätten. Zur Entschuldigung der Italiener darf nicht verschwiegen werden, daß die Franzosen ihre Verwundeten sonderbar genug in ein Haus schafften, das in der vordersten Schlachtreihe und gerade in der Schußlinie der auf den Thormauern aufgepflanzten Kanonen stand. Weiter rechts der Tiber zu hatte die französische Linie einen harten Stand; ein Infanterist erstattete mir darüber Bericht: in einer Viertelstunde seien 400 Mann gefallen. Wundern mußte man sich, daß Oudinot seinen Hauptangriff gerade auf einen Punkt richtete, wo die Mauern am festesten und für die Aufstellung von Geschütz überaus günstig gebaut waren, wüßte man nicht, daß nach den ersten Regeln der Kriegskunst die französischen Generale sich in einen Straßen- und Barricadenkampf nicht einlassen durften, ohne einen die Stadt beherrschenden festen Punkt in ihrer Gewalt zu haben, auf den sie sich im Nothfall zurückziehen konnten. Ein solcher Punkt war die Spitze des Janiculus, die überdieß den weitern Vortheil darbot,

daß die von hier aus unternommene Beschießung der Stadt die wenigsten Kunstdenkmale in Gefahr brachte. Nicht begreifen kann ich jedoch, warum nicht vom rechten Ufer der untern Tiber aus ein combinirter nachdrücklicher Angriff ausgeführt wurde, der die Römer, um nicht zwischen zwei Feuer zu kommen, unfehlbar genöthigt hätte, ihre so überaus günstige Stellung auf dem Berge zu verlassen. Jedenfalls kann ich bezeugen, daß von beiden Theilen mit großer Tapferkeit gekämpft worden sein muß. In Kreuzesform zusammengebundene Stäbchen bezeichnen gar manche Stelle, wo ein Braver eingescharrt wurde.

So freundschaftlich indessen auch Franzosen und Italiener mit einander zu verkehren scheinen, so wenig findet zwischen ihnen eine wahre, innere Uebereinstimmung Statt. Der Franzose verachtet den Italiener und der Italiener haßt den Franzosen. Am deutlichsten zeigen dieß die Jäger von Vincennes, diese wilden Vögel, die im Grunde nur eine bessere Ausgabe der Garde mobile und weiterhin des Gamin de Paris sind. Wenn ein solcher Jäger mit einem Italiener etwas abzumachen hat, so kann man versichert sein, daß die Bezeichnungen: cet individu und cet animal regelmäßig wiederkehren. Und wie könnte dieß auch anders sein, da der Franzose sein Volk und sein Land für die ersten der Welt hält und der Italiener nicht begreifen kann, wie etwas anders und besser sein sollte, als wie er es macht. Schon mehrmals mußte ich darüber lachen, worauf der Franzose mir einmal zurief: ah! Monsieur connait la France; n'est ce pas c'est une tout autre chose! Zwei Nationen, die sich so unumwunden für die ersten der Welt halten, müssen sich abstoßen: eine Verständigung ist hier nicht möglich. Zudem läßt der französische Soldat es deut-

lich genug fühlen, daß er in Rom Herr ist. Unerquicklich, besonders für den Fremden, sind die häufigen Händel und Prügeleien, die an öffentlichen Orten unter den Soldaten ausbrechen. So streng die Officiere in Sachen des Dienstes sind, so nachsichtig zeigen sie sich gegen Excesse außer dem Dienst.

Im Ganzen ist der Anblick Roms ein trauriger. Besonders fühlbar war dieß am Weihnachtsfeste, wo eine herrliche Sonne auf eine trübselige Menge niederschien. Ohne den Pabst gibt es kein römisches Fest. In den Kirchen waren die Zurüstungen wie früher: der Küster der geringsten Kapelle bürstete den Teppich und stäubte die Chorstühle; die Feier selbst fiel glanzvoll aus. Ein anderes Weihnachten als ein kirchliches kennt der Römer nicht: seine Familienfreuden gehen in dem öffentlichen Leben der Kirche auf. Ein Mönch von S. Gregorio, in dessen Kloster Gregor XVI. als Bruder gelebt, bevor er Pabst wurde, meinte, wenn nicht wieder ein so strenger Herr, wie Gregor, die Ruthe über dem Volk schwinge, werde es nicht besser werden. Ich meines Theils dachte dabei, ob es nicht vielleicht ein Wink der Vorsehung sei, daß die weltberühmte Palme im Garten der Passionisten vergangenes Jahr vom Sturme geknickt wurde. Zwei junge Novizen, die im Garten lustwandelten, erzählten mir den Unfall.

Die Zerrüttung in diesem Lande ist zu groß, weil zu viel Lug und Trug in allen Verhältnissen herrscht. Mein erster Gang in Rom war nach der Post. Von einem Fünffrankenthaler, womit ich einen Brief bezahlte, erhielt ich den Rest in lauter Papier zurück, mit der Bemerkung, die Beamten dürfen nicht anders. Dafür wurden die fünf Franken zu 100 Bajocken verrechnet statt der anderswo gewöhnlichen 93. Wie groß war nun

meine Verwunderung, als ich des andern Tages einen Brief in dem von derselben Administration mir aufgenöthigten Papiergeld bezahlte und von einem 10 Bajock-Schein statt der schuldigen fünf nur anderthalb Bajocke zurückerhielt. Die päbstliche Regierung honorirt das Silber mit 7 Procent und nimmt dafür 40 Procent an ihrem eigenen Papiergeld. Wie man dieß Verfahren auf römisch heißt, weiß ich nicht: zu deutsch heißt es Betrug. Außer Kupfer ist kein päbstliches Geld zu sehen. Die kupfernen Bajock-Stücke sind von solcher Beschaffenheit, daß sie einem von den Todten erstandenen Spartaner die größte Freude machen müßten. Mehr als zwei Paul kann Niemand tragen, außer etwa ein Facchin, und der nicht daran Gewöhnte findet sich wirklich in Verlegenheit, wo und wie er diese Münzungeheuer unterbringen soll. Die gewöhnlichen Porte-Monnaie's sind darauf nicht eingerichtet. Man nennt es Krankheit, wenn das Blut aus den Hauptgefäßen des Organismus gewaltsam und in Uebermaaß nach Außen in die kleineren Gefäße strömt und dadurch in seinen natürlichen Umlaufsverhältnissen gestört ist. Ich glaube nicht, daß jemals ein Staat von dieser Krankheit in dem Maaße befallen war, wie gegenwärtig der Kirchenstaat. Aus Rom, dem Herzen des Landes, ist nachgerade alles einheimische Geld verschwunden und was nicht ins Ausland seinen Weg nahm oder in den Kellern vergraben liegt, strömte nach der Peripherie in die Provinzen. Es findet dabei das eigenthümliche Verhältniß Statt, daß das Papiergeld immer seltener wird, je näher man der Grenze kommt, und umgekehrt immer häufiger, je mehr man sich der Hauptstadt nähert. In dieser würde man sich ohne das reichlich circulirende französische Geld in Handel und Wandel noch beengter fühlen, als in Wien wäh-

rend der schlimmsten Zeit des Geldmangels, weil in Italien Papiergeld überhaupt etwas noch nie Dagewesenes ist. Am schlimmsten ergeht es den Beamten: sie erhalten ihre Besoldung nur in Papiergeld, an dem, wenn sie es ausgeben, ein volles Drittel verloren geht. Am Ende hat der Pater Ventura doch Recht, wenn er behauptet, daß in Rom fast Jedermann lesen, schreiben und rechnen könne; denn man kann sich vorstellen, wie schwer es einem im Rechnen nicht Geübten fallen muß, zumal bei kleineren Einkäufen, das Papiergeld jedesmal auf seinen wahren Werth zu reduciren. Eine Erleichterung ist es, daß der französische Sous überall als Bajock angenommen wird.

Schon aus diesem Grunde müßte die Stimmung in Rom eine gedrückte sein, auch wenn nicht noch andere und gewichtigere Ursachen hinzukämen. Mißbehagen und Uebelbefinden sind überall zu lesen. Alles sehnt sich nach der Rückkehr des Pabstes, weil man dadurch von dem leidigen Provisorium erlöst zu werden und eine geordnete Staatsverwaltung zu erleben hofft. Mit Bestimmtheit wird seine Ankunft auf den 10. Januar erwartet und die armen Hausbesitzer, deren Wohnungen noch immer leer stehen, es müßte denn sein, daß ein französischer Officier sich darin niedergelassen hat, strahlen vor Freude bei dem Gedanken, wie viele reiche Engländer die Rückkehr des Pabstes herbeilocken werde. Wenn die Armen nur nicht die Rechnung ohne den Wirth machen! So lange der Monte Cavallo, wo die Päbste ihre Residenz haben, einem französischen Heerlager gleicht, wird Pius IX. sich wohl besinnen, seine ohnedieß gewaltig erschütterte Popularität auch noch der Prüfung auszusetzen, daß das Volk den heiligen Vater mitten unter französischen Bajonetten, und neben den gestreiften Schlüsselsoldaten

immer auch die rothen Hosen sähe. Die regierenden Cardinäle reden dem Pabste ohnedieß beständig vor, er müßte nach seiner Rückkehr nach der Pfeife der Franzosen tanzen, auf die Freiheit seines souveränen Willens Verzicht leisten. Dieß möchte wohl der Fall sein: nur übersehe man nicht, daß es den Franzosen jedenfalls zur Ehre gereicht, bloß in äußersten Fällen kriegsgerichtlich einzuschreiten, während die Oesterreicher erst neulich wieder in Bologna neun Individuen bis zu 16 Jahren Galeerenstrafe verurtheilten, weil dieser einen Dolch, Jener ein anderes Waffenstück verheimlichte. Wie viele Waffen mögen noch in Rom versteckt sein! Die Franzosen selbst scheinen so bald noch nicht an die Heimath zu denken: durch die eingetroffenen Rekruten sind die Regimenter wieder vervollständigt und an allen Ecken und Enden der Stadt werden die Neulinge einexercirt. In dem Colosseum namentlich und dessen nächster Umgebung trommelt es den ganzen Tag und selbst am Nachmittag vor dem Weihnachtsabend wurden die Uebungen nicht einmal auf den Plätzen vor den Hauptkirchen, wie vor S. Giovanni in Laterano, eingestellt. Am Feste hatten gleichfalls französische Soldaten in den Parochialkirchen, wo Cardinäle dem Gottesdienste beiwohnten, den Ehrenposten. Zu meiner Ueberraschung fand ich, daß der Zudrang und die Theilnahme des Volks äußerst gering waren: und überdieß mehr Neugierige als Gläubige. Die letzten unglücklichen Ereignisse haben dem religiösen Bewußtsein der Römer eine tiefe Wunde geschlagen; in den untern Classen ist die Ehrfurcht vor der Kirche und ihren Institutionen sichtlich geschwunden. Bei sehr Vielen ist nur noch die Furcht ein Bestimmungsgrund, sich an den kirchlichen Uebungen zu betheiligen. Befremdend ist es jedenfalls, warum, je weiter

man nach Süden kommt, die Sitten immer roher werden. Es ist ganz unerhört, wie die Bauern in der Campagna ihr Vieh mißhandeln, und noch unerhörter, warum eine unter geistlichen Hirten stehende Polizei ein Marterinstrument wie den römischen Ochsenstecken nicht verbietet. Hier in der nächsten Umgebung Roms fühlt man es erst recht deutlich, was es zu bedeuten hat, wenn die Toscaner das gebildetste Volk Italiens heißen. Im Munde des Römers klingt der Ausdruck: il Toscano incivilito sehr oft wie Spott: allein ich möchte den Römern von Herzen wünschen, daß sie andern Nationen zu demselben Spotte Veranlassung gäben. In ihrem eigenen Lande gilt die hiesige Bevölkerung als roh und ungebildet und selten wird man einem Bewohner der Romagna oder der Marken begegnen, der nicht über den Römer die Nase rümpft. Die päbstliche Regierung ist der Ansicht, auch dieses Uebel sei allein der Revolution in die Schuhe zu schieben, welche die Ehrfurcht vor der Kirche und ihren Dienern untergrub und dadurch die Sitten verwilderte. Es folgen daher Notificationen auf Notificationen, die zur Uebung der kirchlichen Pflichten auffordern und die Wiedererweckung des religiösen Sinnes unter den Massen zum Zweck haben. Am Weihnachtsabend mußten die Weinhäuser, Cafés, Conditoreien um 9 Uhr geschlossen werden und überdieß wurden die Gläubigen dringend eingeladen, am Feste für den Pabst recht eifrig zu beten. Allein so oft ein derartiger Anschlag an den Mauern klebt, wenden sich die meisten Leser mißmuthig und unzufrieden davon ab, weil sie auf ganz andere Erlasse und Mittheilungen hoffen. Der Stadtrath hat für die beginnende Carnevalsperiode ein sehr strenges Theaterreglement bekannt gemacht und die Censoren angewiesen, alle

Anzüglichkeiten zu streichen. Bei der gedrückten Stimmung, die allerwärts in Rom herrscht, werden die Lustbarkeiten und der Zudrang ohnedieß nicht groß sein. Dagegen hat Weihnachten den Kunstfreunden eine schöne Bescheerung gebracht.

In Trastevere, wo man vor einiger Zeit eine ungewöhnlich schöne Marmorstatue und ein Broncepferd fand, haben Mönche auf ihrem Grund und Boden die Nachgrabungen fortgesetzt und sind in einer Tiefe von fünf Palmen bereits wieder auf einen werthvollen Torso gestoßen. Wenn man es dem officiellen Blatte der päbstlichen Regierung Dank wissen muß, daß es darauf bezügliche Mittheilungen ihren Lesern nicht vorenthält, so ist dieß weniger mit einer andern stehend gewordenen Rubrik der Fall: ich meine die aus katholischen Blättern Großbritanniens genommenen Nachrichten von der Verbreitung und Aufnahme des Katholizismus in England, wobei namentlich Herr Wiseman den fast jedem Apostaten eigenen Eifer im Bunde mit englischer Zähigkeit beweist. Man weiß nicht, ob die Partei, deren Organ der Osservatore Romano ist, daran oder an den Verurtheilungen in Bologna mehr Geschmack und Gefallen findet; wohl aber ist es mehr als wahrscheinlich, daß diejenigen, die Lust verspüren, vom Protestantismus zum Katholizismus überzutreten, keinen geeigneteren Augenblick wählen könnten, als den gegenwärtigen, um nach Rom zu reisen und von ihrer Neigung gründlich geheilt zu werden. Puppen des Christuskindes sind in allen Kirchen ausgestellt; in S. Maria d'Ara coeli haben die Mönche eine ganze Kapelle dazu verwendet, um die Geburt des Weltheilands figürlich darzustellen: aber Glaube und Andacht sind darum noch nicht in die Hauptstadt der katholischen Welt zurückgekehrt.

„Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind“ — läßt Göthe den Faust sagen: ganz wahr, nur vergesse man nicht, daß die religiöse Weihe, die für den Glauben und darum zum Erfassen des Wunderbaren empfänglich macht, aus den verschiedensten und zartesten Fäden des Gemüthslebens gesponnen ist. In einer unterdrückten Kirche wird der Glaube immer lebendiger und wirksamer sein, als in einer unterdrückenden: dagegen steht die Tiefe und Innigkeit des religiösen Gefühls gerade im umgekehrten Verhältniß zu dem politischen Drucke, unter dem ein Volk leidet. Wer einer zum Bewußtsein der Freiheit und ihrer unveräußerlichen Rechte erwachten Nation dieses kostbarste Kleinod, sei es aus Eigennutz, sei es aus Furcht, vorenthält, untergräbt zuverlässig den gesunden Kern der religiösen Ueberzeugung. Die clericale Partei, die auf kein Titelchen der weltlichen Macht des Pabstthums verzichten will und Pius dem IX. beständig in den Ohren liegt, statt der Milde die Strenge walten zu lassen, übersieht gänzlich, daß sie sich damit das Brett unter den eigenen Füßen hinwegzieht und der kirchlichen Gewalt, auf die doch lediglich die weltliche Auctorität des Pabstes gestützt ist, die tiefsten Wunden schlägt. In Rom wünscht die ungeheure Mehrheit der Bevölkerung den Pabst zurückkehren zu sehen, nicht um den geistlichen Oberhirten wieder in ihrer Mitte zu haben, sondern die Einen, weil sie dadurch vom Papiergeldbann der anhaltenden Verdienstlosigkeit erlöst zu werden hoffen, die Andern, weil sie darin das einzige Mittel erblicken, dem reactionären Gebaren der Prälatenpartei einen Zügel anzulegen und von der fremden Einlagerung befreit zu werden.

Kommt der Pabst, so geschieht es bloß, weil die Diplo-

maten ihm seit einiger Zeit ernstlicher als je anliegen und die Verlegenheiten in Rom sich von Tag zu Tage mehren. Der preußische Geschäftsträger, der sich die Langeweile in Neapel damit vertreibt, daß er Kunstartikel für das Florentiner Statuto verfaßt, hat seine Ankunft in Rom für die ersten Tage des neuen Jahres in Aussicht gestellt, womit noch keineswegs gesagt ist, daß auch der Pabst den durch tausend Rücksichten gebotenen Schritt thun wird. Einige Zeit lang mag allerdings der den Römern angeborene Geiz die schlimmsten Befürchtungen ferne halten. Trotzdem, daß Industrie und Handel sich in einem kläglichen Zustande befinden, ist noch in vielen Händen Geld, aber lediglich als todtes Capital. Geld anzuhäufen, ist für den Römer die größte Lust und die meisten Verbrechen haben ihren Grund allein in dieser häßlichen Leidenschaft. Wie viele Räuber plünderten und mordeten, nicht um mit dem geraubten Gelde sich gütlich zu thun, sondern blos um Schätze anzuhäufen und sich an deren Anblick zu weiden! Dasselbe schmutzige Motiv wirkt maaßgebend in allen andern Lebensverhältnissen: bei der Ehe kommen nur Geldrücksichten in Anschlag; der Grundbesitzer ist auf weiter nichts bedacht, als vom Pächter einen möglichst hohen Pachtzins zu erzielen, und der Pächter kennt nur die eine Sorge, den Boden zu seinem Vortheil nach Kräften auszusaugen. Daher die monströse Einrichtung, daß der Grundherr den Colonen zu jeder beliebigen Zeit fortschicken kann; daher der Mangel an einem ordentlichen Viehstand, worin doch das einzige Mittel besteht, den Acker fruchtbar zu machen. Die Römer sagen, es fehle ihnen an Wiesen: sie haben keine, weil sie zu bequem und zu geizig sind, welche anzulegen und zu unterhalten. Und wie sollte der Pächter sich dazu verstehen,

irgend eine Einrichtung mit Rücksicht auf erst zukünftigen Gewinn zu treffen, wenn der Eigenthümer ihn morgen vor die Thüre setzen kann! Dasselbe Mißtrauen, dieselbe Unsicherheit, dieselbe Gewohnheit, beständig die Personen zu wechseln, findet auch in allen andern Verkehrsverhältnissen Statt. Der Kaufmann z. B. bedient einen alten Kunden nicht besser als einen neuen, sondern umgekehrt schlechter, weil seine angeborene Habsucht ihn fortwährend stachelt, einen immer größeren Gewinn zu ziehen, in der kindischen Voraussetzung, der so lange Wiederkommende werde auch künftig nicht ausbleiben. Die Folge davon ist, daß der Käufer zu einem Andern geht. Daß eine schlechte Gesetzgebung und Verwaltung viel, wenn nicht das Meiste zur Pflegung solcher Mißbräuche und Mängel beitrug, unterliegt keinem Zweifel, ebensowenig als der Satz, daß ohne die Hunderte von Millionen, welche auswärtige Reisende in Italien und namentlich auch im Kirchenstaat ausgeben, die materielle Lage dieses Volkes schon längst unerträglich geworden wäre. Die Neuzeit mit ihren Erfindungen, Einrichtungen und Verbesserungen ist fast spurlos an demselben vorübergegangen und eine Regierung, die nicht den Stoff besitzt, das Versäumte rasch nachzuholen, vermag der überall sichtbar werdenden Unordnung nicht zu steuern.

Der Cardinal-Staatssecretär hat Weihnachten bei dem Pabste gefeiert und es unterliegt keinem Zweifel, daß vor und nach den kirchlichen Functionen in Caserta sehr wichtige politische Gegenstände zur Sprache kamen. In den von den Ideen der päbstlichen Regierung inspirirten Blättern Roms treten die Sympathien für Oesterreich immer lauter und offener zu Tage; namentlich führt der Osservatore Romano eine Sprache,

hinter der sich die Abneigung gegen Frankreich nur mühsam verbirgt. Radetzky wird in die Wolken erhoben und seitdem der greise Marschall bereitwillig zwei eroberte Mörser hergab, um Glocken für eine neugebaute Kirche daraus zu gießen, wollen die Lobpreisungen gar kein Ende nehmen. Dagegen ließe sich gar nichts einwenden: im Gegentheil könnte man es nur rühmen, daß auch in Rom die Verdienste Radetzky's und besonders seine felsenfeste, aufopfernde Treue gegen das angestammte Kaiserhaus Anerkennung finden. Nur will es mich bedünken, daß diese Anerkennung ein klein wenig zu spät kommt, nachdem die Organe der päbstlichen Regierung noch lange nach dem Ausbruche des Krieges zwischen Oesterreich und Piemont sich ganz anders über Oesterreich und sein in der Lombardei stehendes Heer haben vernehmen lassen. Als ganz officielles Blatt ist das Giornale di Roma in dieser Beziehung vorsichtiger. Selbstredend kann der Osservatore nun um so unzufriedener mit der Politik Piemonts sein, je mehr er auf die Seite Oesterreichs neigt. Mit innigem Wohlgefallen berichtet er Dabormida's Austritt aus dem Ministerium, läßt deutlich durchblicken, daß der junge König noch immer schlecht berathen sei, und verlangt neben der Ausweisung der italienischen Flüchtlinge aus den sardinischen Staaten, mit Rücksicht auf die kirchlichen Verhältnisse, Restitutio in integrum. Man braucht eben nicht zwischen den Zeilen zu lesen, um in diesen und ähnlichen Artikeln eine entschiedene Abneigung gegen jegliche Form einer freien Verfassung zu finden, und der Pabst muß in den Händen schlechter Rathgeber sein, wenn er dergleichen Andeutungen und Winken Gehör schenkt.

Der Eifer, womit die strengkatholische, allen liberalen Bewilligungen mehr oder weniger abgeneigte Partei gegen den

Radicalismus zu Felde zieht und in Bekämpfung desselben kein Opfer scheut, ist ein anderer charakteristischer Zug dieser Partei. Es besteht auf dem Corso eine besondere Buchhandlung, die neue Werke dieses Inhalts verlegt und verkauft, übrigens gerade keine vorzüglichen Geschäfte macht. Wo immer ein Buch, eine Broschüre oder auch nur ein Zeitungsartikel erscheint, gleichgültig ob im In= oder im Auslande, worin kräftige Streiche gegen die Demagogen geführt und die Ausnahmstellung, die Prärogativen des Pabstthums mit Glück vertheidigt sind, wird die Libreria Bonifaci einen Nachdruck oder eine Uebersetzung davon veranstalten. Eine eigens zusammengestellte Blumenlese solcher Artikel übersetzt aus dem Deutschen des Baron d'Eckstein, aus dem Spanischen der religiösen Zeitschrift: La Espanna, ruft den berüchtigten Granier de Cassagnac und den Courrier de la Gironde zu Hülfe und verschmäht es sogar nicht, die schon im J. 1812 von einem Militär verfaßten Considerazioni sul Dominio temporali dei Papi wieder abzudrucken. Mehr Gewicht glauben wir auf ein anderes, nicht so ganz übel geschriebenes Werk: Gli ultimi sessantanove giorni della Republica in Roma legen zu müssen, auf dessen Titelblatt der (gallische) Hahn den (römischen) Adler, welchen der (mazzinische) Fuchs bereits am Kragen hält, durch einen kühnen Griff am Kopfe wieder frei macht. Die Wirthschaft jener republikanischen Füchse ist von Augenzeugen und nach authentischen Urkunden geschildert.

Man möchte diesen Versuchen der „rettenden Feder" weitere Verbreitung und größere Theilnahme wünschen, wäre es auch nur, damit die Leute wenigstens erführen, um was es sich eigentlich handelt: allein gelesen werden solche Schriften nur von

Solchen, die sich schon zum voraus ein festes Urtheil über den damaligen und jetzigen Stand der Dinge gebildet haben und nicht mehr überzeugt werden können. Im Allgemeinen hat es der Sache des Pabstthums viel geschadet, daß mindestens 99 Hunderttheile der päbstlichen Unterthanen niemals weder vor noch nach der Revolution ein Buch oder eine Zeitung zur Hand nahmen. Es wird schwer halten, den Mangel zu ersetzen und jenen Zeitpunkt anzubahnen, wo wenigstens ein ansehnlicher Theil der Bevölkerung dem politischen Ilotismus entwachsen ist. Nur die Einsicht gibt Stärke. Erledigt ist die Frage ohnedieß noch lange nicht und wiederholt komme ich auf den Satz zurück, daß dieselbe nur in einer einmüthigen und rückhaltslosen Verständigung der europäischen Großmächte ihre Lösung finden kann. Von Oesterreich glaube ich, daß es noch am ehesten, falls man ihm freie Hand ließe und das Wiener Cabinet die Ordnung der durchaus verwirrten Verhältnisse allein übernehmen könnte, zum Ziele käme. Nicht umsonst sagt das Sprichwort, daß viele Köche den Brei versalzen. Die Cardinäle würden eine neapolitanische Besatzung am liebsten sehen: allein das Volk von Rom hegt eine gründliche Abneigung gegen die Neapolitaner und leider bestätigt es sich, daß Pius IX. fester als je entschlossen ist, in die Fußstapfen des Königs von Neapel zu treten. Dem Clerus von Präneste, der den Pabst wegen seines Sieges über die Demagogie beglückwünschte, ertheilte er eine lateinisch abgefaßte Antwort, die ganz den Geist der neapolitanischen Gespensterseherei athmet. Es ist wahr, der Materialismus ist in diesem Lande so überwiegend, daß, wenn es der päbstlichen Regierung gelingt, ein Anlehen zu Stande zu bringen, das die Beseitigung des verhaßten Papiergeldes möglich macht, die Rö-

mer einen heimkehrenden Pabst, der volle Taschen mitbringt, doppelt willkommen heißen werden, da sie den Becher des republikanischen Taumels bis auf die Hefe haben leeren müssen. Das von den Triumvirn zur Ersetzung der ausbleibenden Staatseinnahmen ausgegebene Papiergeld beläuft sich auf die Summe von 5,328,000 Scudi, ungerechnet 1,200,000 Scudi, welche die römische Bank in eigenen Bons in Umlauf setzte, die aber vor 14 Tagen die Staatskasse gleichfalls übernehmen mußte. Man wird fragen, wo dieses Geld hinkam? Noch am 4. Juni, also zu einer Zeit, wo die Republik nicht mehr bestand, ließen sich die Quästoren der römischen National-Versammlung zu den 80,000 Scudi, die sie bereits in Empfang genommen, noch weitere 15,000 ausbezahlen; der Advocat Sturbinetti erhielt deren 20,000; für die Mobilmachung der Bürgerwehr wurden 57,000 Scudi ausgegeben, die Executivgewalt forderte für sich in 4 Monaten 40,000; die sogenannte Barrikaden-Commission hatte in ihren Händen 64,000, während die Arbeiter selbst vom Gemeinderath bezahlt wurden; ein gewisser Fabri erhielt für die Fertigung von Bons zu 5—100 Scudi 61,000 Scudi; Manzoni nahm für sich 33,000; endlich kommen auf Rechnung des Kriegsministeriums 4 Millionen. Letztere Summe steht in gar keinem Verhältnisse zu der in Rom anwesenden Truppenzahl, die Mazzini zur Widerlegung der von Tocqueville und Falloux vor der französischen Kammer gemachten Angaben, es hätten 20,000 Ausländer in Rom gekämpft, folgendermaaßen aufzählt: im Ganzen 14,000 Combattanten, darunter höchstens 2000 Fremde, d. h. Nicht-Römer, nämlich 800 Mann von Garibaldi's Legion, 300 Emigrirte unter Ar-

cioni, Manara's 500 lombardische Jäger, 200 Polen und die bloß 100 Mann starke Fremdenlegion. Allzuschwer tragen die heimkehrenden Franzosen nicht an ihren Lorbeeren und der Verdacht, den schon 1831 ein Augenzeuge gegen das Belagerungscorps der Citadelle von Antwerpen laut werden ließ, die Franzosen haben sich vom ersten Spatenstich an wohl als tapfer, nicht aber als loyal bewiesen, bleibt auch an den französischen Adlern, die vor Rom standen, haften. Die Anzahl ihrer Gegner haben sie in allen ihren Berichten weit übertrieben. Noch entschiedener muß es getadelt werden, daß sie, um nur sagen zu können, sie haben viele Gefangene gemacht, Alles nach ihren Schiffen schleppten, was ihnen zufällig in den Weg kam. Eine Menge in den Weinbergen beschäftigter Leute wurden auf diese Weise als Kriegsgefangene mitgenommen und zum Theil nach Frankreich gebracht. Dasselbe Loos traf einen jungen Maler aus Sachsen, der eben aus seiner Heimat nach Rom, wo er seit mehreren Jahren seinen Aufenthalt hat, zurückkehren wollte. Die Franzosen griffen ihn bei Velletri auf und schifften ihn trotz seines Passes, den er vorzeigte, als Kriegsgefangenen ein. Ein Engländer, der den Franzosen auf dieselbe Weise in die Hände fiel, wurde im Hauptquartier sofort wieder auf freien Fuß gesetzt: der arme Deutsche aber, zu dessen Gunsten keine gefürchtete Nationalität sprach, mußte mitten unter allerlei Gesindel auf dem Dampfschiffe bis in die Nähe der französischen Küste aushalten, bevor er seine Freiheit wieder erlangte. Seine Effecten, darunter solche, die er einem Freunde von dessen Mutter mitbrachte, waren unterdessen abhanden gekommen. Ein französischer Obrist hatte sich Göthe's Faust aus der Beute zugeeignet. Bisher sind alle Reclamationen wegen Entschädigung

oder überhaupt nur wegen irgend einer Genugthuung fruchtlos geblieben. Was wohl Palmerston gethan hätte, wenn einem englischen Unterthanen eine solche Behandlung widerfuhr? Pritchard mußte mit 20,000 Franken entschädigt werden und Pritchard trat als offener Feind der Franzosen auf.

Ohne die Franzosen, oder vielmehr bloß von einer kleineren Besatzung unterstützt, wie sie mehrere Jahre lang in Ancona stand, hofft die päbstliche Regierung, wenn nur erst für die nächste Zukunft williger und gehorsamer Gemüther versichert, in der Zwischenzeit durch die stets bereiten Auskunftsmittel vollends über den „garstigen" Graben zu kommen, auf so zweifelhaften Voraussetzungen auch diese Annahme fußt. Wir leugnen nicht, daß gegenwärtig die europäische Politik überhaupt als die Kunst der großen Worte und der kleinen Mittel, als die Wissenschaft der Nothbehelfe definirt werden kann: allein der Staat, der gar nicht fortschreitet, kann sich nicht einmal auf Nothbehelfe verlassen. Die römische Verwaltung thut weder einen Schritt vorwärts noch rückwärts und kein einziger Minister läßt ein Gesetz ausgehen, von dem man sagen könnte, dasselbe bezeichne einen andern als den frühern Standpunkt. Nach langen und schweren Geburtswehen ist ein Gesetz über Ablösung des dem Ackerbau so ungemein nachtheiligen Weidebannes erschienen: aber wie traurig nimmt es sich aus, wenn in der Motivirung des Decretes gesagt ist, schon seit mehr als 30 Jahren habe sich die päbstliche Regierung angelegentlich mit diesem Gegenstand beschäftigt! Also in ganzen dreißig und etlichen Jahren fand das Ministerium, dem die Sorge um den Ackerbau zugetheilt war, keinen günstigen Zeitpunkt, um die bäuerlichen Verhältnisse einigermaaßen zu ordnen und mit den Forderungen

des Jahrhunderts in Einklang zu bringen! Der Einzige, der etwas dafür that, war der Abati Coppi, der vor mehreren Jahren eine agrarische Gesellschaft gründete. Diese hat vor einigen Tagen zum ersten Mal wieder seit der Revolution ein Lebenszeichen von sich gegeben. Es ließe sich gar nichts dagegen einwenden, wenn die päbstliche Regierung gerade diesem Zweig der Nationalwohlfahrt ihre hauptsächliche Sorge zuwenden wollte: geht sie jedoch nicht mit umfassenden Gesetzen voran, ist nichts geholfen. Ob aber und wann es dahin kommen wird, ist schwer zu sagen.

Die päbstlichen Politiker versprechen sich ungemein viel von einer bereits erfolgten Annäherung zwischen Frankreich und Oesterreich. Bemerkenswerth ist in dieser Beziehung der Eifer, womit die sogenannten conservativen oder richtiger blind-österreichischen Blätter Venedigs und der Lombardei nach dem Vorgange des Osservatore Triestino die Politik Palmerston's brandmarken und bei längerem Beharren auf derselben Englands unfehlbaren Ruin prophezeien. Die Naivität geht so weit, daß diese Lobredner des österreichisch-russischen Bündnisses in der für die Pforte lebensgefährlichen Auslieferungsfrage den Sieg nicht England, sondern der Mäßigung der beiden östlichen Großmächte zuerkennen. Es mag sein, daß nicht wenige namentlich von den im Ausland als Geschäftsleute angesiedelten Britten unter den Holzschuhen der Palmerston'schen Politik zu leiden haben und mit den vom Foreign-Office ausgehenden Noten nicht immer einverstanden sind; aber daß auch nur ein Einziger davon den Untergang Englands oder der englischen Handelsgröße fürchtet, ist nicht zu vermuthen. Noch schwerer ist es zu begreifen, wie selbst ein durch und durch

schwarz=gelber Italiener an der nachdrücklichen und drohenden Sprache des englischen Cabinettes Anstoß nehmen kann. Denn so selbstsüchtig auch diese Politik verfährt, so kann man ihr wenigstens das Verdienst nicht absprechen, daß sie immer noch gegen freiheitsgefährliche Eroberungen den festesten Wall bildet, an dem noch manche Woge des Absolutismus sich brechen kann. Zieht man aber vollends aus den von Napier der Verwaltung des englischen Seewesens gemachten Vorwürfen den Schluß, bei einem Zusammentreffen der englischen Flotte mit der russischen in den Dardanellen wäre erstere unfehlbar vernichtet und den russischen Schiffen der Ostsee Zeit zu einer Landung in England gegeben worden, um dort den Frieden zu dictiren, so gehört dazu ein Vertrauen auf die Macht des russischen Colosses, das wir geradezu lächerlich finden. In England mögen immerhin schon ungeheure Summen verschleudert worden sein, um Schiffe zu bauen und dann wieder zu zertrümmern, ein Verfahren, das dem Punch zu einer äußerst ergötzlichen Carricatur den Stoff lieh; auch wollen wir nicht bestreiten, daß das russische Seewesen, zumal was das Material betrifft, in den letzten Jahren sehr bedeutende Fortschritte gemacht hat; nur liegt darin noch immer keine Berechtigung, den Sieg der russischen Flotte über die englische als unzweifelhaft anzunehmen und dem Petersburger Cabinette wegen seiner Mäßigung unmäßig Weihrauch zu streuen. Diese Art Idolatrie ist offenbar von der schlimmsten Sorte und legt kein günstiges Zeugniß ab für die constitutionelle Gesinnung der bezüglichen Redactionen.

Von Wien aus scheint allerdings eine dahin lautende Parole ertheilt worden zu sein. Fürst Schwartzenberg, der sich schon früher einmal durch die Sympathien Palmerston's

für die ungarischen Rebellen so tief verletzt fühlte, ist in seiner Empfindlichkeit durch die letzten Schritte Englands in Constantinopel nur noch bestärkt worden. Wie in diplomatischen Kreisen verlautet, hat sich daraus ein Verhältniß entsponnen, das den Politikern Deutschlands am allerwenigsten entgehen sollte.

Fürst Schwartzenberg, mit dem englischen Cabinette gespannt und mit Berlin zur Hälfte überworfen, soll nämlich die französische Republik als Bundesgenossin ausersehen haben. Es ist allerdings gesagt worden, der französische Gesandte in Wien, Herr v. Beaumont, der in Folge des letzten Pariser Ministerwechsels beim Präsidenten der Republik um seine Zurückberufung einkam, habe nur erst auf den ausdrücklichen Wunsch hin, den Schwartzenberg gegen Louis Napoleon in einem besondern Briefe aussprach, noch eine Zeitlang seinen Posten behalten. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Wien müßte jedenfalls sehr triftige Gründe zu einem solchen Schritte gehabt haben und es wäre das Gerücht nur dann wahrscheinlich, wenn es ihm gelungen wäre, im Verlauf seiner Unterredungen mit Herrn v. Beaumont diesem begreiflich zu machen, daß die Interessen Frankreichs und Oesterreichs durchaus identisch seien und daß die gegenwärtigen Verwickelungen des europäischen Staatensystems ein festes Zusammenhalten beider nothwendiger machen als je. In Betreff des russischen Bündnisses erhielt, wie es heißt, der französische Gesandte die beruhigende Versicherung, dasselbe sei nach Beendigung des ungarischen Krieges, d. h. seitdem das dem Bunde speciell zu Grunde liegende Object beseitigt ist, als nicht mehr existirend zu betrachten und Oesterreich habe ganz dasselbe, wenn nicht

noch ein stärkeres Interesse wie Frankreich, die Integrität der Pforte aufrecht zu erhalten und nöthigenfalls selbst mit den Waffen zu vertheidigen. Die Einmischung Englands in allen europäischen Fragen und ganz besonders auch in dem Streite mit der Pforte habe jedesmal nur egoistische Beweggründe und sei klug darauf berechnet, unter dem falschen Vorgeben warmer Sympathien für die constitutionelle und nationale Entwickelung der Völker auf Grundlage der bestehenden Verträge, Frankreich zu Gunsten der brittischen Seeherrschaft ins Schlepptau zu nehmen. Gegen die brittischen Ansprüche, deren eigennützige Natur in den verschiedensten Punkten deutlich genug zu Tage trete, sei ein festes Zusammenhalten der von denselben Interessen geleiteten Continentalmächte um so mehr zu wünschen, da Preußen entschieden auf Seiten Englands neige und in Beziehung auf Deutschland dieselbe Politik verfolge, die England in allen seinen Handel betreffenden Fragen sich zur Richtschnur nehme. Ein durch die kleineren deutschen Staaten vergrößertes Preußen würde den Einfluß Frankreichs auf Centraleuropa ebenso benachtheiligen wie Oesterreich, und beide Staaten müssen gleichmäßig wünschen, daß die Verträge von 1815 stricte und pure aufrecht erhalten werden. Eine Verständigung wegen der italienischen Angelegenheiten könne, wenn man die Weltlage aus diesem Standpunkte betrachte, durchaus keine Schwierigkeit haben, ja müsse von selbst zu Stande kommen, sobald man in Paris ebenso gut als in Wien es zu würdigen wisse, daß Frankreich und Oesterreich die beiden katholischen Großmächte seien, denen der Beruf geworden, die katholische Kirche überhaupt zu schützen und namentlich vor den ihr von der italienischen Revolutionspartei drohenden Gefahren zu bewahren. Oesterreich

sei keineswegs gemeint, den schon durch solchen Ordnerberuf hinlänglich gerechtfertigten Einfluß Frankreichs in Italien irgendwie zu schmälern, und behalte sich seinerseits bloß das Recht vor, in der Romagna so viel Militär stehen zu lassen, als zur Sicherheit der päbstlichen Regierung und zum Schutze seiner eigenen Grenzprovinzen unerläßlich nothwendig sei. Die baldige Rückkehr des Pabstes und eine möglichst unabhängige Stellung desselben müsse schon aus Rücksicht auf die einheimischen kirchlichen Verhältnisse beiden Cabinetten gleichmäßig am Herzen liegen. Endlich gab Fürst Schwartzenberg die Versicherung, daß die österreichische Regierung dem constitutionellen Systeme in Italien ebenso wenig entgegen sei, als in seinen eigenen Ländern und nur darüber zu wachen sich verpflichtet halte, daß nicht die Demagogie unter der Maske des Constitutionalismus den Frieden und die Ordnung bedrohe.

Schade, daß bei der zweideutigen Schwenkung, welche die Politik Ludwig Napoleon's machte, es dem Herrn v. Beaumont nach seinen Antecedenzien ebenso wenig möglich war, in Wien zu bleiben, als dem General Lamoricière, seinen Posten in St. Petersburg länger zu behalten. Es wäre von großer Wichtigkeit gewesen, Frankreich wieder mit Oesterreich einmal Hand in Hand gehen zu sehen, wie Guizot dieß kurze Zeit vor seinem und der Julidynastie unerwartetem Sturze versuchte. Wer weiß, ob dadurch nicht Heinrich dem V. der Weg zum Throne seiner Väter gebahnt worden wäre? Die Möglichkeit ist allerdings noch immer dieselbe, da einem geschickten Diplomaten, wie Schwartzenberg unstreitig einer ist, es nicht allzu schwer werden dürfte, auch den Nachfolger Gustav v. Beaumont's auf seine Seite zu ziehen. Indessen sprechen genug Gründe gegen die

ganze Vermuthung. Gerade jetzt, wo in Frankreich die Frage wegen legitimistischer Umtriebe so vielfach ventilirt wird und im Elysée die Furcht vor den Royalisten größer ist, als selbst vor den Rothen, dürfte es nicht ohne Interesse sein, dem unter der französischen Armee herrschenden Geiste tiefer auf den Grund zu sehen. Früher schon in Frankreich und gegenwärtig in Rom habe ich mich überzeugt, daß diese Armee durchweg republicanisch gesinnt ist und daß Legitimisten und Orleanisten für ihre Plane nur auf eine Anzahl von Oberofficieren rechnen können, die noch unter der Restauration gedient haben oder unter Louis Philipp besonderer Auszeichnung sich zu erfreuen hatten. Jedenfalls könnten die royalistischen Parteien nichts Unklugeres thun, als den Versuch einer neuen Revolution jetzt schon wagen: in den untern Schichten der Armee zumal, dann aber auch unter dem gesammten Officierscorps bis zu den Stabsofficieren würden sie auf die entschiedenste Abneigung stoßen. Nicht weniger ist es ausgemacht, daß die Gleichgültigkeit gegen die Kirche und der Widerwille gegen die Priester seit der römischen Expedition unter den französischen Soldaten zur Regel geworden. Das Beispiel wirkt hier ungemein ansteckend und der Satz, ein guter Republicaner könne mit der absolutistischen Pfaffenwirthschaft nichts gemein haben, steht oben an in dem politischen Katechismus des Unterofficiers und des Gemeinen. Am Eigenthümlichsten kam es mir vor, als ich einen Corsen aus der französischen Armee, der sich schon nach wenigen Unterhaltungen fest an mich anschloß, neben dem Republicanismus der gallicanischen Kirche und der nüchternen Anschauungsweise des Protestantismus in dem scharfen und schneidenden Dialect seiner Heimat das Wort

reden hörte. Der auch unter den Einheimischen eingerissene Indifferentismus macht sich besonders in St. Peter bemerklich, wo die Beichtstühle fast immer leer stehen. Die Noth lehrt beten, sagt das Sprichwort: in Rom hat es sich nicht bewährt und ein ehrwürdiger Geistlicher gestand mit tiefer Rührung, seit Menschengedenken sei es nicht so gewesen. Und doch läßt der Eifer der Geistlichkeit nichts zu wünschen übrig, wenn auch Viele es darin versehen, daß sie in einen polternden und drohenden Ton verfallen. An der Peterskirche war unlängst folgender Anschlag zu lesen: „Gotteslästerer! schrecklicher Name! Ihr lästert den Gott, der Euch geschaffen, der Euch erlöst, der Euch erhält! Gotteslästerer! fluchwürdiger Name! In demselben Augenblicke, wo Ihr Gott lästert, könnt Ihr in die Hölle verstoßen werden! Bedenkt, bedenkt dieß!"

Leichter und mundgerechter wird die Wiederkehr der Abgefallenen dadurch gemacht, daß Jeder, der sich am Dreikönigsfeste an irgend einer der vorgeschriebenen Uebungen betheiligt, Ablaß auf sieben Jahre erhält. Dabei trägt der Osservatore seine Fahne immer höher. Unlängst hat derselbe durch die Vermittelung des Pariser Univers die Entdeckung gemacht, daß die italienischen Orgelknaben in London durch allerlei Vorspiegelungen und Geldspenden zum Uebertritt zum Protestantismus verlockt werden, sodann als verkappte Ketzer in ihre Heimat zurückkehren und ihren Leierkasten ganz voll mit gottlosen Tractätlein mitbringen. Andererseits hat man es dem englischen Missionseifer noch immer nicht verziehen, daß er während der Revolution im Kirchenstaate ein protestantisches Blatt, the Roman Advertiser, erscheinen ließ, das aber natürlich schon seiner Sprache wegen so gut als gar keine Leser unter den Römern

fand. Jedenfalls ist ein Eiferer des andern werth. Ihre sehr bedenkliche Seite hat die Sache dadurch, daß die Partei, die hinter dem Osservatore steht, es ganz unumwunden bedauert, daß die Wahlen in Piemont ministeriell und nicht vielmehr republicanisch ausfielen, wodurch dem Marschall Radetzky die Gelegenheit benommen worden sei, von den Verstärkungen, die er an sich gezogen, Gebrauch zu machen. Wie der Tempo in in Neapel, so hat der Osservatore in Rom es auf das constitutionelle System überhaupt abgesehen, das beiden als die eigentliche Quelle der herrschenden Gottlosigkeit und als die Amme des Radicalismus erscheint, ohne daß sie übrigens den Muth haben, es unumwunden auszusprechen. Damit halte man die Thatsache zusammen, daß die Sicilianer von der neapolitanischen Regierung systematisch an den Bettelstab und zur Verzweiflung gebracht werden. Wann werden den blinden Zeloten endlich die Schuppen von den Augen fallen! Venedig ein Schutthaufen, dessen fürstliche Paläste um den Preis alter Ruinen verkauft werden; die Lombardei ein ausgebrannter Vulcan; der Kirchenstaat versunken in dem Marasmus materieller Interessen, ein Volk ohne Glauben und ohne Liebe; Neapel ein Musterstaat des gehässigsten Absolutismus, durch die Scheeren der Censur vom Auslande so gut als abgeschnitten: aus solchen Elementen wird doch wohl der feinste Diplomat keine Nation mit freien Institutionen zusammenleimen wollen! Selbst der Sinn, selbst das Bedürfniß der Freiheit ist mit Ausnahme Piemonts so ziemlich bei allen italienischen Völkern in den Staub getreten, seitdem die unreife und ungebildete Masse gewaltsam zwischen zwei Extremen hin und her geschaukelt wird.

Rom kann bereits in doppeltem Sinne eine Ruinenstadt

genannt werden. Erst wenn man außerhalb der Stadtmauern den Spuren der Zerstörung nachgeht, sieht man, welche Verwüstungen, zumeist von den Belagerten selbst, angerichtet wurden. Vor der Porta del Popolo ist die Villa Borghese gänzlich zerstört; in dem anmuthigen Garten von mehr als drei Miglien im Umkreis ist von den vielen Brunnen, Teichen, Antiken, Waldpartieen nichts mehr zu sehen; kein Lorbeer, keine Pinie erhebt sich aus dem kahlen Boden. Dasselbe Schicksal traf die daneben liegende Villa Poniatowski, deren Vegetation einen europäischen Namen hatte. Und einen gleich traurigen Anblick bietet die Gegend mehr oder weniger vor allen Thoren dar. In der Kirche S. Pietro in Montorio, wo die französischen Kanonenkugeln von den Bastionen der Porta Pancrazia aus tüchtig einschlugen, haben die Garibaldisten das Maaß der Verwüstung dadurch voll gemacht, daß sie jedes Bild, jede Statue zertrümmerten, in denen ein Blättchen Gold zu erbeuten war. Selbst die reichen Mosaiken des Fußbodens wurden von den ruchlosen Barbaren aufgerissen, der Altar seiner Stoffe entkleidet, die Wandgemälde herabgerissen, andere fortgeschleppt. Die Mönche des Klosters trösten sich damit, daß der im Hofe über der Stelle, wo Petrus gekreuzigt worden sein soll, von Bramante erbaute Tempel gar keinen Schaden nahm, und schreiben diese Verschonung einem Wunder zu, so natürlich sie sich auch aus dem Schutze der ringsum errichteten Gebäude erklären läßt.

Nach solchen Erfahrungen möchten die Römer es wenigstens mit der von Mazzini gepredigten und von Garibaldi praktisch geübten Freiheit nicht zum zweiten Male versuchen. Ebenso wenig als die bezeichnete Art von Kriegführung hat die in

Aussicht stehende Verbannung viel Einladendes: selbst Nachrichten, die von den in den sardinischen Staaten sich aufhaltenden Landesverwiesenen einlaufen, sind keineswegs sehr tröstlich. Für Manchen ist es ein Glück, daß der Plan, eine Emigranten-Colonie auf der Insel Sardinien anzulegen, von der piemontesischen Regierung lebhaft unterstützt, seiner Verwirklichung rasch entgegenreift. Wir wünschen von Herzen, daß der Revolutionspartei dieser Colonisationsversuch besser gelingen möge, als fast alle ähnlichen Versuche, die der Radicalismus jedesmal durch seine wühlerische und unsaubere Natur verdorben hat.

Dieß vorausgeschickt freut es mich, noch vor Thorschluß, d. h. in den letzten Stunden des alten Jahres, über die Absichten und Gesinnungen des Pabstes zuverlässige Mittheilungen niederschreiben zu können, denen man eine hohe Bedeutung nicht absprechen kann. Aller Versicherungen ungeachtet, der Pabst komme morgen oder übermorgen oder in drei Tagen, steht so viel fest, daß Pius IX. noch nicht sobald zurückkehrt, es müßten denn ganz außerordentliche Ereignisse eintreten, die jedoch außer allem Bereich der Wahrscheinlichkeit liegen. Vier französische Regimenter sind abmarschirt und vier Generale werden ihnen in den nächsten Tagen nachfolgen: dieß wäre an sich ganz gut, wenn es bei der Frage nur auf ein quantitatives Verhältniß, ein Plus oder Minus, und nicht vielmehr einen wesentlich principiellen Differenzpunkt ankäme. Der Pabst weigert sich in seine Hauptstadt zurückzukehren, so lange republicanische Truppen in derselben stehen. In Betreff der französischen Republik haben sich die Ansichten Pius des IX. wesentlich geändert. Eine Zeit lang hatte er, zumeist unter dem Einfluß des Paters Ventura, von der Einsetzung der Republik

in Frankreich eine neue Aera der Freiheit und durchgreifender Wirksamkeit für die katholische Kirche erwartet: nicht allein das Beispiel Roms, sondern auch die fortwährend von den französischen Bischöfen eingehenden Nachrichten haben dieses an sich schöne Vertrauen völlig geknickt und den Pabst von Tage zu Tage mehr in der Ueberzeugung bestärkt, daß eine französische Republik weiter nichts sei, als die erste Sprosse auf der himmelstürmerischen Leiter des Socialismus und des Communismus, und daß nur das monarchische Princip in wahrem Einklang stehe mit den wohlverstandenen Interessen der katholischen Christenheit. Die Art und Weise, wie die französischen Oberofficiere sich rückhaltlos über die traurige Zerrüttung ihrer heimischen Zustände äußern, mußte den Pabst nur um so mehr in seiner Meinung bestärken: die bittern Erfahrungen, die er selbst machte und die einen tiefen Stachel in seiner Seele zurückgelassen haben, verscheuchten aus seinem für das Wahre ungemein empfänglichen Herzen vollends allen und jeden Zweifel darüber, daß die Auctorität der Staatsgewalt ebenso nothwendig ist, als die Auctorität der Kirchengewalt, und daß keine dieser Auctoritäten ohne die andere bestehen kann. Es war das erste, gewiß unfreiwillige ψεῦδος Ventura's, daß er zu Gunsten der kirchlichen Auctorität die politische Freiheit definirte als die Emancipation des Menschen vom Menschen, sofern er Mensch; daß er dem Menschen über Seinesgleichen alle und jede Auctorität absprach und dadurch jene sogenannte demokratische Gleichheit rechtfertigen wollte, die unsäglich viel Unheil in den Zuständen, weil Verwirrung in den Köpfen anrichtete. Die Auctorität des weltlichen Regiments leugnen wollen, heißt der göttlichen Auctorität schlecht dienen und Pius IX.

hat sich um so entschiedener von Frankreich ab- und Oesterreich zugewandt, je nachdrücklicher die österreichische Regierung die Auctorität des Staates handhabt und bei jeder Gelegenheit ihren unabänderlichen Entschluß kund gibt, der Hydra der Revolution, wo und wie sie sich zeigen mag, auf den Kopf zu treten.

Man kann dieß die politische Seite der Frage nennen, die nun aber eine ebenso große religiöse Bedeutung hat. Dem Pabst und seinen Rathgebern konnte es nicht entgehen und durch täglich einlaufende Berichte wurden sie darin bestärkt, daß die französischen Truppen in Rom je länger je mehr nicht nur politische Propaganda gegen die weltliche Herrschaft des Pabstes machen, sondern in diesem Bollwerk des Katholizismus zugleich entschieden antikatholische Lehren verbreiten; daß der unter der französischen Armee herrschende Geist ein durchaus unkirchlicher, um nicht zu sagen kirchenfeindlicher sei und daß es zumeist durch die Schuld der bis zum Atheismus und Socialismus hochgebildeten Unterofficiere bereits so weit gekommen, daß selbst der gemeine Mann es nicht mehr wagt, in die Kirche zu gehen, eine Messe, eine Predigt zu hören, weil er fürchten muß, von seinen Kameraden ausgelacht zu werden. Eine Nöthigung zum Kirchenbesuch aber findet bei den französischen Truppen nicht Statt, nachdem unter der Julidynastie die Aumoniers bei den Regimentern abgeschafft worden. Auch bei der österreichischen Armee ist jegliche Art Zwang zur Theilnahme an dem Gottesdienst aufgehoben: allein der österreichische Soldat würde von seinen Kameraden vielmehr darum angesehen werden, wenn er nicht aus freien Stücken zur Kirche ginge, und sicherlich wird kein österreichischer Officier es sich beikommen

lassen, über die Vorgesetzten loszuziehen, wenn ein Theater eines Madonnafestes wegen geschlossen wird. In Wien, in Mailand, in Florenz sind die Kirchen regelmäßig von den Soldaten besucht und es läßt sich nicht leugnen, daß die Disciplin in den kaiserlichen Heeren dadurch eine sittliche Grundlage erhält, während bei den Franzosen das Commando allein den Ausschlag gibt.

Man begreift das Widerstreben, das Pius IX. unter diesen Umständen empfindet, seinen Palast auf dem Monte Cavallo zu beziehen: Diejenigen, die den Pabst in seinem Ansehen und seinen Befugnissen schützen sollten, würden ihn bloß der Mißachtung des ungläubigen Pöbels aussetzen und auf sein hinlänglich geprüftes Haupt nur neue Demüthigungen häufen. In Anbetracht dessen erhält die so eben bekannt gemachte Encyklika an die Erzbischöfe und Bischöfe Italiens neue Bedeutung. Dieselbe ist ein förmliches Manifest gegen den Socialismus und Communismus und offenbar gegen die Demokratie überhaupt. Schon der Anfang spricht hiefür: „Ihr wißt", heißt es, „und habt es mit Uns angesehen, ehrwürdige Brüder, welche Verkehrtheit unlängst durch die Schuld Solcher, die jeglicher Wahrheit, Gerechtigkeit und Ehrbarkeit fremd sind, einriß, indem dieselben entweder durch Trug und jede Art von Hinterlist, oder öffentlich und gleich wilden Meereswogen aufspritzend, ihre Verdorbenheit, ihre zügellose Denk- und Redeweise und ihre gottlose Vermessenheit allerwärts unter den gläubigen Völkern Italiens zu verbreiten, die katholische Religion im eigenen Herzen Italiens zum Wanken zu bringen und, wenn es irgend möglich wäre, völlig umzustürzen suchen. Ihr Vorhaben offenbarte sich in seiner ganzen teuflischen Gestalt

wie an mehreren Orten, so namentlich in der erlauchten Stadt, dem Sitze Unserer obersten Pabstgewalt, wo sie in den wenigen Monaten, die Wir Uns von da zu entfernen genöthigt waren, ihre Saturnalien um so ungehinderter feiern konnten; wo unter gottloser Vermischung göttlicher und menschlicher Dinge sie in ihrer Wuth endlich so weit gingen, daß die achtbare städtische Geistlichkeit und deren Vorsteher, die auf Unsern Befehl ihren Dienst furchtlos fortsetzten, in ihren gottesdienstlichen Verrichtungen gestört wurden und mit Verachtung aller und jeder Auctorität manchmal sogar arme Kranke, die mit dem Tode rangen, jeglicher religiösen Handreichung entbehrend, ihre Seele unter den Verlockungen einer frechen Dirne aushauchen mußten."

Weiterhin wird den Oberhirten zu Gemüth geführt, daß die Partei auch jetzt noch ihr Unwesen treibe, worauf das Schreiben fortfährt: „Zu den vielerlei Lügen, womit die Feinde der Kirche die Herzen der Italiener dem kirchlichen Glauben abspenstig zu machen suchen, gehört namentlich auch die schaamlose Versicherung, die katholische Religion sei dem Ruhme, der Größe und dem Glücke des italienischen Volkes entgegen und deßhalb müssen an ihrer Stelle die Satzungen und Secten des Protestantismus eingeführt und verbreitet werden, damit Italien seine frühere, nämlich heidnische Glanzperiode wieder erleben könne. Es ist schwer zu sagen, ob in diesem Vorgeben die Bosheit wahnwitziger Gottlosigkeit oder die Unverschämtheit lügnerischer Unredlichkeit größer ist. Ihr wißt aber, ehrwürdige Brüder, daß die Haupturheber dieses verruchten Kunststücks zuletzt darauf ausgehen, die von jeglichem Winde falscher Lehren umgetriebenen Völker zum Umsturze des gesammten menschlichen

Gesellschaftsverbandes zu verleiten und zu den abscheulichen Systemen des modernen Communismus und Socialismus zu verlocken. Dabei haben sie nur die durch lange Jahrhunderte bewährte Erfahrung außer Acht gelassen, daß sie auf die Zustimmung der katholischen Kirche nie und nimmer hoffen können, die als treue Bewahrerin der göttlichen Offenbarung nicht den geringsten Abzug von den überlieferten Glaubenslehren und keinerlei Vermischung derselben mit menschlichen Meinungen gestattet. Allein eben deßhalb wollen sie die italienischen Völker zu den Lehren und Secten des Protestantismus verlocken, von denen sie, um jene zu hintergehen, heucheln, sie seien nur eine andere Form derselben christlichen Religion, mit der man Gott ebenso gut als in der katholischen Kirche gefallen könne. Unermüdlich sind sie damit beschäftigt, gottlose Bücher und Zeitungen, Broschüren voll von Lüge, Verleumdung und Verführung unter das Volk zu bringen. Ja, sie scheuen sich nicht, unter Mithilfe der Bibelgesellschaften, die von Unserem heiligen Stuhle schon längst verdammt sind, die Bibel gegen die Vorschriften der Kirche in der Landessprache, in verdorbener Gestalt und mit freventlich entstelltem Texte zu verbreiten. Von den Lehrern des Socialismus und Communismus ist es bekannt, daß sie, ob zwar auf andern Wegen und durch verschiedene Mittel, doch alle dahin trachten, die Arbeiter und andere Leute aus den niedern Ständen durch Vorspiegelungen und das Versprechen einer bessern Lage zu beständigen Unruhen aufzureizen und nach und nach zu größern Verbrechen anzuleiten, damit sie am Ende dieselben zur Niederkämpfung jeder rechtmäßigen Gewalt, zum Angriff und zur Plünderung zunächst des kirchlichen und sodann jedes fremden Eigenthums, zur Mißachtung gött-

licher und menschlicher Rechte, zu dem Umsturze der kirchlichen Ordnung und der gesammten menschlichen Gesellschaft mißbrauchen können." Sehr ausführlich werden die Bischöfe auch darauf hingewiesen, ein überaus wachsames Auge auf die heranwachsende Geistlichkeit zu richten und in der Wahl von Geistlichen und Mönchen mit der größten Vorsicht zu Werke zu gehen.

Um so zärtlicher wird der reumüthige Sohn in die Arme geschlossen. Der Brief, den Pius IX. an den Pater Ventura nach dessen Widerruf richtete, ist zugleich mit der Encyklika veröffentlicht worden. Der Papst wünscht in äußerst herzlichen Ausdrücken dem Pater Glück zu seinem Gehorsam und ermuntert ihn, zur Bekämpfung häretischer Schriften doch ja bald sein versprochenes Werk über den Aufenthalt St. Peters in Rom erscheinen zu lassen.

Rom, 31. December 1849.

Dritter Brief.

Das Jahrhundert hat den verhängnißvollen Schritt aus seiner ersten Hälfte in die zweite gethan. Jeder steigt auf seine Warte, um das längst verheißene Gestirn der Freiheit in irgend einem Winkel der politischen Welt zu erspähen. Aber lauter Irrlichter, trügerische Sternschnuppen täuschen den Blick; die schärfsten Sehnerven vermögen nicht durch die finstere Wolke zu dringen, die an der Pforte der Zukunft drohend lagert, und der Geschichtschreiber wird dringender als je an das berühmte Wort Friedrich v. Schlegel's gemahnt, daß er kein vorwärts, sondern bloß ein rückwärts gekehrter Prophet sei.

So wollen auch wir vom Scheitel des Capitols herab unsere Betrachtung nicht vorwärts, sondern rückwärts lenken und den Bahnen jener Wandelsterne folgen, von denen so mancher vom Horizont verschwunden ist und in die weite Welt des „unbekannten Gottes" sich verlaufen hat.

Eine nur halbwegs unparteiische Geschichte der römischen Revolution zu schreiben, ist eine, wenn auch nicht gerade undankbare, so doch äußerst schwierige Arbeit. Schwer-

lich fließen bei irgend einem politischen Ereignisse der Neuzeit die Quellen so trübe, wie in den Schilderungen der Zustände, mit denen das von Pius IX. ruhmvoll begonnene Reformwerk ein mehr als tragisches Ende nahm. Jede Blattseite, die darüber veröffentlicht wurde, athmet den Geist bornirter Parteileidenschaft, wobei ein Extrem es dem andern in groben Entstellungen und nichtswürdigen Uebertreibungen zuvorthun zu müssen glaubt. Es verschlägt wenig daß das größere Talent entschieden auf Seiten der Demagogen ist und keine dem Pabstthum gewogene Feder sich nur auch von fern mit Mazzini's volltönendem Tribunenwort messen kann. Die ergreifendsten und accentvollsten Ergießungen, die noch so markigen Diatriben sind nicht im Stande, der einmal verrückten Wahrheit wieder auf ihre Stelle zu verhelfen und für den verfehlten Inhalt durch eine glänzende Form Ersatz zu bieten. Ebensowenig läßt sich der faule Fleck in dem clericalen Regimente dadurch beseitigen, daß man die Sünden der Demokraten noch schwärzer malt, als sie wirklich waren und das „System" schon vollständig für gerechtfertigt hält, wenn man möglichst oft an den schnöden Undank erinnert, womit Pius IX. für seine wohlwollenden, väterlichen Absichten gelohnt wurde. Zum Verräther an der heiligen Sache des Vaterlandes kann man auf die eine Weise so gut werden, als auf die andere und die Kutte schützt vor dem tarpejischen Felsen ebenso wenig, als der Heckerhut schlechthin dazu verurtheilt.

Ein unparteiisches Urtheil wird aber noch weit schwieriger, wenn man den wandelbaren Character des regierenden Pabstes in Betracht zieht, dessen Regierungsjahre ebenso viele Mondphasen zu sein scheinen. Namentlich ist sein Ver-

hältniß zu der französischen Regierung und zur französischen Occupationsarmee ein so dunkles und zweideutiges, daß es schon um dessen willen äußerst schwer hält, das Wahre von dem Falschen gehörig zu scheiden. Die Denkmünze, die der hiesige Stadtrath im August vorigen Jahres dem Marschall von Reggio (Oudinot) decretirte, ist endlich fertig geworden: aber wie haben sich seither die Erwartungen und Hoffnungen, welche die päbstliche Partei auf die französische Armee setzte, geändert! Nach der Einnahme von Rom äußerte Pius IX. in dem an Oudinot gerichteten Danksagungsschreiben und gegen den General Niel, der ihm die Schlüssel von Rom nach Gaëta überbrachte: „die bekannte Tapferkeit der französischen Armee, unterstützt von der Gerechtigkeit der Sache, welche sie zu vertheidigen hatte, trug die Frucht, die ein so tapferes Benehmen verdiente — den Sieg. Auch jetzt wiederhole ich es, was ich früher schon sagte, daß ich fortwährend auf Frankreich zählte. Frankreich hatte mir nichts versprochen; allein ich dachte immer, daß es bei Gelegenheit für die Kirche Gut und Blut und das Schwerste von Allem, den ausdauernden Muth seiner tapfern Söhne, jenen beharrlichen Schutz aufbieten würde, dem ich die Erhaltung meiner Stadt Rom, dieses mir so theuren Kleinods der Welt, verdanke, nach welchem sich in der Verbannung beständig mein Blick und mein Herz voll Besorgniß hinwandten. Ich fühle mich glücklich, Ihnen die Gefühle meiner väterlichen Liebe ausdrücken und Ihnen sagen zu können, daß ich ohne Unterlaß für Sie, für die Armee, für die Regierung, für ganz Frankreich zum Herrn bete!"

Und nun? Nun wünscht der Pabst die Franzosen über alle Berge! Der Bischof von Hésedon, Luquet, der bei der für

die Franzosen so unglücklichen Affaire vom 30. April auf das Schlachtfeld eilte, um den verwundeten beiden Parteien geistlichen Trost zu spenden, wurde zum Dank dafür von den römischen Republicanern eingesperrt und bis in das Wohnzimmer des Kriegsministers Avezzana mit dem Dolche bedroht. Nach dem Sturze der Republik ließ derselbe es seine hauptsächliche Sorge sein, den kirchlichen Sinn der französischen Soldaten anzufeuern. In dieser Absicht begann er unter dem Titel: Souvenirs de l'expédition française à Rome ein Werk zu veröffentlichen, das die wichtigsten kirchlichen Denkmale Roms schildern und das Gemüth des Lesers für die Heiligkeit des katholischen Cultus gewinnen sollte. Die Vorrede sucht namentlich den Vorwurf zu widerlegen, als hätten die Franzosen durch Bekämpfung der römischen Republik einen Verrath, einen Brudermord begangen: — die katholische Kirche sei eine Mutter für den französischen Soldaten und als solche habe er sie geschützt. Allein der französische Troupier gewann dem salbungsvollen Vortrage, der doch einzig und allein für ihn berechnet war, keinen Geschmack ab und von der dem General Oudinot, „dem Besieger der Anarchie und der Gottlosigkeit in Rom," gewidmeten Schrift ist nur das erste Heft, das die Kirche von S. Giovanni in Laterano beschreibt, erschienen. Noch weniger fiel es einem dieser Krieger ein, dem Rufe, die Stufen der heiligen Treppe auf den Knieen hinaufzurutschen, Folge zu geben. Weit lieber lesen die Soldaten Etwas von Proudhon und Louis Blanc und in Ermangelung dessen greifen sie zum National, der bei der Armee sehr populär ist. Kein Wunder, daß die Encyklika, wenn sie die Protestanten und Communisten schilt, in wenig verblümten Ausdrücken auf

die unter den französischen Truppen einheimischen demokratisch-socialistischen Grundsätze anspielt und daß der schon früher gemachte Vorschlag, aus allen Ländern zum Schutze des Pabstthums einen neuen militärischen Orden zu bilden, von der Umgebung des Pabstes noch immer als wünschenswerth und ausführbar in Betracht gezogen wird.

Auf den Austrag der so verwickelten Streitfrage harrend und vielleicht damit deren wahrscheinlichste Lösung andeutend, geben wir eine Uebersicht der frühern Schicksale Pius IX., sowie der Ereignisse, die der römischen Revolution vorangingen. — Johann Maria Mastai, einer in der Legation Urbino und Pesaro begüterten gräflichen Familie entsprossen, wurde geboren in Sinigaglia (Senigallia) den 13. Mai 1792. Seine Mutter, die den Neugebornen selbst säugte, pflanzte schon frühzeitig den zarten Keim einer lauteren Gottesfurcht in das Herz des Knaben, der, äußerst lebhaft, fast wagehalsig, zugleich wegen seiner Zärtlichkeit und Bescheidenheit der Liebling der Eltern war. Noch nicht ganz 11 Jahre alt kam er in das von den Vätern der frommen Schulen geleitete Collegium in Volterra, als dessen Zierde der gelehrte Pater Arcangelo Bacci mit Recht galt. Nach sechsjährigem Schulunterricht, der in dem jungen Johann Maria zwar keine außerordentlichen Geistesgaben, dagegen einen reinen Sinn und edlen Character heranbildete, kehrte er 1809 nach Sinigaglia zurück, jedoch nur um bald darauf in Rom seine Studien zu vollenden und sich eine Zukunft zu suchen. Hier war es, wo sich zum ersten Male epileptische Anfälle bei ihm einstellten, was ihn abhielt, sich schon früher für einen bestimmten Beruf zu entscheiden. Als aber 1815 die päbstliche

Nobelgarde reorganisirt wurde, richtete der junge Graf Mastai an deren Commandanten, den Fürsten Paluzzo Altieri, ein Gesuch um Aufnahme in das Corps. Sei es indessen, daß er selbst andern Sinnes wurde, oder daß sein Oheim Paolino Mastai, damals Mitglied eines der päbstlichen Tribunale, ihn davon abbrachte: er nahm das Bittgesuch zurück, das sich auch in der That mit seiner epileptischen Complexion wenig reimte.

Gleichwohl gab auch die fehlgeschlagene Hoffnung seinem Leben eine entscheidende Wendung: er entschloß sich der Welt zu entsagen und trat im Mai 1816 in den geistlichen Stand. Seine theologischen Studien begann der bereits vierundzwanzigjährige Jüngling unter der Anleitung des römischen Priesters Dr. Joseph Maria Graziosi. Zwei Jahre später begleitete er den Cardinal Odescalchi auf einer Missionsreise nach Sinigaglia und erhielt unmittelbar nach seiner Rückkunft die niedern Weihen. Kurze Zeit nachher ward er dem Pabste Pius VII. vorgestellt, um von ihm die Genehmigung zur Ordination zu erwirken, der sein epileptisches Uebel im Wege stand. Seiner Bitte wurde willfahrt und auch die Priesterweihe erhielt er, jedoch unter der Bedingung, nur in Privatkapellen oder in der Kirche mit der Assistenz eines andern Priesters die Messe zu lesen. Abermals trat er vor den Pabst mit der Bitte, ihm die Assistenz zu erlassen, da er seit mehreren Monaten von seinem Uebel verschont geblieben, und der ehrwürdige Greis, ihn liebevoll bei der Hand fassend, erfüllte auch diesen Wunsch. An Ostern 1819 las er zum ersten Male Messe und wunderbar genug war von diesem Augenblicke an die Epilepsie bis auf die letzte Spur von ihm gewichen. Zu seiner besondern Schutzpatronin hatte er sich die Jungfrau Maria ausersehen, wozu

der Umstand etwas beigetragen haben mag, daß er auch nach seiner Ordination eifrigst das von Leo XII. den Jesuiten zurückgegebene Collegium Romanum besuchte. Seinen Umgang bildeten nur Geistliche von gediegener wissenschaftlicher Bildung und anerkannter Sittenreinheit, so namentlich ein Odescalchi und Falconieri, und es mag hierorts nicht verschwiegen werden, daß das dem Grafen Mastai von Kindesbeinen an inwohnende liebevolle und theilnehmende Wesen sich in dem lebendigsten Bedürfnisse kund gab, in edle Jünglingsseelen den Saamen guter Lehre zu streuen. Rasch hinter einander wurde er zum Vorsteher des Armenhospizes Tatà - Giovanni, wo verwahrloste Knaben erzogen werden, sodann in demselben Jahre 1819 zum Coadjutor der Collegiatkirche von S. Maria in Via Lata befördert und am 3. Juli 1823 sehen wir ihn in Begleitung des apostolischen Vicars Muzi eine Missionsreise nach Chili antreten. Durch den Tod des seitherigen Inhabers kam er während seiner Abwesenheit in den Besitz des Canonicates, auf das er unlängst Anwartschaft erhalten.

Werth, aufbewahrt zu werden, ist eine Stelle aus dem Schreiben, in welchem der Erzbischof von Iconium, Pietro Caprano, auf die Empfehlung des Cardinals Hannibal della Genga unsern Mastai dem Cardinal-Staatssecretär Capaccini als Begleiter Muzi's auf der Mission nach Chili vorschlug: „Es ist schwer Jemand zu finden, der alle erforderlichen Eigenschaften in demselben Maaße in sich vereinigte, wie dieser hochachtbare Priester. Ausgezeichnete und unwandelbare Frömmigkeit, Sanftmuth und nicht gewöhnliche Klugheit und Umsicht, außerordentlicher Eifer im Bunde mit umfassendem Wissen, endlich ein Alter auf der Grenzscheide zwischen

Jüngling und Mann. Dazu der Wunsch, Gott zu dienen und durch Missionen unter den Ungläubigen seinen Nebenmenschen sich nützlich zu erzeigen."

Nach seiner Rückkunft ernannte ihn Leo XII. zum Präsidenten des Spitals S. Michael a Ripa Grande, worauf er im J. 1827 mit dem Erzbisthum von Spoleto betraut wurde. In dieser hohen Würde, die den Cardinalshut in nahe Aussicht stellte, erwarb er sich die Zuneigung und die Liebe der Römer besonders durch eine allerdings preiswürdige Handlung. Nach der Revolution von 1831, dem italienischen Wellenschlage der von Frankreich ausgehenden Brandung, und mitten unter den zahllosen Verhaftungen, die in Folge der unterdrückten Unruhen in allen Theilen des Kirchenstaates vorgenommen wurden, kam auch nach Spoleto ein Regierungscommissär, um daselbst Haussuchungen zu halten. Durch Unvorsichtigkeit des Besitzers kam demselben ein Blatt zu Händen, auf welchem alle compromittirten Personen der Provinz verzeichnet waren. Hocherfreut über einen solchen unerwarteten Fund, wollte der Commissär das Blatt eben nach Rom einsenden und vorher nur noch den Erzbischof davon in Kenntniß setzen. Kaum hatte dieser die Namen so vieler seiner Diöcese Angehörigen und darunter achtbarer Familienväter gelesen, denen es bisher gelungen war, den polizeilichen Nachspürungen zu entgehen, so ergriff ihn ein Schauder bei dem Gedanken an die unseligen Folgen, welche das Papier unter der Hand von unbarmherzigen Inquirenten haben würde, und er warf, ohne sich lange zu bedenken, dasselbe ins Feuer. Nach Art aller solchen Sbirren ließ sich der Polizeiagent durch Gold abfinden und glaubte am Ende selbst, daß es ein gehässiger und grausamer Act wäre, jetzt noch, nachdem die

Ruhe wieder hergestellt und die Gefahr wegen einer österreichischen Intervention beseitigt war, so viele Leute ins Unglück zu stürzen. Möchte doch der ehemalige Erzbischof von Spoleto auch als Pabst diesen herrlichen Grundsatz christlichen Erbarmens nicht außer Acht lassen und denen keinen Glauben schenken, die durch sogenannte Rücksichten einer höhern Staatsklugheit selbst das gehässigste Verfolgungssystem zu beschönigen wissen! Das Herz allein macht allerdings noch keinen Regenten, aber der kalte Verstand auch nicht und diejenige Politik nimmt in der Regel ein schlechtes Ende, die sich vor andern klug zu sein dünkte.

Kurze Zeit darauf, am 17. December 1832, vertauschte Mastai seinen erzbischöflichen Sitz in Spoleto mit dem bischöflichen von Imola, wo Pius VII. gleichfalls Bischof gewesen und das dortige Theater erbaut hatte. In dem am 23. December 1839 abgehaltenen Consistorium wurde er von Gregor XVI. zum Cardinal ernannt, zuerst noch in petto, bis das Jahr darauf die Ernennung veröffentlicht und ihm der Titel der Heiligen Peter und Marcellin zugetheilt wurde. Vierzehn Tage, nachdem Gregor XVI. das Zeitliche gesegnet (1. Juni 1846), traf der Bischof von Imola in Rom ein, um in seinem Theile zur Wiederbesetzung des leergewordenen Stuhles St. Petri beizutragen. Am 15. trat das Conclave zusammen und schon am Abend des folgenden Tages war Mastai erwählter Oberhirte der katholischen Christenheit und am Morgen des 17. als solcher von dem großen Altan des Quirinals herab dem Volke bekannt gemacht. Er nannte sich Pius in dankbarer Erinnerung an Pius VII., dessen hohe Tugenden er sich zum Muster nahm.

Dem Herkommen gemäß stattete der Neugewählte des andern Tages in der Vaticanskirche dem Höchsten seinen Dank ab: das Volk fand sich in dichtgedrängten Schaaren ein, der Eine das leutselige, freundliche Wesen des Pabstes, der Andere seine väterliche Sorge für die Armen und Nothleidenden, der Dritte seine Weltkenntniß und freisinnigen Ansichten rühmend. Und wie von seiner Milde, so wußte man sich auch von seiner Unparteilichkeit manch' schönen Zug zu erzählen. Große Freude erregte es, als kurze Zeit nach seiner Thronbesteigung die Kunde sich verbreitete, der Pabst habe es den Oberen auf das Strengste untersagt, einen seiner Neffen, der als Cadet bei einem päbstlichen Bataillon stand, irgendwie zum Nachtheil seiner Kameraden zu begünstigen. Für jeden Nepotenunfug, der im 15. und 16. Jahrhundert die Christenheit skandalisirte, fand sich in der reinen Seele eines Pius IX. keine Stelle. Am Krönungstage ließ er alle Pfänder im Leihhause, deren Werth einen halben Scudo nicht überstieg, auslösen.

Auch die ersten Ernennungen, die übrigens nur sehr mäßig und besonnen vorgenommen wurden, fanden allgemeinen Beifall. Von allen Seiten gingen Bittschriften um Freilassung politischer Strafgefangenen ein und Pius hatte bereits in einigen besonders schmerzlichen Fällen sein Herz sprechen lassen, als am Nachmittag des 16. Juli das Amnestiedecret an den Mauern der Stadt angeheftet wurde. Der Jubel, der darüber entstand, läßt sich schwer beschreiben. Alles drängte sich am Abend nach dem Quirinal, um den Segen des heiligen Vaters zu empfangen, und später fand ein solenner Fackelzug Statt. Den Kurzsichtigen wurde die Freude dadurch in etwas getrübt, daß der Pabst die schon von seinem Vorgänger

genehmigten Belohnungen und Auszeichnungen nicht zurückhielt, womit Solche bedacht wurden, die sich bei Unterdrückung des im September 1845 von den Liberalen in Rimini eingeleiteten Aufstandes ausgezeichnet hatten.

Daß es mit den sehnlichst erwarteten Reformen ernst gemeint sei, konnte man schon daran ersehen, daß Gizzi, seither Legat von Forli, zum Staatssecretär ernannt und eine Eisenbahn-Commission niedergesetzt wurde. Die Allocution, die der Pabst den 27. Juli in einem geheimen Consistorium hielt, ging noch nicht näher auf die Sache ein und bewegte sich durchweg in den überlieferten Höflichkeitsformen. Ausgezeichnet zu werden verdient nur der eine Satz: „Durch das innigste Zusammenhalten müssen wir dahin zu wirken suchen, daß wir für das Wohlergehen und den Ruhm der gemeinsamen Mutter-Kirche angelegentlichst Sorge tragen, die Würde des apostolischen Stuhles fest und standhaft wahren und den Frieden und die Eintracht unter der christlichen Heerde auf das gewissenhafteste aufrecht erhalten.“ Leider muß man gestehen, daß die Römer, indem sie sich wie Kinder geberdeten und mit Fähnlein und Vivats ihre Schuldigkeit bei der gründlichen Erneuerung ihrer verrotteten Staatszustände gethan zu haben wähnten, dem päbstlichen Reformator seine unendlich schwierige Arbeit, anstatt sie zu erleichtern, ganz ungemein erschwerten. Nur sehr Wenige begriffen den Ernst und die Wichtigkeit der Zeit nach ihrem ganzen Umfange, indem die Meisten der festen Zuversicht lebten, der Pabst brauche nur zu wollen, um Alles anders und besser zu machen. Die ersten Monate waren ein fortwährendes Festgepränge, eine beständige Parade und

ich zweifle, ob außer dem Grafen Rossi, den Louis Philipp als den zu diesem Posten Tauglichsten als Gesandten Frankreichs nach Rom geschickt hatte, auch nur ein Einziger die Gefahr, in der sich der römische Staat trotz der eingeleiteten Reformen, ja gerade durch diese befand, überschaute. Von der einen Seite gab der Pabst zu viel und von der andern viel zu wenig und wie der Felsblock, der, an abhängiger Bergwand einmal in Bewegung gesetzt, zuerst langsam, dann aber immer unwiderstehlicher und rascher in den Thalgrund sich stürzt, so mußten die päbstlichen Reformen ohne eine feste Hand, ohne einen Minister, der die Uebersicht des Ganzen und eine genaue Kenntniß der zu Gebot stehenden Mittel besaß, endlich bei einem für die politische Freiheit noch gar nicht erzogenen Volke früher oder später das ganz ohnedieß auf künstlichen Unterlagen und Fictionen ruhende Gebäude der weltlichen Macht des Pabstthums zu Falle bringen.

Löblich war es dabei immerhin, daß Pius IX. nicht schon bei den ersten, nichts weniger als glücklichen Schritten an sich und seiner Aufgabe irre wurde. Er verstärkte die von seinem Vorgänger zur Ausarbeitung einer neuen Proceßordnung eingesetzte Commission mit den tüchtigsten Rechtskennern und ernannte eine eigene Commission zur Berichterstattung, wie dem Müssiggang am besten zu steuern und die jungen Leute zur Arbeit anzuhalten seien. Er selbst war im Wohlthun unermüdlich, wozu es um so weniger an Gelegenheit fehlte, da 1846 auch für den römischen Staat ein Jahr der Theuerung war und überdieß die Tiber arge Verwüstungen anrichtete. Am schwersten war es, die brauchbarsten Beamten unter den Prälaten herauszufinden und dadurch Einheit und ein gemeinsames Handeln in

die Staatsverwaltung zu bringen. Zudem mußten bedenkliche Ereignisse jenseits der Alpen den reformatorischen Kirchenfürsten daran gemahnen, daß seine Maaßregeln leicht mißverstanden werden könnten und über die von ihrem Urheber beabsichtigte Tragweite weit hinausgingen. Eben darum hätte er den Beifall, der ihm von allen Seiten zugeklatscht wurde, verdächtig finden sollen. Ließ es doch sogar der Großtürke an Complimenten nicht fehlen und ein außerordentlicher Gesandter desselben versicherte den Pabst, wie sein Herr, obschon zwischen der hohen Pforte und dem heiligen Stuhle keine besondern Beziehungen bestehen, um die Achtung und für ihn kostbare Freundschaft Pius IX. sich bewerbe, da er von tiefer Bewunderung für einen Kirchenfürsten erfüllt sei, der in so kurzer Zeit sich die Verehrung jeder gebildeten Nation zu verdienen gewußt habe.

Zusammengehalten mit dem mehr als schlechten Zustande der frühern Verwaltung ohne geordnete Rechtspflege, ohne eigenes Heerwesen — 17,000 Schweizer dienten unter päbstlicher Fahne und nur 14,000 Einheimische — mit einem jährlichen Deficit von mehreren Millionen, waren die zum Theil schon durchgeführten, zum Theil vorbereiteten Verbesserungen immerhin ein vielbedeutender Anfang und als nach Einsetzung eines Censurgerichtes mehr zum Schutz als zur Belästigung der Presse, am 14. April das merkwürdige Edict wegen Berufung einer Staatsconsulta (Consulta di Stato) erschien, hoffte der besonnene Liberalismus einen Perseusschild wenigstens gegen das noch immer umgehende Ungeheuer eines despotischen Obscurantismus zu besitzen. Die Präsidenten der einzelnen Provinzen wurden in dem Edicte aufgefordert, jeder

für seine Provinz, drei der achtbarsten und populärsten Männer zu bezeichnen, von denen der Pabst Einen für die Consulta herauswählen würde. Der so zusammengesetzte Beirath sollte mindestens zwei Jahre beisammen bleiben, den Fürsten mit Rath und That bei seinen Reformen unterstützen und der Verwaltung in derjenigen Form und mit solchen Vorschlägen an die Hand gehen, welche die Consulta am zweckmäßigsten halten würde für die allgemeine Wohlfahrt. Ein durch diesen neu hinzugekommenen Factor der Staatsgewalt nothwendig gewordener Schritt war die Umgestaltung des Ministerrathes, die durch das Motu-proprio vom 14. Juni in der Weise zu Stande kam, daß fortan 7 Ministerien, darunter die Stadthauptmannschaft von Rom, sich in die Geschäfte theilen sollten.

Allein schon damals konnte man wahrnehmen, wie schnell bei einem so beweglichen, in Sachen des Staatslebens völlig unerfahrenen, durch alles Neue unwiderstehlich angezogenen Volke, wie das römische, die entschiedenste Gunst in ebenso entschiedene Ungunst umschlägt. Jedermann wußte es, daß dem Cardinal Gizzi nächst dem Pabste das Hauptverdienst bei den bisher mit so großem Wohlgefallen aufgenommenen Maaßregeln gebührte: kaum jedoch waren durch einen Erlaß vom 23. Juni die Volksversammlungen, sowie die außerordentlichen Aufzüge und Manifestationen verboten worden, wie es in dem Erlasse hieß, um die Jugend nicht unnütz in ihren Studien, die Handwerker in ihren Geschäften, die Beamten in ihren Verrichtungen zu stören, so ward Gizzi's Name verwünscht und geschmäht. Und doch konnte die Regierung unmöglich es länger geduldig mit ansehen, wie ein theatralischer Aufzug den andern verdrängte

und unter den anscheinend harmlosesten Vorwänden die Staatsgewalten in ihrer Thätigkeit gelähmt und geradezu den Launen der verschmitztesten Agitatoren preisgegeben wurden. Man stellte sich, als wollte man bloß dem Pabst die Theilnahme seiner Unterthanen zu erkennen geben, ihm Bitten, Wünsche, Stimmungen vortragen; im Grunde aber übten die knäuelhaft verschlungenen Massen eine moralische Tyrannei und unter dem Namen von bloßen Vorstellungen den handgreiflichsten Zwang gegen den Fürsten und seine Behörden. Das Edict selbst mußte den Text hergeben zu wenig ehrerbietigen Carnevalspredigten und von der dem Gesetze und seinen Vertretern schuldigen Achtung brach eine Stütze nach der andern, wir fürchten unersetzbar, zusammen. Aus Gesundheitsrücksichten hatte Gizzi schon früher seine Entlassung eingereicht, erhielt sie indessen von Pius IX. nur widerstrebend, nachdem er zuvor noch das Gesetz wegen Errichtung einer Bürgerwehr hatte erscheinen lassen. Zu seinem Nachfolger wurde Cardinal Gabriel Ferretti-Mastai ernannt, der seit Anfang des Jahres die Legation von Urbino und Pesaro bekleidet hatte.

Der Eintritt in sein hohes Amt geschah unter keinem günstigen Sterne. Der Haß der sich entgegenstehenden Parteien hatte bereits eine solche Höhe erreicht und riß den armen Pius unaufhörlich von der einen Seite nach der andern, daß eine Katastrophe unvermeidlich schien. Im Allgemeinen war der Pabst entschlossen, einestheils den ihm anvertrauten Staat im Innern zu reorganisiren und andern Theils nach Außen eine italienisch-nationale Politik zu verfolgen, möchte es kosten, was es wollte. Beide Gesichtspunkte darf man bei Beurtheilung der ersten zwei Jahre seiner Regierung nicht aus den Augen ver-

lieren. Seine Wahl, die ungewöhnlich und unverhofft schnell zu Stande kam, war das Werk der jüngern Cardinäle, indem der bekannte Capucinergeneral Micara gegen Lambruschini, der die Ankunft der fremden Cardinäle abwarten wollte, es durchsetzte, daß das Conclave ohne Verzug zum Wahlacte schritt. Den dabei maaßgebenden Rücksichten, denen er seine Erhebung verdankte, wollte Pius IX. nicht untreu werden und so kam er zuerst in ein frostiges und bald sogar in ein feindlich gespanntes Verhältniß zu dem Wiener Cabinet und der Politik Metternichs. Auch gegen den König der Franzosen und seinen ersten Minister (Guizot) hegte man auf dem Quirinal einiges Mißtrauen, und so klug und vorsichtig auch Graf Rossi sich benahm, so fanden dennoch seine Rathschläge und Vorstellungen bei dem der nationalen Partei geneigten Pabste schon darum Mißtrauen und nur wenig Eingang, weil auch auf Seiten Frankreichs hinter der freundlichen Maske des Wohlwollens die alte Sucht nach Bevormundung sich nur schwer verbergen ließ und die nationale Politik König Carl Albert's, der den Marchese Pareto als seinen Gesandten bei dem Heiligen Stuhle beglaubigt hatte, ganz allein Neigung, Vertrauen und Beifall fand. Diejenigen, so von dem Reformeifer des Pabstes sich nichts Gutes versprachen und von den Liberalen zu der reactionären Partei gezählt wurden, unterließen nicht, das Gewissen Pius IX. wegen seiner Abneigung gegen die Cabinette von Wien und Paris zu ängstigen und ihm bei weiterem Vorangehen auf dem eingeschlagenen Wege die Zukunft als höchst bedrohlich auszumalen. Aber nicht minder angelegentlich lagen ihm die Vertheidiger der national-liberalen Richtung in den Ohren, die im päbstlichen Palaste noch freier ein- und ausgingen als die Andern.

Um diese Zeit fing namentlich der Einfluß des Paters Ventura, Exgenerals der Teatianer, an, gewaltig und der Gegenpartei gefährlich zu werden. Für die ihm geläufigste Art von Kanzelberedtsamkeit konnte es keinen passenderen Gegenstand geben, als eine unter den damaligen Umständen gehaltene Gedächtnißrede auf den in Genua während der Reise nach Rom verstorbenen Daniel O'Connell. Die geräumige Kirche von S. Andrea della Valle faßte nicht all' die nach politischer Erbauung dürstenden Seelen und der Erfolg des Redners war in der That erstaunlich, besonders als er auf das der Pflicht des activen Gehorsams als Corollar dienende Recht des passiven Widerstands zu sprechen kam. Ventura's Verhältniß zu Pius IX., eines der verhängnißvollsten Momente in dem modernen Reformationsdrama, ist von ihm selbst in der Einleitung zu der Gedächtnißrede auf die während der Octoberrevolution in Wien Gefallenen so lebendig und geistreich geschildert worden, daß ich mich nicht entbrechen kann, den Pater selbst sprechen zu lassen. „Wir haben", sagt er, „den uns angebornen Widerwillen überwunden und die Paläste der Großen besucht; wir haben verschlucken müssen die stolze Verachtung, die schiefen Blicke, das sardonische Lächeln, den Hohn gewisser Hausfreunde, deren Unverschämtheit, mit der sie uns ansahen, einen furchtbaren Contrast bildete zu der außerordentlichen Güte, Freundlichkeit und Huld, womit der Fürst uns empfing. Jene sahen in unserem Besuche, in unserem Gespräche mit Pius ein öffentliches Unglück. Fragte Einer: Wer ist drinnen? so antwortete man ihm mit verstellter Bestürzung: der verteufelte Pater Ventura. War ich der Teufel, so muß man gestehen, daß meine Teufelsnatur ganz eigener, neuer Art war. Denn

der wahre Teufel schmiedet und verbreitet Lügen und der Pater Ventura sagte Wahrheit, nichts als Wahrheit, bittere, unangenehme Wahrheiten, die aber fast immer durch die Thatsachen bestätigt wurden, Wahrheiten, die dem, der darauf hörte, ebenso nützlich hätten werden können, als sie den, der sie sagte, compromittirten. Aber dieß ist noch nicht Alles. Man sandte ein Rundschreiben an die Bischöfe von Italien, Frankreich und Deutschland — die Unterschriften wollen wir aus Klugheit und christlicher Liebe verschweigen — worin nicht mehr und nicht weniger stand als: „„Pius IX. ist ein Sectirer; er ist den Demagogen in die Hände gefallen und der Pater Ventura führt ihn an der Nase zum Abgrunde.““ Ebenso ward an Louis Philipp von Rom aus geschrieben: „„der Pabst ist schwachköpfig, der Cardinal Ferretti ein Schwindler, der Pater Ventura ein Hitzkopf, der Alles umstürzen möchte!““ — Alles das wußten und sahen wir; wir verziehen, verschwiegen und duldeten Alles. Das Volk hatte ja gesagt: „„Wir werden Vertrauen zu Pius haben, nur so lange wir den Pater Ventura die Treppen zum Monte Cavallo hinangehen sehen.““

Die Hauptleidenschaft des Paters bestand darin, daß er vor dem Pabste gegen Oesterreich, auf dessen Besetzung Ferrara's gerade damals von der Curie ein ungewöhnlich energischer Protest erfolgt war, und nicht weniger gegen die Regierung Louis Philipp's loszog. Die Gerechtigkeit muß man ihm dabei widerfahren lassen, daß er schon unter dem 22. Juli schrieb: „Nach Louis Philipp wird die Krone nicht auf das Haupt des Grafen von Paris übergehen. Seine Familie wird des Landes verwiesen werden, und zwar mit weniger Rücksichten als der Herzog von Bordeaux; der König selbst aber

wird nichts hinter sich lassen, als eine Fußspur voll Schmutz.“ Und im December desselben Jahres äußerte er: „Wartet nur, im Januar bricht die Revolution in Sicilien und Neapel los und macht die Runde durch Italien. Bei der Unmöglichkeit, sie aufzuhalten, muß man ihr zuvorkommen; man muß sich an ihre Spitze stellen, um sie zu lenken, will man nicht genöthigt sein, ihr zu gehorchen. Man muß aus der Noth eine Tugend machen und zu rechter Zeit, aus eigenem Antrieb das gewähren, was man im andern Falle zu bewilligen mit Gewalt genöthigt sein wird. Darum wehe der Regierung, die ein einziges Mal sich das Gesetz auferlegen lassen muß, anstatt es zu geben! Sie ist gestürzt, um nie wieder aufzustehen!“

Auch darin mag der Pater Recht haben, daß er sich einen wesentlichen Antheil an dem Motu-proprio über die Staatsconsulta zuspricht und hinzufügt: „die Consulta sollte nach der Verabredung eine berathende Stimme bei den Steuern als ihr Recht beanspruchen können und das Cardinalscollegium als höchster politischer Revisionshof ihr als Stütze dienen. Eine erlauchte Hand hatte selbst diese beiden so hochwichtigen Paragraphen hinzugefügt: aber die absolutistische Partei brachte es durch Schreien und Intriguiren dahin, daß die Zusätze wieder gestrichen wurden.“

Zu Bundesgenossen bei seinem Feldzuge gegen den „Obscurantismus,“ wie er es nannte, hatte Ventura den Abate Rosmini und den Abate Gavazzi und man kann sich denken, daß mit diesem Kleeblatte von der rückwärts gekehrten Priesterpartei auch nicht säuberlich verfahren wurde. Die so sehr geschmähte Camarilla blieb, sobald sie wieder Oberwasser hatte, nichts schuldig. Protestantische Zeloten können sich nur darüber

freuen, wenn sie sehen, mit wie unwürdigen, gehässigen und unchristlichen Waffen gerade von dieser Seite gekämpft wird. Bedachte der Radicalismus sich nicht, auf die Priesterherrschaft alle erdenkbare Schmach zu häufen, so antwortet nunmehr der sehr unverständige clericale Diensteifer ganz in derselben Sprache roher Ausfälle, grober Persönlichkeiten, gemeiner Verdächtigungen und Verleumdungen und stellt sich dabei, als ob die Geistlichkeit als solche an dem tiefen Verfalle des Kirchenstaates nicht die geringste Schuld hätte. Anstatt an die eigene Brust zu schlagen und mit der einem Diener der christlichen Kirche so gar wohl anstehenden Demuth ihre Sünden und Verirrungen offen zu bekennen, ergehen diese Herren mit sichtbarem Behagen sich in seitenlangen Gegenbeschuldigungen, ohne zu bedenken, daß eine aus lauter Recriminationen zusammengesetzte Beweisführung unfehlbar auf die eigene tiefe Verschuldung dessen, der sich damit reinwaschen möchte, hinweist. Mit tiefster Indignation, die ihm sehr gut ließ, hörte ich einen strengkatholischen jungen Franzosen über das würdelose Betragen der römischen Geistlichen klagen, die in den Cafées sich umtreiben, mit Weibern sich zu schaffen machen, die Fülle sittlicher Ideen, die den Kern des Christenthums bilden, in lauter Aeußerlichkeiten verschleppen und daher so gar oft den Beichtstuhl selbst durch Simonie entweihen. Der französische Katholizismus sei denn doch etwas ganz Anderes: seinem Wesen nach tiefinnerlich, feierlich, würdig, ernst. Die größte Entartung habe namentlich auch unter den italienischen Mönchsorden Platz gegriffen und eine Ordensregel, wie die französischen Trappisten sie haben, wäre in diesem Lande geradezu eine Unmöglichkeit.

An Ventura konnten sich seine Gegner am eindringlich-

sten dadurch rächen, daß sie frühere Aeußerungen von ihm, worin er den Liberalismus und Constitutionalismus auf das heftigste angriff, wieder zur Sprache brachten. Er, der an Ostern 1849 mit Mazzini und Sterbini gemeinschaftlich die Messe hörte und der Republik auf jegliche Weise das Wort redete, hatte in der Gedächtnißrede auf den bekannten Trojano Marulli über die Republik von 1799 in Neapel sich vernehmen lassen: „Schon nach wenigen Monaten ward vom Volke jenes zugleich furchtbare und lächerliche Phantom zerstört, das man unter der vorgeblichen Zustimmung und zum Besten des Volkes hatte gründen wollen. Ich spreche von dem Haufen politischer Widersprüche, von dem Mißbrauche aller Worte, dem Umsturze aller Principien, der Verwirrung aller Ideen, der Vermischung aller Stände, der Entfesselung aller Leidenschaften, die man unter dem schönklingenden Namen der Einen und untheilbaren Republik in ein System zu bringen suchte. Die Häupter derselben, die dem Verrathe ihre Erhebung, dem Morde ihr Ansehen, der Verschleuderung ihren Reichthum verdanken, sind Leute von niederem Herkommen, gebieterisch, unersättlich, beutegierig, wüthend durch ihre Erfolge, gewohnt, die königlichen Prärogativen, die Grundsätze der Gerechtigkeit, die Religion, das Gesetz, die Rechte Anderer, die Stimme der Natur als einen Spaß zu behandeln." Man muß gestehen, daß diese an dem in Synonymen besonders glücklichen Pater genommene Rache demselben bitterer sein mochte, als all' die Beschuldigungen von Rebellion und Verrath.

Im Juli 1847 hatten diejenigen, die den Pabst schon längst dem Einflusse Ventura's und seiner Partei zu entziehen und das Ohr Pius IX. ganz allein zu haben wünschten, es

allen Ernstes darauf abgesehen, vermittelst eines Staatsstreichs die Liberalen vom Ruder zu verdrängen. Der Jahrestag der so laut bejubelten Amnestie kam heran und glänzende Vorbereitungen wurden zu seiner Feier getroffen. Da verbreitete sich mit einem Male das Gerücht, ein reactionäres Complott habe sich gebildet und die für die junge Freiheit äußerst gefährliche Gewitterwolke sei nahe daran, sich zu entladen. Im Staatssecretariate, auf der Polizei wollte man eine außergewöhnliche Thätigkeit bemerkt und Leute ein- und ausgehen gesehen haben, denen man das Schlimmste zutrauen konnte. Ja es wurde sogar ruchbar, es sei eine große Anzahl Faënzaner in der Stadt, die Gregor XVI. sich zu Allem willfährig bewiesen hatten und in ihrem papistischen Eifer vor keinerlei Exceß zurückschreckten. Die Menge, in großer Sorge wegen einer Gefahr, von der man im Grunde weiter nichts zu sagen wußte, als daß sie drohend über Rom schwebe, machte Jeden zum Theilnehmer an dem Complotte, von dem sich irgend annehmen ließ, er sei mit den Forderungen des bereits über die Grenzen des Zulässigen hinausgehenden Liberalismus nicht einverstanden. Auf diese Weise wurden die würdigsten Personen mit den unwürdigsten gleichsam in einen und denselben Topf zusammengeworfen und als Vaterlandsverräther dem allgemeinen Volkshasse bezeichnet. Lange Listen dieser Verdächtigen fand man überall an die Mauern geklebt und die Meisten zweifelten im Mindesten nicht an der Authenticität derselben, da mehrere von den Genannten durch die Regierung selbst in Haft genommen wurden. Am Morgen des 15. Juli erschien eine beruhigende Bekanntmachung, die aber ihren Zweck gänzlich verfehlte und anstatt zu beschwichtigen, die Gemüther vielmehr noch stärker auf-

regte, weil derjenige, der sie unterzeichnet, selbst unter den Anstiftern des Complottes genannt wurde. Es war dieß Grassellini, Stadtgouverneur von Rom, der immer für einen liberalen und wohlgesinnten Prälaten gegolten hatte. Abends, nachdem die Spannung den höchsten Grad erreicht hatte, wurden alle Bürgerwehren sofort unter die Waffen gerufen, um in ihren Vierteln die öffentliche Ruhe und die persönliche Sicherheit aufrecht zu halten. Und doch konnte von den vorgeblich auf viele Tausende sich belaufenden Verschworenen nicht ein Einziger zur Haft gebracht werden. In der Nacht auf den 16. verließ Grassellini die Stadt und an seine Stelle trat Joseph Morandi, von dem es hieß, er sei zuerst der Verschwörung auf die Spur gekommen. Einige der Angeklagten stellten sich freiwillig und mit größter Geistesruhe im Fort S. Angelo, während dessen der wüthende Pöbel den Andern nachspürte; nur Wenige flohen aus Rom und noch Wenigere hielten sich in sicherem Verstecke verborgen. In den darauf folgenden Tagen wurden von den politischen Behörden zahlreiche Verhaftungen vorgenommen; aber Einer nach dem Andern erhielt von der Polizei einen Paß nach seiner Heimat.

Der einzige wirkliche Erfolg dieses Puffes war die unverweilte Organisation der Bürgerwehr, gegen die sich auf dem Quirinale allerlei Bedenken erhoben hatten. Der Staatssecretär begab sich in eigener Person nach den verschiedenen Standquartieren und ließ bei einem solchen Besuche die vielberufenen Worte fallen: „Zeigen wir unsern Feinden, daß wir uns selbst genügen!“ In einer Bekanntmachung vom 21. bejahte Morandi die Existenz des Complottes, mit der Versicherung, die gerichtliche Untersuchung sei bereits ein-

geleitet. Man nannte es den „großen Proceß," der jedoch am Ende so klein wurde, daß weiter gar nichts mehr davon verlautete.

Ventura hatte sich bei dieser Veranlassung ein entschiedenes Verdienst erworben, indem er, gerufen von der Regierung und auf Befehl seiner Oberen, in der Nacht vom 19. Juli vier Stunden lang zu der allerdings furchtbar aufgeregten Menge besänftigend redete und durch den Zauber seiner Sprache möglicherweise die schlimmsten Ausschweifungen, sogar Mord und Brand, abwendete. Ihm zur Seite figurirte der famose Ciceruacchio*), das „Ciceröncheu," mit seinem eigentlichen Namen Angelo Brunetti, Holzhändler, der damals als der berühmteste Agitator Roms galt und in der ersten Zeit von seiner immensen Popularität wirklich einen guten Gebrauch machte, indem er allerhand Ausschreitungen zuvorkam und die Massen fortwährend zum Vertrauen und zur Bewunderung gegen Pius IX. hinwies. Bei einer ähnlichen Gelegenheit, wie die erzählte, stieg Brunetti auf eine der päbstlichen Kutschen und schwang eine weiß-gelbe Fahne mit der Inschrift: „Heiliger Vater, vertraue auf das Volk!" Selbst wenn man ihm manches Gute zu verdanken hatte, war seine Erscheinung immerhin eine bedenkliche: er war und blieb Volks-

*) Bekanntlich ist das Französische derjenige Zweig der romanischen Sprache, der eine eigene Diminutiv-Form nicht kennt, während umgekehrt das Spanische und Portugisische außerordentlich reich daran sind. Daraus läßt es sich erklären, wie ein Correspondent des Journal des Débats alles Ernstes behaupten konnte, Ciceruacchio sei zusammengesetzt aus Cicero und Vacca (die Kuh), ein etymologisches Kunststück, in dem allerdings etwas von einer Kuh steckt.

Agitator und für eine Regierung ist es eine schlechte Hilfe, wenn sie in Ermangelung normaler Mittel ihre Rettung von dergleichen Bundesgenossen, den „Starken des Marktplatzes," abhängig machen muß. Gioberti preist das „Ciceröncken" wegen seines Benehmens im Juli als einen zweiten Camillus, den Retter Roms: „Wer", ruft er aus, „hat Rom gerettet, indem er die Schleichwege der modernen Catilinas aufdeckte, die gegen einen Pabst sich verschworen, der die Hoffnung Italiens und der Liebling der ganzen Welt ist? Wer anders als Angelo Brunetti, der der Halbinsel ihr Oberhaupt, der Christenheit ihren Vater rettete; und das heutige Rom kann auf sein Ciceröncken so stolz sein, wie das alte auf seinen Cicero es war." Jetzt, da Brunetti seinen nachmaligen Eifer für die Republik in der Verbannung büßt, rümpfen die Ultras von Bäffchen und Dreispitz vornehm die Nase über ihn.

Was bei der damaligen Stimmung der Gemüther allermeist noth that, war eine von der päbstlichen Regierung deutlich vorgezeichnete Richtschnur ihres Verhaltens, ihrer Absichten und Wünsche in Betreff der äußern Politik, die Stellung zu den andern italienischen Staaten miteinbegriffen. Die Sympathien für ein einheitliches Italien regten sich so gewaltig, daß nothwendig der enge Kreis einer specifisch römischen Politik durchbrochen und der nationalen Gesammtheit gehörig Rechnung getragen werden mußte. Um so bedeutsamer war es, daß die Idee eines italienischen Bundes theils vom Pabste selbst ausging, theils in den darauf bezüglichen, von dem Könige Carl Albert der Curie gemachten Vorschlägen kräftig unterstützt wurde. Zunächst in Betreff einer bloßen Handels-Lega wurden die Unterhandlungen zwischen dem

Cardinal Gizzi und dem Marchese Pareto eingeleitet. Auf die dringenden Vorstellungen des sehr freisinnigen Cardinals Ciacchi, Legaten von Ferrara, entschloß sich Ferretti sogar, als Gegengewicht gegen das nicht ganz tractatenmäßige Auftreten der Oesterreicher in Ferrara, bei Forli ein verschanztes Lager zu errichten. Dieß wäre ganz gut gewesen, wenn die Herren Cardinäle Kraft und Mittel genug besaßen, den Gesetzen im Innern des Landes bei den eigenen Unterthanen die nöthige Achtung zu verschaffen. Allein in dieser Beziehung sah es sehr schlimm aus: die Wogen gingen immer höher und drohten bereits das Schifflein Petri an irgend einem Felsenriffe zu zerschmettern. Vergebens daß Morandi gegen die zahlreichen Umgehungen der Censur mit unnachsichtiger Strenge drohte: Flugblätter erschienen nach wie vor uncensirt und namentlich verfuhr die Amica Veritas, eine bösartige Tagesfliege, unsäuberlich genug mit Herren und Dienern. Das Verbot hatte weiter keine Folge, als daß zu den Drucken noch überdieß censurwidrige Caricaturen hinzukamen. Sie waren freilich Alles eher als witzig: nichtsdestoweniger erreichten sie ihren Zweck mehr als vollständig. Eine sehr ernstlich gemeinte Caricatur war dagegen das sogenannte „Hoffnungs-Bataillon", das zur Freude und Wonne der Römer aus der Blüthe der lieben Schuljugend bestand und unter der Leitung eines Professors „Soldätchen" spielte.

Hatte übrigens die mittlerweile ertheilte freisinnige Municipalverfassung der Stadt Rom abermals Veranlassung zu sehr lärmenden Beifallsbezeugungen gegeben, so erregte es fast noch größeren Jubel, als zwischen dem Kirchenstaate, Toscana und Piemont ein Zollverein zu Stande kam,

dem Neapel, Modena und Parma vor der Hand wenigstens beizutreten sich weigerten. Die aus 25 Mitgliedern bestehende Staatsconsulta trat gleichfalls ins Leben und konnte am 15. November dem Pabste in corpore ihre Aufwartung machen. Rom erhielt 100 Gemeinderäthe, die zu Conservatoren wählten den Fürsten Ph. Andreas Doria, den Marchese Clemens Laval della Fargna, den Advocaten Carl Armellini, den Cavaliere Vincenz Colonna, den Advocaten Carl Sturbinetti, den Advocaten Scaramucci, den Fürsten Marc' Anton Borghese und Anton Bianchini. Von den ihm für die Senatorwürde vorgeschlagenen drei Candidaten, den Fürsten Doria, Borghese und Corsini, ernannte der Pabst den letztern. Zugleicher Zeit trat an die Stelle des bisherigen (unverantwortlichen) Ministerrathes ein verantwortliches Ministerium.

So weit war Pius IX. in dem dunkeln Drange seines edlen Herzens bereits gegangen und Palmerston ließ durch Lord Minto zu muthigem Ausharren auf der einmal betretenen Bahn ermuntern, wogegen Metternich und Guizot von Tage zu Tage mißtrauischer und trübseliger nach dem Vatican herüberschauten, wo ihnen ihre Karten so unerwartet verrückt wurden. Der Neujahrstag von 1848 ließ sich für den Pabst selbst übel genug an: zum zwanzigsten Male wollte das Volk, dieser schreilustige Hanswurst, vor dem päbstlichen Palaste auf dem Quirinale seine Evviva's loslassen: allein zu ihrer nicht geringen Verwunderung fanden die Leute alle Zugänge von den Schweizern besetzt und es stellte sich bald heraus, daß man dem Pabste eingeredet hatte, es sei auf eine Ueberrumpelung abgesehen und hinter der Demonstration stecke eine Verschwörung.

Durch den Fürsten Corsini ließ sich zwar Pius eines Andern belehren, die Wachen wurden zurückgezogen, die Wege freigegeben und der Pabst fuhr durch die Stadt, wobei ihm Ciceruacchio auf seine Weise Vertrauen predigte. Die Agitatoren hatten gut reden: der Pabst mußte ja bereits nach ihrer Geige tanzen. Wie die Schüler des römischen Hauptgymnasiums zur Feier der in Pavia bei einem Auflaufe von den Oesterreichern getödteten Studenten einen Gottesdienst veranstalteten, wobei der Pater Gavazzi die Rede hielt und in den heftigsten Ausdrücken gegen Oesterreich loszog, zugleich über die Einheit Italiens ketzerische Grundsätze aufstellend, ward er von seinen Obern in das auf dem Palatin gelegene Kloster S. Bonaventura verwiesen. Allein nun strömte Alles dahin; man überschüttete ihn so lange mit Beileidsbezeugungen, bis die Regierung, um dem Scandale ein Ende zu machen, ihm die Rückkehr nach Rom gestattete. Bei einer ähnlichen Todtenfeier zu Ehren der aus derselben Veranlassung in Mailand gefallenen Studenten waren neben dem sardinischen Gesandten auch die Deputirten der Staatsconsulta zugegen! Die Bedenken steigerten sich, als die Nachricht von der am 12. Juni in Palermo ausgebrochenen Revolution einlief, welche die Regierung so stutzig machte, daß sie die ihr darüber zugekommenen Mittheilungen erst nach einigen Tagen und auch dann nur unvollständig in ihrem Journale veröffentlichte.

Vom Beginne seiner Regierung an hatte Pius IX. fast in allen seinen Acten sattsam bewiesen, daß er seine Zeit, deren Bestrebungen und Interessen nur halb verstand. Das sprechendste Zeugniß legen dafür seine Encyklikas ab, die, zusammengehalten mit seinen politischen Anordnungen, dem tiefer

Blickenden ganz und gar die Richtung eines Lamennais und Ventura offenbaren. Das unter dem 9. November 1846 an sämmtliche Bischöfe erlassene Rundschreiben geißelt außer dem religiösen Indifferentismus und der Philosophie die Bibelgesellschaften und den Communismus fast mit denselben Ausdrücken wie die jüngste, von uns in einem frühern Briefe erwähnte Encyklika. Zugegeben, daß protestantische Bibeln und communistische Katechismen und Almanache die gefährlichsten Feinde der katholischen Religion sind, so gab es doch gewiß schon damals andere Mächte zu bekämpfen, die der bestehenden Ordnung in Italien weit gefährlicher waren, als alle Missionäre Englands und alle Communisten Frankreichs, selbst die deutschen Philosophen miteinbegriffen. Weder die Bibeln, noch die Jünger Cabet's hatten es verschuldet, daß die Palermitaner Barricaden errichteten, das neapolitanische Militär aus der Stadt jagten und aller noch so glänzenden Bewilligungen und Versprechungen unerachtet den König Ferdinand für abgesetzt erklärten. Es ist wahr, unter strömendem Regen bejubelte die Bevölkerung Roms die fast gleichzeitig eingetroffene Nachricht, der König von Neapel habe seinem Volke eine Verfassung gegeben: allein der eigentliche Jubel galt weit mehr der sicilianischen Revolution und die dreifarbige Fahne, die ein junger Maler der Reiterstatue des Marc Aurel auf dem Capitole in die Hand gab, verrieth beredter als alles Andere den in der Tiefe sich vorbereitenden Sturm. Cardinal Ferretti hatte bereits seine Entlassung genommen und Cardinal Bofondi trat an seine Stelle. Gleich des andern Tages hieß es, die Minister seien Verräther, weil sie die von der Staatsconsulta gewünschten Kanonen anzuschaffen sich wei-

gerten; jeden Augenblick mußte man einen ernstlichen Aufstand fürchten, den der Pabst nur dadurch abwendete, daß er dem Senator, der ihm die Sache vortrug, eine gänzliche oder doch theilweise Aenderung des Ministeriums verhieß. Vorläufig suchte er sich durch eine Allocution zu helfen, die den Römern wie junger Most zu Kopfe stieg, weil die Stelle darin vorkam: „Segne, großer Gott, Italien und erhalte ihm die kostbarste aller Gaben, den Glauben: in Wahrheit eine herrliche Gabe des Himmels, unter so vielen, womit er Italien gesegnet hat, daß nicht ganz drei Millionen Unserer Unterthanen 200 Millionen Brüder jeglicher Nation und jeglicher Sprache haben. Schon darum ging Italien nie völlig zu Grunde: es wird dieß auch für alle Zeiten sein Schirm und sein Schutz sein. Werden nicht, wenn das Oberhaupt der heiligen katholischen Religion sollte ungerechterweise angegriffen werden, zahllose Söhne zu seiner Vertheidigung herbeieilen, um den Mittelpunkt der katholischen Einheit wie ihr väterliches Haus zu stützen?" Abends natürlich wieder die übliche Volkskomödie vor dem päbstlichen Palaste und als der Pabst, um seinen Segen zu ertheilen, auf den Balcon trat mit den Worten: „Bevor ich den Segen Gottes erflehe über Euch, meine übrigen Staaten und über ganz Italien, bitte ich Euch, einträchtig zu bleiben und den Glauben zu bewahren, den ihr dem Pabste gelobt" — da weinten die Leute vor Freude und Dankbarkeit und Tausende stimmten in dem Rufe zusammen: „Wir schwören es!" Sodann fuhr Pius weiter fort: „Ich ermahne Euch daher, nicht mehr jenen Ruf" — der Pabst meinte damit den Ruf: Es lebe die Constitution! — „erschallen zu lassen, der nicht vom Volke, sondern nur von Wenigen ausgeht, und an mich keine

Forderungen zu stellen, die der Heiligkeit der Kirche zuwider sind und die ich bewilligen weder kann, noch darf, noch will: unter dieser Bedingung segne ich Euch von ganzem Herzen."

Am 12. Februar wurden wirklich drei geistliche Minister durch drei weltliche ersetzt: Graf Pasolini übernahm das Handelsministerium, der Fürst von Teano das Ministerium der Polizei, endlich Sturbinetti die öffentlichen Arbeiten, derselbe Francesco Sturbinetti, der sich noch vor wenigen Wochen in Ermangelung einer ordentlichen Advocatenpraxis unter den Schreiern auf allen Straßen und öffentlichen Plätzen befand und sich von dem übrigen Pöbel durch weiter nichts auszeichnete, als durch seine ungewöhnlich confiscirte Gesichtsbildung. Nachfolger des sehr wackern Cardinals Camillo Amici, Ministers des Innern, gegen den man ganz unnöthig gelärmt, wurde der Prälat Franz Pentini, Vicepräsident der Staatsconsulta. Das Wichtigste war indessen die Niedersetzung einer aus lauter Geistlichen bestehenden Comission zur Ausarbeitung einer Verfassung, die mit der päbstlichen Gewalt und den Forderungen des Tages vereinbar wäre. Theil daran nahmen die Cardinäle Ostini, Castracani, Orioli, Altieri, Antonelli, Bofondi, später Bizzarbelli und die Prälaten Corboli-Bussi, Barnabò und Mertel. Selbst Pater Ventura erhielt sein Ehrenämtchen: in Gemeinschaft mit dem Herzoge Salviati, dem Fürsten Ghigi und den Fürstinnen Borghese, Lancellotti, Aldobrandini sollte er eine Sammlung zum Besten namentlich des durch Arbeitlosigkeit schwer darniederliegenden Handwerkerstandes veranstalten.

Volle Bewunderung verdient jedenfalls die ganz unge-

heuere Thätigkeit des Pabstes, der überall mit eigenen Augen sehen wollte. Er war unermüdlich in Erfüllung dessen, was er für seine Pflicht hielt, als geistlicher Fürst wie als weltlicher. Und doch wäre es ihm auch ohne die Pariser Februarrevolution kaum mehr möglich gewesen, die Geister, die er losgelassen, wieder zu bannen. Die Kunde jenes welterschütternden Ereignisses machte eine friedliche Lösung der Frage vollends unwahrscheinlich. Die meisten Officiere der römischen Bürgerwehr betheiligten sich bei der kirchlichen Todtenfeier, welche die Franzosen in Rom den in den Februartagen gefallenen Barricadenkämpfern veranstalteten. Daß vor allem Andern mit der Verfassung Ernst gemacht werden müsse, war klar: die Commission war mit ihrer Arbeit fertig und es handelte sich nunmehr nur noch davon, den Entwurf dem gesammten Cardinalscollegium zur Begutachtung vorzulegen. Auf den 10. März wurde daher ein Consistorium berufen und da das Ministerium Bofondi seine Entlassung eingereicht hatte, kam an demselben Tage ein neues Ministerium zu Stande. Staatssecretär und Präsident des Ministerrathes wurde Cardinal Antonelli. Sturbinetti erhielt die Justiz; Galletti, Advocat in Bologna und früher als politischer Verbrecher zu lebenswieriger Gefangenschaft verurtheilt, die Polizei; Minghetti, Vertreter der Provinz Bologna in der Staatsconsulta, die öffentlichen Arbeiten; der agronomische Schriftsteller und Deputirte Ferrara's, Recchi, das Innere, Fürst Aldobrandini das Kriegswesen. Monsignore Morichini übernahm die Finanzen: nur Pasolini und Cardinal Mezzofanti behielten ihre Portefeuilles, Jener als Handelsminister, Dieser als Minister des Unterrichts.

Selbst diese Maaßregel vermochte das unter der Masse herrschende und gährende Mißtrauen nicht zu beseitigen: es hieß, die meisten Cardinäle wollten nichts von einer Constitution wissen und nur deßhalb sei auf den 12. März ein zweites Consistorium anberaumt worden. Das Gerücht erwies sich sogleich als falsch, denn schon am 14. März wurde das Grundgesetz für die weltliche Regierung des Kirchenstaates bekannt gemacht. Die Einleitung lautet: „Pius PP. IX. Mit den Institutionen, womit Wir bisher Unsere Unterthanen beschenkten, beabsichtigten Wir einige alte Institutionen wieder ins Leben zu rufen, welche lange Zeit ein Spiegel der Weisheit Unserer erlauchten Vorgänger waren und nunmehr der Zeit und ihren veränderten Verhältnissen angepaßt werden müssen, um jenes majestätische Gebäude darzustellen, das sie Anfangs waren.

Auf diesem Wege waren Wir zur Einsetzung einer berathenden Vertretung aller Provinzen gelangt, welche Unsere Regierung bei ihren gesetzgeberischen Arbeiten und bei der Verwaltung des Staates unterstützen sollte, und Wir erwarteten, daß die günstigen Resultate den Versuch, den Wir zuerst in Italien machten, loben würden. Da jedoch Unsere Nachbarn ihre Völker für eine nicht bloß berathende, sondern beschließende Vertretung reif hielten, wollten auch Wir in der Achtung vor Unsern Völkern nicht zurückbleiben und auf ihre Dankbarkeit vertrauen, nicht sowohl gegen Unsere niedrige Person, als gegen die Kirche und diesen apostolischen Stuhl, dessen unverletzliche und höchste Rechte uns Gott übertragen hat und der für sie von jeher war und stets sein wird eine Quelle so vieler Wohlthaten.

Vor Alters hatten Unsere Gemeinden das Recht, sich jede

nach den von ihr gewählten und vom Fürsten bestätigten Gesetzen selbst zu regieren. Nun widerstrebt es den modernen Bildungszuständen, unter denselben Formen eine Einrichtung wieder hervorzusuchen, die bei der Verschiedenheit der Gesetze und Gewohnheiten nicht selten eine Gemeinde von der andern völlig abschied. Deßhalb beabsichtigten Wir, dieses Vorrecht zweien Rathscollegien rechtschaffener und verständiger Bürger anzuvertrauen, von denen das eine durch uns ernannt würde, das andere aus Abgeordneten, gewählt nach einem zweckmäßigen Wahlmodus von allen Districten des Staates, bestehen sollte, so zwar, daß letztere die besonderen localen Interessen in unserem ganzen Lande vertreten, zugleich aber mit den über alle Sonderinteressen von Gemeinden und Provinzen hinausragenden allgemeinen Staatsinteressen in Einklang bringen würden.

Da aber in Unserem heiligen Reiche von dem weltlichen Interesse der Landeswohlfahrt das wichtigere der politischen Unabhängigkeit des Oberhaupts der Kirche, der dieser Theil Italiens seine bisherige Unabhängigkeit verdankt, nicht geschieden werden kann, so behalten Wir nicht blos Uns und Unsern Nachfolgern die oberste Bestätigung und die Verkündigung aller der Gesetze vor, welche von den genannten Räthen beschlossen wurden, wie auch die ungeschmälerte souveräne Gewalt in Allem, worüber in gegenwärtiger Urkunde nichts bestimmt ist; sondern Wir sind andererseits auch entschlossen, Unsere Auctorität in den mit der katholischen Religion und Moral in einem natürlichen Zusammenhange stehenden Dingen ungetheilt zu behalten. Wir sind sonach verpflichtet, zum Frommen der ganzen Christenheit dafür Sorge zu tragen, daß im Kirchenstaate durch die neue Verfassung keinerlei Abbruch erleiden die Freiheit und

die Rechte der Kirche und des heiligen Stuhles und niemals ein Fall vorkomme von Verletzung der heiligen Religion, die Wir angewiesen und berufen sind der ganzen Welt zu predigen als einziges Symbol von dem Bunde Gottes mit den Menschen, wie als einziges Unterpfand jenes himmlischen Segens, durch den die Staaten leben und die Völker gedeihen.

So haben Wir denn unter Anrufung des göttlichen Beistandes und nach Anhörung des einstimmigen Gutachtens Unserer ehrwürdigen Brüder Cardinäle, die ausdrücklich deßhalb zu einem Consistorium versammelt wurden, beschlossen und beschließen, wie folgt."

Diese Einleitung ist in mehr als einer Beziehung bemerkenswerth. Zunächst geht daraus hervor, daß die römische Constitution dem Pabste weder abgetrotzt, noch ohne reifliche Ueberlegung octroyirt wurde. Derselbe Osservatore Romano, der zu seinem eigenen Spotte früher Costituzionale Romano hieß, hat in seinem schlecht angebrachten Uebereifer noch vor nicht gar langer Zeit behaupten wollen, man habe dem Pabste Gewalt angethan, da er sonst niemals eine Constitution gegeben hätte. Auch sei Cardinal Macchi im Consistorium als eifriger Bekämpfer der Verfassung aufgetreten. Aber weiß denn das Blättchen nicht, daß Pius IX. schon vor Ausbruch der Februar-Revolution eine aus lauter Prälaten bestehende Commission mit der Ausarbeitung eines Verfassungsentwurfs beauftragte; daß dieser Entwurf dreimal in einem besondern Consistorium berathen und, wie es ausdrücklich in dem officiellen Journale hieß, einstimmig angenommen, ja sogar dem Pabste zur Bestätigung auf das dringendste empfohlen wurde, ohne daß auch

nur ein einziger Weltlicher die Hand dabei im Spiele hatte, die weltlichen Minister sogar erst am Tage vor der Bekanntmachung davon Kenntniß erhielten! Warum nicht lieber geradezu einräumen, daß Pius IX. den Strom der Ereignisse, die er einmal in Fluß gebracht, nicht mehr aufzuhalten vermochte und, nachdem als ein ganz naturgemäßes Ergebniß seiner Reformen Piemont, Toscana, sogar Neapel in die Reihe der constitutionellen Staaten getreten waren, die Consulta der öffentlichen Meinung nicht mehr Genüge that?

In praktischer Beziehung ist der Vergleich des Statuts mit der früher erlassenen Gemeindeordnung besonders erheblich. Letztere erkannte dem Gemeinderathe das Recht der Berathung, dem Magistrate dagegen die Verwaltung zu. Mit 25 Jahren sollte ein unbescholtener Mann in den Gemeinderath gewählt werden können. Von den 100 Mitgliedern waren 64 Besitzer und von diesen hatten 15 eine Jahreseinnahme von mindestens 6000 Scudi, 34 nicht unter 1000 Scudi und die 15 übrigen nicht weniger als 200 Scudi. Weitere 32 Mitglieder gehörten dem höheren Beamtenstande, der Wissenschaft, Kunst und den anständigen Gewerben an; die vier letzten Räthe endlich sollten die geistlichen Körperschaften und Anstalten vertreten und wurden zur Hälfte vom Cardinal-Vicar, zur Hälfte von der Regierung ernannt. Alle zwei Jahre trat ein Theil der Mitglieder aus, so zwar, daß nach einem sechsjährigen Zeitraume der ganze Rath erneuert ward. Der Magistrat, Senat geheißen, wurde vom Gemeinderathe und aus dessen Mitte gewählt, im Verhältnisse zu der letzterem eigenen Classenordnung. Man kann aber nicht sagen, daß im Vergleiche zu dem Gemeindegesetze das Statut, in weit schwierigeren

Zeitläuften erlassen als jenes, allzu demokratisch war. Das Cardinalscollegium bildete den päbstlichen Senat. Unabhängig davon gab es zwei gesetzgebende Kammern.

Die Mitglieder der ersten Kammer (alto consiglio), heißt es §. 19 des Grundgesetzes, werden lebenslänglich vom Pabste ernannt. Ihre Zahl ist unbegrenzt. Darauf folgen die weiteren Bestimmungen: Beim Beginne jeder Sitzung ernennt der Pabst unter den Mitgliedern der ersten Kammer den Präsidenten und die beiden Vicepräsidenten, falls er nicht einem Cardinale die Präsidentschaft zu übertragen geruht. Die zweite Kammer besteht aus gewählten Abgeordneten, wobei ungefähr ein Abgeordneter auf 30,000 Seelen kommt. Wähler sind: die Bürgermeister, Prioren und Aeltesten in den Stadt- und Dorfgemeinden; diejenigen, die im Grundsteuer-Register mit einem Capitalvermögen von 300 Scudi eingetragen sind; wer an directen Steuern dem Staate jährlich 12 Scudi bezahlt; die Mitglieder der Collegien und Facultäten, sowie die Titularprofessoren der Staatsuniversitäten; die Mitglieder der Disciplinarräthe der Advocaten und Procuratoren bei den Gerichtshöfen; die Ehrendoctoren bei den Staatsuniversitäten; die Mitglieder der Handelskammern; die Vorsteher von Fabriken oder industriellen Unternehmungen; die Vorstände oder Vertreter von Gesellschaften, moralischen Körperschaften, Wohlthätigkeits- und andern öffentlichen Anstalten, die ein Capitalvermögen von 300 Scudi besitzen oder 12 Scudi an directen Steuern bezahlen.

Wählbar ist, wer in dem Grundsteuer-Register mit einem Capitalvermögen von 3000 Scudi steht oder unter anderen Namen an die Staatscasse jährlich eine feste Steuer von 100

Scudi entrichtet; die Mitglieder der Collegien und Facultäten, die Titularprofessoren der Universitäten von Rom und Bologna; die Mitglieder der Disciplinarräthe der Advocaten und Procuratoren bei den Appellhöfen, endlich alle übrigen, die das active Wahlrecht genießen, vorausgesetzt, daß sie mindestens ein Capitalvermögen von 1500 Scudi besitzen oder an den Staat eine feste Steuer von 50 Scudi bezahlen. Ausgenommen sind allein die Vertreter von Gesellschaften und öffentlichen Anstalten. Für das active Wahlrecht ist ein Alter von 25, für das passive von 30 Jahren erforderlich, sowie neben dem vollen Genusse der bürgerlichen und politischen Rechte das Bekenntniß der katholischen Religion, das zum Besitze politischer Rechte im Staate unerläßlich ist.

Beim Beginne einer jeden Sitzung erwählt die Deputirtenkammer aus ihrer Mitte den Präsidenten und die Vicepräsidenten. Die Mitglieder beider Kammern erhalten keine Diäten. Die Attributionen der beiden Kammern sind wie in andern constitutionellen Ländern: namentlich haben sie die Steuern zu bewilligen. Ausgenommen von ihrer Competenz sind allein die kirchlichen und gemischten Sachen, über welche den Kammern kein Gesetzesvorschlag zusteht, ebensowenig als ein solcher, der den canonischen und Disciplinarverordnungen der Kirche zuwiderläuft oder eine Abänderung des Grundgesetzes bezweckt. Das Einnahme- und Ausgabe-Budget, wie überhaupt alle Finanzgesetze müssen zuerst bei der Abgeordnetenkammer eingebracht werden. Die directe Steuer wird auf ein Jahr votirt; die indirecten Steuern können für mehrere Jahre bewilligt werden. Die zweite Kammer hat allein das Recht, die Minister in Anklagestand zu setzen und zu richten, vorausgesetzt, daß die-

selben dem geistlichen Stande angehören. Die päbstliche Civilliste, von der sogar die Cardinäle, die kirchlichen Congregationen, die Gesandten, die Leibwache und alle päbstlichen Privatbeamten besoldet werden sollten, war überaus mäßig auf nur 600,000 Scudi festgesetzt. Es kommt indessen dabei der Umstand in Betracht, daß an Indulgenzen und anderen Geldern vom Auslande mehrere Millionen an St. Peter entrichtet werden.

Haben beide Kammern einen Gesetzesvorschlag angenommen, so wird derselbe dem Pabste vorgelegt und nach nochmaliger Berathung in einem geheimen Consistorium von demselben entweder bestätigt oder zurückgewiesen. So lange der päbstliche Stuhl unbesetzt ist, können weder die Kammern tagen, noch auch Wahlen für dieselben vorgenommen werden; dagegen müssen sie spätestens einen Monat nach erfolgter Pabstwahl einberufen werden. Bei eingetretener Vacanz bestätigt das Cardinalscollegium gemäß den in den apostolischen Constitutionen aufgestellten Normen die Minister oder ersetzt sie durch Andere. Ueberhaupt übt das genannte Collegium, so lange kein Pabst erwählt ist, alle weltlichen Oberherrlichkeitsrechte des Stuhles. Außerdem steht dem Pabste zur Seite ein Staatsrath, bestehend aus 10 Räthen und einer Anzahl Auditoren, die nicht über 24 betragen darf, alle vom Fürsten ernannt. Der Staatsrath redigirt die Gesetzentwürfe und die administrativen Verordnungen. Unter den dem Statute vorangeschickten Bestimmungen ist die Unabsetzbarkeit der Richter und die Aufhebung der Censur zugesagt.

Bringt man den mehr als demokratischen Paragraphen in Abzug, wonach die Minister von der zweiten Kammer allein in

Anklagestand versetzt und abgeurtheilt werden können, mit dem Vorbehalte jedoch, daß etwaige geistliche Minister an die canonischen Tribunale überwiesen werden müssen, enthält das nur von Prälaten ausgearbeitete Grundgesetz nichts, was nicht in andern als musterhaft angesehenen constitutionellen Verfassungen gleichfalls vorkäme. Von dieser Seite wird sich die Lebensfähigkeit des Statuts nicht in Abrede stellen lassen. Allein das weiße Wölkchen, das sich gleich Anfangs an dem über Rom ausgespannten heitern und sonnenhellen Himmel zeigte, der den Römern voller Geigen zu hängen schien, wurde immer größer, nahm eine immer bedrohlichere Gestalt an und es gehörte eben keine außerordentliche Sehergabe dazu, um schon damals die Unverträglichkeit einer beschließenden Volksvertretung mit der überlieferten Stellung des Pabstthums vorherzusagen. Die Stimmung der von den Agitatoren gelenkten Massen wurde von Tage zu Tage unruhiger und fieberhafter. Zumeist war es auf die Jesuiten abgesehen und der Ruf: Nieder mit den Jesuiten! paarte sich in der Regel mit dem bekannteren: Tod den Deutschen! Im schweizer Sonderbundskriege hatte die römische Bevölkerung entschieden Partei genommen gegen die katholischen Cantone und verhehlte ihre Freude nicht über die Niederlage derselben. Die Jesuiten in Rom bekamen dieß deutlich genug zu fühlen. Man wollte wissen, daß sie mit allen Mitteln den Reformplanen des Pabstes entgegenarbeiteten; daß die Amnestie ihnen ein Abscheu, die Verfassung ein Greuel sei. So ruhig und besonnen sich auch die Jesuiten benahmen, so wenig konnten sie verhindern, daß man die ungereimtesten Gerüchte über sie aussprengte, die fast immer Glauben fanden und die Sicherheit des Ordens

ernstlich bedrohten. Es ist während der letzten zwei Jahre im ganzen revolutionirten Europa auf den Straßen, im Café, in Maueranschlägen, fliegenden Blättern, Zeitungen viel, vielleicht mehr gelogen worden, als in friedlichen Zeitläuften während eines ganzen Jahrhunderts: davon aber, wie die Sache in Rom fabrikmäßig und ins Große betrieben wurde, läßt sich wohl schwerlich ein zweites Beispiel aufweisen. Daß man in dem Mailänder Aufstande 150,000 Oesterreicher fallen ließ, war eine Kleinigkeit im Vergleiche zu den andern colossalen Erfindungen müssiger Köpfe. Darunter hatten namentlich auch die Jesuiten zu leiden: man denuncirte sie als reactionär, auch wenn sie es nicht waren. Während der Fasten von 1848 sollte ein Pater Rossi in einer Predigt, die er in der Jesuitenkirche hielt, sich mißfällig über den Liberalismus der Fürsten und Völker geäußert haben: sogleich erscheinen zwei lange Artikel, die das Factum zur Kenntniß des Publicums brachten, und die Folge davon war, daß des andern Tages (12. März) die Kirche schon vom frühen Morgen an sich mit Menschen füllte, um eine angekündigte Predigt des Paters über die Strafgerichte Gottes zu hören. Aber der Pater erschien nicht und da die Anwesenden durchaus eine Predigt zu hören verlangten, bestieg ein anderer Jesuit, der gleichfalls Rossi hieß, die Kanzel und hielt aus dem Stegreife eine Predigt über den — Glauben, die sehr kurz ausfiel. Der Vorfall war bedenklich genug und der Pabst erließ an demselben Tage, wo das Statut erschien, eine Proclamation folgenden Inhalts: „Römer und ihr anderen päbstlichen Söhne und Unterthanen, vernehmet noch einmal die Stimme eines Vaters, der Euch liebt und von der ganzen Welt geehrt und geliebt zu sehen wünscht! Rom ist der Sitz der

Religion, wo zu allen Zeiten deren Diener sich aufhielten, die unter verschiedenen Formen jene wunderbare Mannigfaltigkeit bewirken, die der Kirche Jesu Christi ihre Schönheit verleiht. Wir forderten Jedermann auf nnd prägten es Euch besonders ein, die Kirche zu ehren und niemals den furchtbaren Fluch eines entrüsteten Gottes auf Euch zu laden, der seine heilige Rache gegen die Widersacher seiner Gesalbten schleudern würde. Unterlasset ein Aergerniß, über das die ganze Welt staunen und die meisten meiner Unterthanen klagen und trauern würden. Ersparet dem Pabste die bitterste aller Kränkungen, da er deren durch ähnliche anderwärts vorgekommene Störungen schon hinlänglich erfahren hat. Sollten unter denen, die in irgend einem Orden der Kirche Gottes angehören, solche sein, die durch ihre Aufführung Mißachtung und Mißtrauen verdienen, so steht Euch der Weg zu gesetzlichen Vorstellungen beständig offen und sind dieselben begründet, so werden Wir als Oberhaupt der Kirche stets bereit sein, sie entgegenzunehmen und danach zu verfügen. Wir sind überzeugt, daß diese Worte hinreichen, um alle Diejenigen — Wir hoffen, daß es nur wenige sind — zurechtzuweisen, die mit einem verwerflichen Vorsatze umgehen, dessen Ausführung, während sie Unser Herz tief betrübte, auf ihr Haupt die Züchtigung laden würde, womit Gott die Undankbaren noch nie verschont hat. Sollte im schlimmsten Falle diese Unsere Stimme die Verirrten nicht auf den rechten Weg zurückzuführen vermögen, so sind Wir entschlossen, von der treuen Bürgerwehr Gebrauch zu machen, so wie von allen den Streitkräften, die Wir zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung bestimmt haben. Wir hoffen zuversichtlich eine gute Wirkung von diesen Unseren Anordnungen und im gesammten Lande

statt der herrschenden Aufregung die Wiederkehr der Ruhe und werkthätiger Frömmigkeit, wie sie einem vorzugsweise katholischen Volke geziemt, das andere Völker sich zum Muster nehmen dürfen. Wir wollen Unsere Seele und die Herzen aller Rechtschaffenen nicht mit der Bezeichnung jener Entschließungen kränken, zu denen Wir Uns genöthigt sehen würden, um die Strafgerichte abzuwenden, womit Gott die Völker vom Wege des Irrthums abruft, vielmehr hoffen Wir, daß der apostolische Segen, den Wir Allen ertheilen, jede Unglücksahnung verscheuchen wird."

Allein nicht nur diese, noch ganz andere Ahnungen gingen in Erfüllung. Es mag als ein merkwürdiges, verhängnißvolles Zusammentreffen von inhaltschweren Ereignissen bemerkt werden, daß der 14. März, dessen Morgen der Bevölkerung Roms eine warnende Proclamation und der Abend eine Verfassung brachte, der Revolution in Wien den Sieg verschaffte. Der Spectakel, der darüber in Rom losbrach, läßt sich nicht in Worte fassen: zuerst ward das kaiserliche Wappen am venetianischen Palaste herabgeworfen und verbrannt; dann begab sich der Zug unter Schießen, Singen und Schreien dem Corso entlang nach dem Capitole. Dreifarbige Fahnen mit den italienischen Farben, die fast von allen öffentlichen Gebäuden und Denkmälern wehten, wurden vorangetragen, eine sogar an dem Palazzo di Venezia aufgepflanzt, nachdem ein deutscher Kunst- und Freiheitsvirtuos mit ellenhohen Buchstaben an die Mauer geschrieben: Palast des italienischen Reichstags. Selbst die Jesuiten ließen dreifarbige Fahnen wehen, bei deren Anblick jedoch die Menge rief: È troppo tardi! Vom Capitol ging ein Theil nach dem Co-

losseum, wo der Pater Gavazzi eine Rede hielt und Doctor Masi ein Gedicht improvisirte; der andere Theil begab sich nach Trastevere und genoß daselbst den bacchantischen Vortrag eines andern unbekannten Apostels. Abends Beleuchtung und ganz außer der Zeit Moccoletti. Von jetzt an war es augenfällig, daß der Circolo Romano und der Circolo Popolare die Gewalt in die Hand nahmen. Damit nicht zufrieden, auf der Brust eines jeden Nationalgardisten die drei Farben in Gestalt eines Kreuzes und auf Befehl des Ministers des Innern über den römischen Fahnen dieselben Farben prangen zu sehen, begaben sich die Clubbisten, nachdem sie wegen der Befreiung Venedigs ein Te Deum hatten singen lassen, vor die beiden Profeßhäuser der Jesuiten und kündigten denselben an, sie haben binnen 3 Tagen ihre Wohnungen zu räumen. Antonelli, nachdem er durch ein besonderes Decret allen und jeden von den Jesuiten den päbstlichen Reformen drohenden nachtheiligen Einfluß beseitigt, wenigstens zu beseitigen geglaubt hatte, hielt es für das Angemessenste, dem von ihnen selbst gestellten Gesuche, sich aus Rom entfernen zu dürfen, zu willfahren. Truppweise und zum Theil in spaßhaften Verkleidungen schlichen sie im Angesichte des zahlreich versammelten Volkes davon. Der Cardinal Bizzardelli hatte dafür zu sorgen, daß keine Unordnungen vorfielen, und alle ihre Besitzungen in Verwaltung zu nehmen. Einen an das Jesuiten-Collegium gehefteten Zettel mit den Worten: Zu vermiethen — fand man bald darauf auch an anderen Klöstern.

So häuften sich die Symptome einer bevorstehenden Krisis. In der Lombardei stand der Krieg in vollen Flammen und es dauerte nicht lange, so sahen sich selbst der Großherzog von

Toscana und der König von Neapel genöthigt, zur Bekämpfung und Vertreibung der Oesterreicher Truppen marschiren zu lassen. Auch der Kirchenstaat wollte nicht zurückbleiben. Zu den Waffen! In's Lager! erschallte es bei der ersten Kunde vom Ausbruche des Krieges und es ist eitle Mühe, verbergen zu wollen, daß die päbstliche Regierung selbst eine Zeit lang von kriegerischen Gedanken beherrscht wurde und damit ihren Tribut an das italienische Fieber entrichtete. Die Aushebung von Freiwilligen wurde angeordnet und bereits am 23. März marschirten mehrere Bataillone nach der Grenze. General Durando sollte den Oberbefehl der regulären Truppen übernehmen, indessen General Ferrari die Bürgerwehr und die Freiwilligen commandirte; von letzteren zogen am 26. März unter einem ungeheuern Zulaufe des Volkes 1200 Mann, darunter viele Studenten, auf der Via Flaminia ihrer Bestimmung entgegen. Wie oft sind die römischen Helden diese Heerstraße gegangen, gegen Karthager, Gallier, Germanen, bis Letztere ihrerseits den Weg zur Hauptstadt ihrer Bezwinger fanden! Aber der alte Römer zog schweigend und ernst durch das Flaminische Thor: der moderne Römer schrie: L'indipendenza è assicurata! weil der Graf de Rignon aus Turin den Entschluß Carl Albert's überbrachte und der Marchese Pareto dafür mit einem Fackelzuge beehrt wurde.

O es war ein noch schönerer Märztag, als Carl Albert in's Feld rückte. Turin war so festlich geschmückt und in einer so freudigen Stimmung, wie noch nie zuvor. Tausende von Fahnen weheten. Das Volk aus der Stadt und Nachbarschaft strömte nach dem Palaste des italienischen Schamil.

Se ti sfidi la rabbia straniera,
Monta in sella e solleva il tuo brando!

sang und jauchzte die Menge ihrem Könige zu. Der König stieg zu Pferde; ihm zur Seite ritten seine beiden Söhne: da ertönte die Kriegsmusik, aus allen Fenstern regnete es mit Lorbeeren und Immortellen auf den kriegerischen Fürsten, über dessen Haupte die dreifarbige Fahne wehte. Die Begeisterung, der Jubel war allgemein.

Wer wollte es übrigens einem Grafen Mastai verdenken, wenn er sich auch unter der Tiara als Italiener fühlte und die königlichen Waffen mit seinen heißesten Gebeten und Segenswünschen begleitete! Was wir ihm allein nicht verzeihen, ist, daß Pius IX. nicht schon früher einsah, wie ein halbes Parteinehmen gegen Oesterreich mit seiner Stellung als Oberhirte der gesammten katholischen Christenheit sich ebenso wenig vertrug, als wenn er an den Kaiser geradezu den Krieg erklärte. Dieses Versehen, das seinem Herzen mehr Ehre macht, als seinem Verstande, hat er hintennach schwer genug büßen müssen. Seine schwankende Haltung mußte sehr bald alle Parteien an ihm irre werden lassen und man muß gestehen, daß er keiner derselben, weder der italienisch noch der österreichisch gesinnten, etwas zu Danke that. Das Merkwürdigste und das Unhaltbare seiner damaligen Stellung am unzweideutigsten offenbarende Actenstück seiner ganzen Regierung ist die Proclamation, die er am 30. März an die Italiener erließ. Dieselbe mag hier eine Stelle finden.

„Pius P. P. IX. an die Völker Italiens Gruß und apostolischen Segen!

Die Ereignisse, die in den letzten zwei Monaten mit so

reißender Eile einander auf dem Fuße folgten, sind nicht Menschenwerk. Wehe dem, der in dem Sturme, der die Cedern wie die Eichen schüttelt, entwurzelt und splittert, die Stimme des Herrn nicht vernimmt! Wehe dem menschlichen Stolze, der der Verschuldung oder dem Verdienste von Menschen diese wunderbaren Veränderungen beimißt, anstatt die verborgenen Plane der Vorsehung anzubeten, sei es, daß sie auf dem Wege der Gerechtigkeit oder auf dem Wege des Erbarmens sich offenbaren — jener Vorsehung, in deren Händen alle Länder der Welt sind. Und Wir, denen die Sprache verliehen ist, um die stumme Beredtsamkeit der Werke Gottes zu deuten, Wir dürfen nicht schweigen inmitten der Wünsche, Befürchtungen und Hoffnungen, welche die Gemüther Unserer Kinder bewegen.

Zuvörderst wollen Wir euch kund thun, daß, wenn Unser Herz bewegt war, als Wir vernahmen, wie man in einem Theile Italiens mit den Stärkungen der Religion die Gefahren und Versuchungen abwendet und durch Handlungen der Nächstenliebe einen edlen Sinn kund gibt, Wir andererseits nicht weniger tief gekränkt sein mußten durch die Beleidigungen, welche anderwärts die Diener derselben Religion zu erfahren hatten. Wollten Wir auch gegen Unsere Pflicht davon schweigen, so könnte dieß nur die Folge haben, daß die Wirksamkeit Unseres Segens darunter litte.

Auch müssen Wir euch sagen, daß der gute Gebrauch des Sieges größer und schwerer ist, als der Sieg selbst. Wenn die Gegenwart eine andere Periode euerer Geschichte in das Gedächtniß ruft, so mögen die Enkel Nutzen ziehen aus den Fehlern ihrer Vorfahren. Erinnert Euch, daß im bürgerlichen Leben Eintracht die Grundbedingung alles dauernden Glückes

ist, daß Gott allein die Bewohner desselben Hauses einträchtig macht und daß Er diese Belohnung nur denen zu Theil werden läßt, die demüthigen, sanften Herzens sind, seine Gesetze in der Freiheit seiner Kirche, in den Ordnungen der menschlichen Gesellschaft, in der Liebe gegen alle Menschen ehren. Erinnert euch, daß die Gerechtigkeit allein erbaut, die Leidenschaften aber zerstören; daß der, so den Namen eines Königs der Könige trägt, sich auch den Beherrscher der Völker nennt.

Mögen Unsere Gebete das Ohr des Herrn erreichen und auf euch herab erflehen den Geist der Stärke und der Weisheit, deren Anfang die Furcht Gottes ist: daß Unsere Augen im Frieden sehen mögen dieses ganze Italien und daß, wenn Wir wegen Unserer Liebe zur gesammten katholischen Welt dasselbe nicht das geliebteste Land nennen dürfen, es nach Gottes Rathschlusse Uns wenigstens das nächste sei."

Die Ansprache stellt auf der einen Seite die Kraft und Würde des Pius IX. auch im Gespräche stets zu Gebote stehenden Ausdrucks in das schönste Licht, verleugnet aber auf der andern Seite ebenso wenig das Mißliche solcher halben und unklaren Standpunkte. „Ich möchte gern mit Leib und Seele Italiener sein, den verhaßten Deutschen mit blutigem Rücken über die Alpen jagen — aber als Pabst darf ich es nicht, wenigstens nicht ausgesprochener Maaßen und rückhaltslos" — dieß ist im Grunde doch der langen Rede kurzer Sinn und was war natürlicher, als daß die Leute zwischen den Zeilen lasen und den Worten des Pabstes gerade den Sinn beilegten, der ihnen zusagte! In kritischen Zeiten läßt sich nicht mit der einen Hand nehmen, was man mit der andern gegeben hat, und das: Ich möchte wohl, aber ich darf nicht, muß im Munde eines Fürsten

Mißverständnisse und Verirrungen veranlassen. Eine rückgängige Bewegung war bereits unvermeidlich und daß man sie Anfangs geheim halten wollte, verschlimmerte nur die Sache. Aus den eben erst bekannt gemachten Correspondenzen Palmerston's mit seinen diplomatischen Agenten in Italien geht hervor, daß die päbstliche Regierung, um sich wenigstens den Schein von Neutralität zu wahren, den neapolitanischen Truppen, die nach der Lombardei bestimmt waren, nicht gestattete, in Ancona zu landen oder auf einem andern Wege des Kirchenstaates unmittelbar an die lombardische Grenze zu rücken, hingegen nichts dawider einzuwenden hatte, wenn dieselben in Civita vecchia ans Land stiegen und sich auf jeder beliebigen Straße zunächst nach Toscana begaben. Mit solchen Spitzfindigkeiten war damals nichts mehr auszurichten, wie der Erfolg klärlich zeigte. Was Wunder, wenn die italienischen Demokraten das Betragen des Pabstes bereits commentirten, wie folgt: „In Rom hielt das heroische Volk wacker aus auf dem Wege einer aufopfernden Hingebung und mit einem der Väter würdigen Muthe. Allein das zarte Gewissen Pius IX. ward vom Husten ergriffen; der Gedanke an das Pabstthum verscheuchte bei ihm den Gedanken an die italienische Nationalität und von Priestern, Pfaffen umgeben, von den Liberalen dahin, von den Krebsen dorthin gezerrt, blieb er zuletzt die Beute derer, die ihm von Theologie vorredeten. Nachdem er Italien gesegnet, fing er es ganz sachte zu verfluchen an und fiel in einer einzigen Stunde von dem höchsten Culminationspunkte herab, auf den die Dankbarkeit der Völker ihn weit über alle Könige und Päbste erhoben hatte. Wie Petrus Christum verleugnete, so verleugnete er das Erlösungswerk der Menschheit, zu dem

er seit zwei Jahren den Grund gelegt; er vertauschte seinen Heiligenschein unsterblichen Ruhmes gegen ein österreichisch-jesuitisches Mäntelchen, opferte die Nation dem Pabstthume und blieb — eine Wetterfahne! Später, als sein politischer Abfall Früchte trug, als er Italien, auf den Tod verwundet, im Staube sich wälzen und das Blut an den schmählichen Schwarzrock, in den er sich gehüllt, spritzen sah — da weinte er... Er weinte, indeß die Völker knirschten und forderten, daß Er, der allein Wunder thun könne, dem verlassenen Weibe den ächten himmlischen Heiltrank reiche: er aber, nach Rechts und nach Links gezogen, will für uns kein Gott werden, vielmehr ein Wackelpabst, zum traurigen Belege, wie tief ein Mensch sinken kann, der eine schwierige Bahn betritt, wo es ungewiß ist, ob er sich halten kann, und nicht Charakter genug besitzt, großen Unfällen zu trotzen und sich des Unglücks anzunehmen." (Pisani, Sulla guerra dell' Indipendenza, p. 31.)

Noch war freilich das Unglück, das bereits vor der Thüre stand, nicht hereingebrochen: den Polen, die in ihre Heimat zurückkehren durften, schenkte der Circolo popolare eine dreifarbige Fahne mit dem Wappen Pius IX. und die überglücklichen Polen küßten dieselbe gleich dem kostbarsten Heiligthume; auch langten die beiden Kanonen an, welche die Frauen Genua's der römischen Bürgerwehr verehrten: allein bereits machte sich auch die Geldnoth sehr fühlbar, so daß den Bankscheinen ein gezwungener Curs gegeben werden mußte, was um so unangenehmer auffiel, da gerade in diesen Zeitpunkt die Wahlen für die Abgeordnetenkammer fielen. Dagegen ward es mit Vergnügen wahrgenommen, daß die Provinzen Ravenna, Urbino, Rieti weltliche Prodelegaten erhielten. Die Mauern am

Ghetto, dem bekannten Judenquartiere, von Paul IV., einem Caraffa, im Jahre 1555 aufgeführt, wurden niedergerissen, die acht Thore, die man seither jeden Abend mit Untergang der Sonne schloß, abgebrochen. Ein nicht geringer Schrecken kam über die Kinder Israels, wie sie so viele Arbeiter mit Leitern und Brechwerkzeugen herankommen sahen, und sie machten sich auf das Schlimmste gefaßt, bis Ciceruacchio ihnen das Räthsel löste und sein Gefolge die Nationalhymne anstimmte. Schon zu wiederholten Malen hatte dieses Quartier in augenscheinlicher Gefahr geschwebt, die bei der steigenden Arbeitslosigkeit immer drohender wurde. Hatten doch an einem der letzten Tage Hunderte von Arbeitern, von sehr schlimmen Subjecten berathen und geführt, sich an verschiedenen Punkten zusammengerottet und Brod und Arbeit gefordert: nicht der Nationalgarde, sondern der Mundfertigkeit des Herrn Peter Sterbini und ganz eigentlich erst dem Gelde des Fürsten Borghese gelang es, sie zur Ruhe zu bringen. Dieß waren für die Juden keine günstigen Aussichten: indessen die Mauern fielen und wir wollen wünschen, daß, wie jener Caraffa einen für die Sache des Protestantismus sehr bedenklichen Wendepunkt in der bis dahin laxen Politik der Päbste bezeichnet und das von ihm ummauerte Judenquartier in der ewigen Stadt gerade auch kein Denkmal christlicher Liebe war, so Pius IX., indem er die von der Intoleranz gezogenen und noch von seinem Vorgänger Gregor XVI. erneuerten und erweiterten Schranken niederreißt, der in der Idee des Christenthums liegenden Humanität wieder zu ihrem Rechte verhilft. Der spätere Geschichtschreiber wird es nicht unter den geringsten Thaten dieses Pabstes erwähnen, daß er den Pöbel, der unter Vorantritt eines Barbiers

sich an den Juden vergreifen wollte und damit dem Pabste einen Gefallen zu erweisen glaubte, durch Dragoner zur Vernunft bringen ließ.

Das Mißliche seiner Lage konnte dem Pabste unmöglich entgehen und wo er selbst nicht ganz klar sah, da sorgten Andere, daß ihm jeder Zweifel schwand. Es sollte ernster als je zuvor der Versuch gemacht werden, über die eigentliche Gesinnung und den Zweck, die ihn bei seinen Reformen leiteten, die christliche Welt überhaupt, besonders aber das römische Publicum aufzuklären. In dieser Absicht versammelten sich die Cardinäle zu einem Collegium und am 29. April erschien eine mit ängstlicher Spannung erwartete Encyklika, zuerst in lateinischer Sprache, worauf sie des andern Tages, in's Italienische übersetzt, reißend schnell in Aller Händen und Munde war. Dieselbe bildet eines der merkwürdigsten Actenstücke aus der so vielfach bewegten Geschichte des regierenden Pabstes. „Wiederholt" — so beginnt das Schreiben — „haben Wir in euerer Gegenwart, ehrwürdige Brüder, die Vermessenheit einiger Wenigen gerügt, die Uns und sogar dem heiligen Stuhle die Schmach anzuthun sich erdreisteten, als hätten Wir von den heiligen Ordnungen Unserer Vorgänger, ja sogar (schrecklicher Gedanke!) von der Lehre der Kirche in mehr als einem Punkte Uns entfernt. Noch immer fehlt es nicht an Solchen, die von Uns in Ausdrücken reden, als wären Wir die hauptsächlichsten Anstifter der politischen Erschütterungen, die neuerdings nicht bloß an mehreren Punkten Europa's, sondern sogar in Italien eintraten. Namentlich ist Uns aus den österreichischen Ländern in Deutschland die Kunde zugegangen, es gehe daselbst unter dem Volke das Gerücht, der Pabst in Rom habe durch Kundschafter und auf

andere Weise die Völker Italiens zur Revolution angetrieben. Zugleich mußten Wir vernehmen, Feinde der katholischen Religion haben diese Gelegenheit benutzt, um die Deutschen zur Rache und zum Abfalle von der Einheit des heiligen Stuhles zu ermuntern.

Es ist euch nicht unbekannt, daß schon in der letzten Zeit Pius VII. die europäischen Großmächte an den apostolischen Stuhl die Mahnung ergehen ließen, in der Civilverwaltung einen rascheren und den Wünschen der Laien entsprechenderen Gang einzuführen. Im Jahre 1831 traten jene Rathschläge und Wünsche noch förmlicher hervor in dem bekannten Memorandum, das die Kaiser von Oesterreich und Rußland und die Könige von Frankreich, Großbritannien und Preußen durch ihre Gesandten überreichen ließen. Darin ist unter Anderem die Rede von einer aus dem gesammten päbstlichen Gebiete zu beschickenden berathenden Versammlung, ferner von Erneuerung oder Erweiterung der Gemeindeverfassung, Errichtung von Provinzialräthen, von Einführung dieser und ähnlicher Institutionen in allen Provinzen zum gemeinen Besten des Staates, endlich von der Zulassung der Laien zu allen Aemtern im Verwaltungsfache wie im Richterstande. Namentlich wurden die beiden letzten Punkte als Grundbedingungen für jegliche Regierung bezeichnet. In anderen Noten der Gesandten wurde auch auf eine Amnestie für Alle oder doch die Meisten derer angetragen, welche gegen den Fürsten des Kirchenstaates sich empört.

Ebenso weiß Jedermann, daß Unser Vorgänger, Gregor XVI., Einiges davon wirklich anordnete, Anderes in Aussicht stellte, in den 1831 von ihm erlassenen Edicten. Allein

diese Wohlthaten Unseres Vorgängers schienen die Wünsche der Fürsten nicht ganz zu befriedigen und ungenügend zur Befestigung der Wohlfahrt und Ruhe im ganzen Umfange der weltlichen Herrschaft des Pabstthums.

Sobald Wir daher durch den unerforschlichen Rathschluß Gottes an seine Stelle getreten waren, ließen Wir es Unser erstes Geschäft sein, auf Niemandes Rath oder Wunsch, sondern lediglich aus besonderer Liebe zu Unseren Unterthanen, denen, die ihre Pflichttreue gegen die päbstliche Regierung verletzt, Verzeihung in reichlicherem Maaße angedeihen zu lassen und einige Anordnungen zu treffen, welche Wir der Wohlfahrt Unseres Volkes für förderlich erachteten. Alles, was Wir beim Beginne Unseres Pontificates vollführten, stimmt ganz und gar zu den von den Fürsten Europa's so sehnlich gehegten Wünschen.

Kaum waren mit Gottes Hilfe Unsere Entschließungen vollführt, so äußerten sowohl Unsere als die benachbarten Völker eine solche Freude und richteten so viele Glückwünsche und Ergebenheitsbezeigungen an Uns, daß Wir Sorge dafür tragen mußten, selbst in dieser erlauchten Stadt das Geschrei, den Beifall, die Versammlungen der Menge auf das gehörige Maaß zurückzuführen.

Ferner ist Allen bekannt der Inhalt Unserer im Consistorium vom 4. October vorigen Jahres an euch gehaltenen Allocution, worin Wir sowohl die Fürsten zur väterlichen Milde und eifrigen Sorge für ihre Unterthanen, als die Völker hinwiederum zum schuldigen Vertrauen und zum Gehorsame gegen ihre Fürsten ermahnten. Jedenfalls aber können Uns die deutschen Völker deßhalb nicht zürnen, daß Wir unmöglich den

Ungestüm derer von Unsern Unterthanen zu zügeln vermochten, welche den Unfällen, die Jene in Ober-Italien betrafen, Beifall zollten und, gleich den Andern von dem Eifer für die eigene Nationalität entflammt, für dieselbe Sache, wie die übrigen Völker Italiens, in die Schranken traten. Vermochten doch mehrere Fürsten Europa's, die über eine ganz andere Kriegsmacht gebieten als Wir, der zu derselben Zeit unter ihren Völkern ausgebrochenen Bewegung nicht zu widerstehen. In dieser Lage haben Wir Unsere Truppen bloß in der Absicht an die Grenze des Kirchenstaates gesandt, daß sie die Integrität und Sicherheit desselben wahren.

Da aber Einige wünschen, daß auch Wir mit den andern Völkern und Fürsten Italiens den Krieg gegen Deutschland führen, so hielten Wir es endlich für Unsere Pflicht, in dieser euerer feierlichen Versammlung klar und offen zu erklären, daß dieß gänzlich Unsern Absichten entgegen ist, sofern Wir, obschon dessen nicht würdig, die Stelle dessen auf Erden vertreten, der Frieden übt und die Barmherzigkeit liebt, und daß Wir kraft Unseres höchsten Apostelberufes alle Stämme, Völker, Nationen mit väterlicher Liebe umfassen. Wenn jedoch nichtsdestoweniger einige von Unseren Unterthanen durch das Beispiel der übrigen Italiener sich hinreißen lassen, mit welchen Mitteln sollen Wir ihren Eifer bändigen?"

Zum Schlusse ermahnt der Pabst alle Italiener, den lügenhaften Zeitungsberichten keinen Glauben zu schenken, die ihn an die Spitze eines einheitlichen Italiens treten lassen, vielmehr ihren Fürsten treulich anzuhängen, wenn sie nicht wünschen, daß Italien von Tage zu Tage sich immermehr entzweie, in immer mehr politische Parteien zerfalle. Dem Stellvertreter Christi

würde es am allerwenigsten geziemen, auf eine Vermehrung seiner weltlichen Macht auszugehen. Zuletzt noch die herkömmliche und stehend gewordene Zurechtweisung an die schlechte Presse, die es sogar auf die Kirchengüter abgesehen habe.

Nachdem der Nationalitätseifer einmal so weit gediehen war, so wird man es sehr natürlich finden, daß die Encyklika nur neues Oel ins Feuer goß. Die Casinos und Clubs versammeln sich und beschließen zu einer allgemeinen Berathung Commissionen zu ernennen; am 30. April reicht das Ministerium seine Entlassung ein, die meisten Minister, um jeden Schein irgend einer Theilnahme an der Abfassung der Encyklika von sich zu weisen. Die Bürgerwehr schickt zwei ihrer Obristen, die Fürsten Corsini und Philipp Doria, zum Pabste mit einer Adresse, worin ihm die ernstlichsten Vorstellungen gemacht werden. Er verspricht, dieselbe in reifliche Erwägung zu ziehen, und bittet, ihm für seine Maaßnahmen Zeit zu lassen. Die Thore werden von der Bürgerwehr besetzt, damit kein Prälat entwische; auf der Post nimmt man die an Cardinäle adressirten Briefe in Beschlag und schickt sie zur Eröffnung auf das Capitol. Nicht ohne Mühe gelingt es dem herbeigeeilten Finanzminister, ihre Zurückgabe zu bewirken.

Nach Einbruche der Nacht war der Pöbel nur mit Mühe von Excessen gegen das Judenquartier abzuhalten: doch gelang es der Bürgerwehr, die alle wichtigen Posten der Stadt, namentlich das Fort S. Angelo besetzt hatte, die Ordnung nothdürftig zu erhalten. Viele von den Cardinälen, darunter Ferretti, Lambruschini, della Genga, Gizzi, blieben theils ihrer eigenen persönlichen Sicherheit wegen, theils um den Pabst in diesem kritischen Augenblicke nicht im Stiche zu

lassen, auf dem Quirinale. Mehr als ein Zugvogel deutete auf nahendes Unwetter. Vom Könige von Neapel waren eben erst Abgeordnete eingetroffen, die wegen der von Pius IX. in Anregung gebrachten Lega Rücksprache nehmen sollten, und sonderbarer Weise fanden sich dieselben mit sicilianischen Gesandten zusammen, die in der gleichen Absicht nach Rom gekommen waren. Nach dem Erscheinen der Encyklika schnürten die Neapolitaner ihre Bündel, wahrscheinlich nicht ungern und zur großen Zufriedenheit ihres Königs, der sich bereits eines Andern besonnen hatte. Graf Mamiani, der sich in allen Clubs und Versammlungen für den Krieg mit Oesterreich ausgesprochen, erhielt den Auftrag, ein neues Ministerium zu bilden, und sogar der Stadtrath ließ sich durch seine liberalen Mitglieder zu einer unitarisch gefärbten Adresse hinreißen. Die Prälatur schien ihre Ansprüche auf Ministerportefeuilles für immer verloren zu haben, als nach langen Unterhandlungen die Liste der neuen Minister wirklich erschien. Cardinal Ciacchi, dem man den unschuldigen Titel eines Präsidenten des Ministerrathes ließ, war der einzige Priester und dazu bloß Minister des Auswärtigen für Kirchensachen. Minister des Auswärtigen für das Weltliche wurde Graf Marchetti, Mamiani übernahm das Portefeuille des Innern, Advocat Pasquale de Rossi das der Justiz, Advocat Lunati die Finanzen, Herzog Massimo den Handel und die öffentlichen Arbeiten, Fürst Doria das Kriegsdepartement und der unvermeidliche Giuseppe Galletti blieb sitzen im Sattel der Polizei. Das Programm der neuen Minister erntete den Beifall der liberalen Partei, die es besonders gern sah, daß der sehr kluge Mamiani es seine erste Sorge sein ließ, „zur Unterstützung der nationa-

len Frage" ein Reservecorps von 6000 Mann auf die Beine zu bringen. Aus den Provinzen lief die Kunde ein, hie und da habe man die Absicht gehabt, auf die Encyklika mit dem unverhüllten Abfalle von der päbstlichen Regierung zu antworten. Die Provinzen Urbino und Pesaro sandten zwei Brüder des Pabstes, denen man in Rom den glänzendsten Empfang bereitete, und es hatte ganz den Anschein, als hätte die letzte revolutionäre Welle den Pabst weiter als je zuvor in das Lager der für die Indipendenza schwärmenden Partei geschoben. Dem Könige Carl Albert wurden die römischen Kreuzfahrer, zu deutsch Freischärler, anempfohlen und die Aussichten waren bereits so kriegerisch, daß der österreichische Gesandte, Graf Lützow, Rom verließ. Es folgte ihm der Ruf eines biedern und wohlthätigen Mannes. Dagegen hielt Gioberti seinen Einzug in die ewige Stadt ganz und gar als Triumphator: nur war es ein bitterer Wermuthstropfen in den Kelch der Freude, daß gerade damals in Neapel, Dank dem sinnlosen Gebaren des Radicalismus, die Contrerevolution ihren ersten und entscheidenden Sieg davon trug. Gleichwohl läßt sich nicht bestreiten, daß das Ministerium Mamiani mit löblichem Eifer und großer Beharrlichkeit das vom Pabste begonnene Reformwerk fortsetzte und ohne allzu gewaltige Erschütterungen die bisherige absolute Regierung in eine constitutionelle nach dem Geiste und in der Wahrheit dieses Verfassungssystemes umzuwandeln fortfuhr. Die Mitglieder des im Grundgesetze verheißenen Staatsrathes wurden ernannt, lauter Männer von anerkannter Tüchtigkeit und Freunde des gemäßigten Fortschrittes. Am 5. Juni, demselben Tage, wo die Kammern zum ersten Male sich versammelten, erschien auch ein freisinnigeres

Preßgesetz. Etwas sonderbar nahm sich die Eröffnung der ersten römischen Abgeordnetenversammlung aus. Die schönsten Wagen der Stadt wurden von den Besitzern hergegeben, um den Deputirten eine möglichst glänzende Auffahrt zu bereiten. Der Zug begann von der Piazza del Popolo, begleitet von den Fahnen der 14 städtischen Bezirke, der Casinos und Clubs, sowie von mehreren Musikbanden, zwischen Spalieren der Bürgerwehr. Ein römischer Schriftsteller (Grandoni, Regno temporale di Pio Nono, p. 209.) bemerkt gewiß sehr characteristisch, es seien bei dieser Gelegenheit weder Blumen gefallen, noch zahlreiche Evvivas laut geworden. Dagegen ward Cardinal Altieri, der die Eröffnungsrede hielt, auf dem ganzen Rückwege mit dem Rufe empfangen: Es lebe Pius IX. und Italien! Lehrreicher dürfte die Bemerkung sein, daß unter den 100 Abgeordneten des Unterhauses nicht weniger als 17 Grafen und 21 Advocaten sich befanden. Cardinal Ciacchi, der sich als Legat von Ferrara eine so große Popularität erworben hatte, sah sich jetzt schon in seinen politischen Ansichten von den Ereignissen so weit überholt, daß er in richtiger Würdigung der nahenden Katastrophe, die sich wohl hinausschieben, aber bereits nicht mehr abwenden ließ, als Ministerpräsident seine Entlassung nahm. Zwar richtete Pius IX. einen sehr väterlichen und durchaus versöhnlich klingenden Brief an den Kaiser von Oesterreich: allein die päbstlichen Truppen hatten bereits den Po überschritten und General Durando stand im Rücken Radetzky's. Ueberhaupt war die Kriegsfrage fast die einzige, die den Römer beschäftigte, und der Pabst als weltlicher Fürst befand sich thatsächlich im Kriege mit Oesterreich. An Ciacchi's Stelle trat der Cardinal Soglia Ceroni.

Sehr wenig Eifer für ihre gewiß nicht leichte Aufgabe zeigten die Volksdeputirten. Es vergingen mehrere Tage, bevor sie in stimmfähiger Anzahl beisammen waren. Glücklich dagegen war die Wahl des Präsidenten in der Person des Advocaten und Professors Sereni aus Perugia, der fast allein in die verwirrten Debatten durch lichtvolle Résumés einige Ordnung brachte, wobei er ganz die Stelle eines Schulmeisters einnehmen mußte, der eine noch völlig unerfahrene Jugend für den Redekampf der politischen Palästra heranbildet.

Eine ganz eigenthümliche Rolle spielte Mamiani in dieser Versammlung von grünen Politikern. Er verstand es, von der ihm eigenen Gabe der schönen und dichterischen Rede einen fast theatralischen Gebrauch zu machen, und waren schon seine sehr sorgfältig ausgearbeiteten Vorträge auf den Effect berechnet, so gilt dieß in noch weit höherem Grade von der Art, wie er dieselben hielt. Künstlich wußte er seine Rede fast kaum vernehmlich und monoton zu beginnen: worauf sich der Vortrag von Stufe zu Stufe zu immer größerem Affecte steigerte und zuletzt da, wo das Pathos am höchsten gestiegen war, rasch abbrach. Einem solchen Aufwande von rhetorischer Kunst vermochten römische Ohren nicht zu widerstehen. Ebenso fein berechnet und klug war das Benehmen Mamiani's dem Pabste gegenüber, dessen schwache Seiten er gleich Anfangs durchschaute und vortrefflich zu behandeln verstand. Wäre Mamiani ein gerader und redlicher Charakter gewesen, wie er sich als einen gewandten Sachwalter in politischen Dingen auswies, so würde ihm eine ehrenvolle Stelle unter den während der Revolution aufgetauchten Staatsmännern gebühren: allein Offenheit und Geradheit gehören nicht unter seine

Tugenden. Bekennen muß man, daß sein Posten an der Spitze der Staatsgeschäfte von vornherein eine Lüge war, deren Gewicht, um nicht zu sagen Immoralität Mamiani freilich durch sein zweideutiges Benehmen dem Pabste und den Kammern gegenüber wesentlich vermehrte.

Als die Abgeordnetenkammer am 10. Juni nach langem Harren endlich vollzählig war und ihre legislativen Arbeiten beginnen konnte, hielt Mamiani eine Rede, die seine Politik besser bezeichnet, als irgend ein anderes Document. Bevor er zu reden begann, hatte der Abgeordnete Bonaparte (Fürst von Canino) gegen das Protocoll der ersten Sitzung zu erinnern, daß darin übergangen sei, wie er bei dem Schlusse der Eröffnungsrede als der Erste gerufen: Es lebe Italien! Dieser unerträgliche Schwätzer, der die Rednerbühne in der ersten gesetzgebenden Versammlung und dann auch in der constituirenden für sich allein gepachtet zu haben schien, konnte nicht besser debutiren. „Es ist", begann Mamiani, „schön und geziemend, daß die ersten Worte, welche in diesem Saale gesprochen werden, Worte der Ehrerbietung und der Dankbarkeit gegen den unsterblichen Fürsten seien, der die Verfassung gab. Pius IX. hat es in seinem edlen Herzen gefühlt, wie die christliche Liebe die Wahl haben muß des höheren Gutes und seiner freien Gewährung und daß die freie Wahl des Guten da nicht möglich ist, wo die Freiheit in Banden liegt. Nun endlich weiht unser Fürst in diesem edelsten Theile Italiens und nach Verlauf so vieler Jahrhunderte am heutigen Tage die Herrschaft der wahren und gesetzlichen Freiheit ein. Die von ihm bewilligten politischen Garantieen treten heute in's Leben und auf die Willkür, die Privilegien, die strengste und unverantwortliche Bevormun=

dung folgt das Reich der Gesetze und gemeinsamer Berathung. Die Größe der Völker ist nicht immer nach dem Umfange ihres Gebietes und ihr Waffenmacht zu bemessen. Jede ächte und dauernde Größe entquillt dem Geiste und dem Herzen. Deßhalb sind wir in dieser weder umfangreichen, noch gewaltigen Provinz Italiens zu großen Dingen berufen und wir haben muthvoll, jedoch ohne Selbstüberhebung und mit hochherzigen Anstrengungen dahin zu streben, daß wir hinter den Erinnerungen Roms und der erhabenen Größe des Pabstthumes nicht allzu weit zurückbleiben. Unser Fürst, als Vater aller Gläubigen, weilt in der Sphäre seiner göttlichen Auctorität, lebt in dem heiteren Frieden der Glaubenssatzungen, spendet an die Welt das Wort Gottes, betet, segnet und verzeiht. Als Souverän und constitutionelles Oberhaupt dieser Völker überläßt er eurer Fürsorge den größten Theil der weltlichen Geschäfte. Die Verfassung, indem sie ihre eigene politische Sanction zur katholischen Sanction fügt, erklärt die Handlungen des Fürsten für heilig und unverantwortlich, so daß er nur Gutes thun, an dem Bösen aber in keiner Weise Theil haben kann. Wahrlich, wenn man die Sache von dieser Seite ansieht, sollte man meinen, die Repräsentativregierung, wenn sie noch nirgends existirte, hätte für die römischen Provinzen erfunden werden müssen.

So sind Sie also berufen, einen großen und allen Völkern zugutkommenden Act zu vollenden und dem Souverän behilflich zu sein, daß das neue politische Gebäude endlich seinen Gipfelpunkt erreiche; und außerdem werden Sie der ganzen gebildeten Welt damit zwei wesentliche Wohlthaten zuwenden. Die erste besteht darin, daß die Freiheiten und Garantieen des socialen und politischen Lebens den Charakter von Weisheit und

Sittlichkeit, jene Erhabenheit, Reinheit und Ausdauer annehmen, welche die Religion allein den menschlichen Dingen verleiht und wovon die Tugend und das Gemüth des Pabstes ein lebendiger Spiegel und ein Abbild sind. Die zweite Wohlthat besteht darin, daß die Religion immer mehr blühen und gedeihen wird inmitten der wahren und geordneten Freiheit und die Menschen auf eine weit wirksamere Weise an sich zieht durch die sanfte Macht der Ueberzeugung und der Freiwilligkeit, als durch Anwendung materieller Gewalt."

Uebergehend auf die besondere Stellung des Ministeriums bemerkte der Redner, beim Antritt ihres Amtes hätten die Minister das Land in großer Aufregung gefunden: nun aber sei die Gefahr völlig verschwunden und überall die Ruhe zurückgekehrt, so sehr, daß seit dem Regierungsantritte Pius IX. dieß niemals in demselben Maaße der Fall gewesen. Sein Hauptaugenmerk habe das Ministerium auf die nationale Frage Italiens gerichtet; die päbstlichen Truppen seien unter die Befehle Carl Albert's gestellt und zu gleicher Zeit die bereits abgebrochenen Unterhandlungen wegen einer politischen Liga der italienischen Staaten wieder angeknüpft worden. Gegen Deutschland hegten die Minister keinen Haß, achteten und liebten vielmehr die tugendhafte und gelehrte (dotissima) deutsche Nation, ja selbst die Oesterreicher von dem Augenblicke an, wo ihr letzter Soldat den letzten Zoll italienischen Bodens geräumt habe. Zum Schlusse sprach Mamiani es als seine Ueberzeugung aus, daß die Abgeordneten in ihrer friedlichen Aufgabe gleichen Schritt halten würden mit dem Ruhme ihrer bewaffneten Brüder, „die an den Ufern des Mincio und der Etsch mit heldenmäßiger Tapferkeit dem über-

müthigen Fremdlinge antworteten, der gegen ihr waffenloses und unschuldiges Oberhaupt die lügenhafte Beschuldigung der Unredlichkeit, der Feigheit und der Niederträchtigkeit schleudere." Gelegentlich bemerkte Mamiani noch, diese Rede sei vollkommen von dem Pabste gebilligt worden, was dem Contemporaneo die kühne Phrase in die Feder gab: „Nach diesem Programme kann der Krieg mit dem Oesterreicher als beendigt, die italienische Freiheit für immer gesichert betrachtet werden, nachdem in Rom der große Grundsatz der Wiedergeburt der europäischen Nationen seine Weihe erhalten hat."

Dieß konnten römische Minister und Zeitungsschreiber sich einbilden, in einem Augenblicke, wo der Gegensatz der zwieträchtigen Elemente bereits auf das Höchste gespannt war. In der zweiten Kammer hatte Mamiani, die Seele des Ministeriums, nicht allein eine radicale Partei gegen sich, deren Hauptredner der rabulistische Canino war, sondern auch eine conservative Fraction, die das doppelte Spiel des Ministerpräsidenten klar durchschaute und eine ehrliche Politik haben wollte. Das Bedenklichste indessen war das Verhältniß Mamiani's zum Pabste. Pius IX. hat dem Grafen niemals getraut und ihn zu seinem Minister bloß darum erhoben, weil er einen populären Namen haben mußte, dem das Volk Vertrauen schenkte. Was man dabei am Pabste zumeist tadeln muß, ist jene zweideutige Halbheit, womit er auf der einen Seite dem Hasse seiner Unterthanen gegen Oesterreich nachgab, und auf der anderen Seite, das Bedenkliche eines Krieges mit dem Kaiser ganz durchschauend, diesen vermeiden wollte. Man kann wohl sagen: Pius IX. hat an dem Grafen Mamiani ebenso unredlich

gehandelt, als dieser an dem Pabste; denn Pius, großentheils durch eigene Schuld zwischen zwei entgegengesetzte Principien eingeklemmt, sprach für den Frieden, aber nicht gegen den Krieg, wollte die Unabhängigkeit Italiens, aber nicht die Mittel, die allein dazu führen konnten, gab heute seine Einwilligung zu dem allgemeinen Grundsatze und verweigerte morgen die Bestätigung der von den Ministern ihm vorgeschlagenen Maaßregeln, die auf den Zweck hinarbeiten sollten. Daß so nicht regiert werden konnte, versteht sich von selbst und daraus, daß er es nicht vermochte, wird Niemand dem Grafen Mamiani einen Vorwurf machen wollen, wohl aber aus der eitlen Schwäche, womit er eine Aufgabe zu lösen suchte, die unlösbar war, und nicht vielmehr den schöneren Muth eines ehrlichen Mannes besaß, der beim Fürsten wie vor der Kammer die Dinge bei ihrem wahren Namen nannte. Cardinal Morechini ward nach Wien gesandt, um daselbst Friedensvorschläge zu machen: allein wie hätte die österreichische Regierung darauf eingehen können, da man ihr zumuthete, ihre italienischen Provinzen nicht bloß bis zur Etsch, sondern bis an den Isonzo aufzugeben! Auf dieser Grundlage den Frieden zu schließen, wäre freilich für den Pabst leichter gewesen als für das Wiener Cabinet und so mußte Morechini unverrichteter Dinge wieder abziehen. Dieß war übrigens noch gar nichts im Vergleiche zu der von Tage zu Tage wachsenden Spannung zwischen der Majorität der Kammer und der in der nächsten Umgebung des Pabstes immer mehr zu Geltung kommenden Partei. Dem gut berechnenden Sereni war es gelungen, als Mitglied der Adreßcommission dem Entwurfe der Antwort auf die Thronrede einen möglichst farblosen Anstrich zu geben und nur die

Kriegsfrage ward unumwunden darin besprochen. Dieß gab der radicalen Partei Veranlassung, sich über Halbheit und Unentschiedenheit zu beschweren, und ein deutscher Name, Mayr, rückte offen mit der Sprache heraus, daß es Zeit sei, an die Säcularisation zu denken. Dagegen meinte Orioli, Führer der Rechten, der Entwurf verschweige, was er besprechen, und bespreche, was er verschweigen solle. Bei der Ueberreichung der Adresse entgegnete Pius, der Pabst habe nicht bloß zu beten, zu segnen und zu verzeihen — Anspielung auf Mamiani's Rede — sondern auch zu binden und zu lösen; die Freiheit seines Handelns dürfe in keiner Weise beschränkt und vor Allem müsse daran festgehalten werden, daß die Curie nicht Krieg führen könne, daher der Pabst durch den darauf bezüglichen Paragraphen sich um so mehr überrascht finde, weil derselbe den von ihm wiederholt gegebenen Erklärungen zuwiderlaufe. Die Abgeordneten ließen sich dadurch nicht abhalten, anstatt die so dringend nothwendigen innern Reformen des Staates in Angriff zu nehmen, auf ihrem hölzernen Schlachtrosse einherzuparadiren. Man ließ dem Ministerium keinen Augenblick Ruhe und schien es sehr übel zu nehmen, daß nicht 100,000 wohl ausgerüstete Römer im Venetianischen ständen und die Oesterreicher bereits zum Lande hinaus gejagt hätten. Die Naivität dieser Kriegstrompeter, die statt der Säbel mit Papiermessern dreinschlugen, und das Ungestüm ihrer Interpellationen machte alles und jedes segensreiche Wirken unmöglich und das constitutionelle System in den Augen des Volkes lächerlich, wenn nicht gehässig. Eine päbstliche Armee ließ sich einmal nicht aus dem Boden stampfen und als die 24,000 Mann, die den Po passirten, bei Treviso ge-

schlagen und in Vicenza gefangen genommen waren, vermochten die Minister den Effectivbestand des Heeres nicht höher zu bringen als auf 4000 Mann. Nun aber ging die Noth erst recht an. Es ist wahr, die Römer haben sich bei Vicenza unter Durando's Befehlen gut geschlagen und General Willisen hat sogar gegen Bekannte geäußert, wenn sie in Vicenza noch einen einzigen Tag Stand gehalten, so hätten die Oesterreicher abziehen müssen. Hauptsächlich die Rücksicht auf die Stadt, die er keiner längeren Beschießung aussetzen wollte, bestimmte den römischen Feldherrn, von einer ernstlichen Vertheidigung der aufgeworfenen Barricaden abzustehen. Allein das Unglück ließ sich vom Anfange an von der Zuchtlosigkeit der Freischaaren und der geringen Kriegsübung des regelmäßigen Militärs erwarten. Ein Dragoner-Regiment, bekanntlich eine recht wackere und stattliche Waffe in der päbstlichen Armee, stieß beim Ausbruche des Krieges mit ungarischen Husaren zusammen und wurde von diesen so übel zugerichtet, daß von dem ganzen Regimente kaum 60 Mann nach Hause kehrten. Als während des dießjährigen Carnevals ein Zug dieser Dragoner durch den Corso trabte, ließ unter der Menge sich eine Stimme vernehmen: Non sono avvezzi alla mitraglia (Sie können die Kartätschen nicht vertragen)! — ein plumper Spaß, den gerade diese Truppe am allerwenigsten verdiente. Wenn doch die Andern ihre Schuldigkeit ebenso gethan hätten! Nur für ihre lieben Freischärler hatten die Römer ein Herz und zogen ihnen schaarenweise entgegen, wie sie zerlumpt und abgerissen heimkehrten.

In der Kammer ward Durando wiederholt des Verraths bezüchtigt und es ließen sich sogar Stimmen hören, die Capi-

tulation von Vicenza brauche gar nicht gehalten zu werden; man war beinahe einstimmig, das Ministerium mit einem Mißtrauensvotum zu beehren, weil Durando in seinem Schlachtberichte behauptet hatte, die Munition sei ihm ausgegangen. Als jedoch der Kriegsminister sich gegen den Vorwurf zu rechtfertigen wußte und Mamiani das Wort ergriff, stimmte nahezu die ganze Kammer für ein Vertrauensvotum! Dieselbe Posse wiederholte sich einige Male und Orioli, der dem Grafen in seiner allerdings unwahren und unhaltbaren Stellung tüchtig zu Leibe ging und verlangte, daß derselbe entweder offen für den Krieg oder offen für den Frieden sei, kam so schlecht an, daß er sein Mandat niederlegte. Schon um die Mitte Juli's ging der bisher nur künstlich verdeckte Bruch zwischen dem Pabste und seinem Ministerium in eine offene Krisis über. Die Minister reichten ihre Entlassung ein. Aber aus welchen Männern sollte ein neues Ministerium gebildet werden? Schon damals war einige Tage lang von Rossi die Rede; der Plan wurde jedoch aufgegeben, da Pius IX. noch immer zwischen zwei entgegengesetzten Standpunkten schwankte. Auf der einen Seite ließ er eine feierliche Verwahrung gegen die durch den Einmarsch der Oesterreicher in Ferrara begangene Gebietsverletzung einlegen, die übrigens keinen andern Zweck hatte, als der den Oesterreichern gehörenden Citadelle auch fortan die Versorgung mit dem nöthigen Bedarfe von Lebensmitteln zu sichern, und wirklich konnten die Kroaten Monate lang ungestört ihre Einkäufe auf dem Markte von Ferrara besorgen. Auf der andern Seite jedoch zeigte er sich innerlich allen Rüstungen zu nachdrücklicher Erneuerung des Krieges, wie die Kammer sie forderte und das Ministerium sie in's Werk setzte, übrigens ohne

eigentlichen Erfolg, abgeneigt, ohne daß er es wagte, sie zu verbieten. Auch ward es sehr übel aufgenommen, als die Romagna mit Auszügen aus dem Pariser Univers überschwemmt wurde, worin es hieß, der Pabst sei nicht frei; eine Rotte Atheisten, unter denen die gegenwärtigen Minister obenan, arbeite auf den Umsturz der Religion hin.

So vergingen mehrere Wochen in trübseligster, trostlosester Ungewißheit, bis endlich die Schlacht von Custozza eine ebenso unerwartete als rasche Wendung der Dinge herbeiführte. Welden hatte vom greisen Marschalle, der eben den Sardenkönig bis unter die Mauern Mailands gejagt und zum Abschlusse eines Waffenstillstandes genöthigt, den Auftrag erhalten, die römischen Grenzstädte für den kriegerischen Eifer der Freischaaren und das unredliche Benehmen der päbstlichen Regierung zu züchtigen. Er that es mit dem ihm eigenen Nachdrucke, bombardirte und eroberte Bologna und drohte Jedem den Tod, der mit den Waffen in der Hand ergriffen würde. Unter dem 6. August protestirte der Pabst abermals, als ob von römischer Seite gar nichts vorgefallen, was diese Maaßregel rechtfertigte, keine 24,000 Mann unter dem Oberbefehle eines römischen Generals, den das Ministerium Mamiani nach wie vor militärisch verwendete, in die Lombardei eingefallen wären. Am Schlusse des Protestes hieß es: In dieser schweren Bedrängniß zwischen die Gewalt auswärtiger und die Nachstellungen innerer Feinde gestellt, empfiehlt der heilige Vater sich in die Hand der göttlichen Gerechtigkeit, welche die Anwendung der durch die Umstände gebotenen Maaßregeln segnen wird; und während er durch seinen Staatssecretär feierlich gegen diesen Act protestirt, läßt er an alle befreundeten Mächte einen Auf=

ruf ergehen, daß sie die päbstlichen Staaten in Schutz nehmen, ihre Freiheit und Integrität aufrecht erhalten und vor Allem die Unabhängigkeit der Kirche wahren möchten.

Der Aufruf verfehlte wenn auch bei den auswärtigen Cabinetten, so doch bei der Bevölkerung Roms seine Wirkung nicht. Die Massen drängten sich wieder einmal nach dem Quirinale, um ihrem Fürsten eine Visite abzustatten, wobei dieser in denselben zweideutigen Redefiguren sich vernehmen ließ, womit er schon früher das Gespenst der Revolution heraufbeschworen, aber niemals zur Ruhe verwiesen hatte. Schon seit Monaten war diese süße Gewohnheit unterblieben und die Demonstrationslustigen hatten sich damit begnügt, auf den Galerien der zweiten Kammer ihren frühern Straßenunfug fortzusetzen und mit maaßloser Ungebühr sich in die parlamentarischen Berathungen zu mischen. Mißliebige Redner wurden schmählich insultirt. Eine Zeit lang schien es wirklich, als würde das weiche Gemüth des Pabstes sich zuletzt doch bestimmen lassen, um die französische Intervention nachzusuchen, für welche die Deputirten-Kammer sich aussprach. Einige Worte, die der französische Gesandte bei einer deßhalb veranstalteten Volksdemonstration vor seiner Wohnung fallen ließ, deuteten gleichfalls darauf hin. Nach langen Geburtswehen hatte die Noth, die bekanntlich Eisen bricht, auch ein neues Ministerium zur Welt gebracht — meist obscure Namen mit dem greisen Grafen Fabri, einem Liberalen vom alten Schlage, an der Spitze. Trotzdem daß die Minister auf das Bestimmteste versicherten, Gewalt mit Gewalt abzuwehren, wobei sie der unbedingten Zustimmung des Pabstes sich zu erfreuen hätten, und obwohl der Ministerpräsident mit Thränen im Auge sich

über die jüngsten Schritte der Oesterreicher beklagte, hatte die Kammer kein rechtes Vertrauen zu den Ministern und gerieth in nicht geringe Aufregung, als der neue Kriegsminister, Graf Campello, der die Kriegsrüstungen mit allem Nachdrucke betreiben zu wollen versprach, kaum einen Tag sein Portefeuille behielt. Cardinal Soglia, Minister des Auswärtigen, schickte zwar Bevollmächtigte an Welden, um ihn wegen der Besetzung Bologna's zur Rede zu stellen: nur konnte dieß den üblen Eindruck nicht verwischen, den die anderwärts sichtbare Unentschlossenheit des Pabstes hervorbrachte. Campello's Nachfolger, Graf Lovatelli, reichte ebenfalls schon nach wenigen Tagen seine Entlassung ein und wie hätte auch ein Mann von Ehre in einer Stellung ausharren können, in der man höchstens durch Winkelzüge, und selbst dann nur halbwegs, die Bedenken des Pabstes mit der Ungeduld der Kammer vereinbaren konnte! In den öffentlichen Kassen war ungeachtet des von den Abgeordneten beschlossenen gezwungenen Anlehens kein Geld; die innern Zustände des Landes geriethen zusehends in immer größere Zerrüttung, obwohl Mamiani die Behörden zu unnachsichtiger Bekämpfung der Anarchie angewiesen hatte.

Was auch von dem neuen, obwohl dem Kriege nicht abgeneigten Ministerium nicht länger vermieden werden konnte, war die Auflösung oder Vertagung der Kammer, die schlechterdings alles Regieren unmöglich machte. Am 26. August wurde dieselbe bis zum 15. November nach Hause geschickt. Die nach Bologna gesandte Commission, den bekannten Cardinal Marini an der Spitze, hatte mit den Oesterreichern wegen Räumung des päbstlichen Gebietes einen Vertrag abgeschlossen, so gut als er unter den damaligen Umständen über-

haupt erhalten werden konnte; allein die Demokratie, welche die Oesterreicher mit Besenstielen verjagen zu können sich schmeichelte, beeilte sich, den bittersten Tadel dieser heilsamen Maaßregel laut werden zu lassen. Um die Mitte Septembers erfolgte dann auch die Wahl eines Ministeriums, von dem man zunächst die Wiederbelebung und Kräftigung der rein illusorisch gewordenen Regierungsgewalt erwarten konnte. Cardinal Soglia wurde Präsident des Ministerrathes, Pellegrino Rossi Minister des Innern und interimistisch der Finanzen, Cardinal Vizardelli übernahm das Portefeuille des öffentlichen Unterrichtes, Advocat Ciccognari das Justizministerium, Professor Montanari den Handel, der Herzog Massimo das Kriegswesen. Graf Guarini wurde Minister ohne Portefeuille. Nichts war natürlicher, als daß die Demagogen über Reaction schrieen, wiewohl die nicht völlig Blinden unter ihnen recht wohl sahen, daß die bisherigen constitutionellen Minister ihren theoretischen Ansichten nach ehrenwerthe Männer sein mochten, von der Regierungskunst und ihren praktischen Erfordernissen aber fast nichts verstanden, wogegen Rossi, eine auf einem bedeutenden Weltschauplatze gebildete, durch und durch praktische Natur, sich gerade dazu am Besten eignete. Am Meisten wunderten sich die Liberalen über den Eifer, womit der Herzog Massimo sich die Neubildung der gänzlich in Verfall gekommenen päbstlichen Armee angelegen sein ließ. Und auch darüber konnten sie sich nicht beklagen, als später der Napoleonische Veteran und bekannte Liberale General Zucchi das Kriegsministerium übernahm und seinen Amtsantritt damit bezeichnete, daß er einer in einer Strafanstalt ausgebrochenen Empörung durch energische Maaßregeln ein rasches Ende machte.

So ließ sich das neue Regiment anscheinend ganz gut an und selbst die demokratischen Bätter, wenn sie mit Rossi auch nicht gerade zufrieden waren, bekämpften ihn nicht, wenigstens nicht mit den diesen Leuten eigenen brutalen Waffen. Allein die eigentliche Gefahr war darum noch lange nicht beseitigt. Sie lag weit weniger in den Zuständen als in der fortwährenden Aufregung, welche die Clubs und die Winkelpresse trefflich zu schüren verstanden. Augenscheinlich wurden auf diesem Wege die Fundamente des Gesellschaftsverbandes untergraben. Rom allein zählte sechs große Clubs: Circolo Popolare, Circolo Romano, Circolo de' Commercianti, Casino Costa, Casino Sciarra, Casino artistico. Was tagtäglich in diesen Kreisen ausgebrütet wurde, ist gar nicht zu sagen. Die römischen Club haben die schlimmste Revolutions-Regierung, die Allmacht d Pariser und Berliner Clubs, fast noch übertroffen. D Masse glaubte gar nicht mehr gehorchen, sondern nur befehle zu dürfen und wenn gegen Ende Octobers abermals eine ni derträchtige Mißhandlung des Judenquatieres vorfiel, wob sich sogar Nationalgardisten betheiligten, so haben die Clubs s verschuldet, so nachdrücklich sie auch gegen die rohen Barbarei welche das Recht und die Freiheit mit Füßen traten, protesti ten. Was die Clubs nicht verdarben, vergiftete vollends d Presse. Es ist schwerlich jemals ein colossalerer Unsinn g druckt worden, als in den römischen Winkelblättchen, wie de Cassandrino, dem Menimpippo, der Lanterna Magica: man weiß nicht, ob der in diesen Sudeleien ausge kramte Unverstand größer ist oder die Geschmacklosigkeit. N der dem Pariser Charivari nachgebildete Don Pirlone erhe sich ein klein wenig über das Niveau der gewöhnlichen Erbärm

lichkeiten. Das Gift, das in Maueranschlägen und Flugblättern verspritzt wurde, ist kaum geringer anzuschlagen. Das fliegende Blatt Il Matrimonio di Radetzky gehört zu den schmutzigsten Ausgeburten dieses Schlages und man muß sich nur wundern, daß so etwas in Rom gedruckt und verkauft werden durfte.

Durch eine strengere Handhabung des Preßgesetzes suchte Rossi dem Unwesen einigermaaßen zu steuern: aber wie viel fehlte noch zu einer gründlichen Heilung! In den Zeitungen von gesünderer Farbe war die Haltung nicht viel besser. Behauptete der Costituzionale Romano, aus dessen Puppe später der Osservatore hervorkroch, man müsse sich auf einen republikanischen Putsch gefaßt halten, so ließ der Contemporaneo Andeutungen über die geheimnißvollen Plane der Camarilla vom Stapel. Vielen, deren politischer Geschmack durch die poetischen Ueberschwänglichkeiten Mamiani's verdorben war, behagte der nüchterne und prosaische Ton des Grafen Rossi nicht recht. Schon das sehr zweckmäßig gehaltene, nur die dringendsten und eigentlichsten Bedürfnisse des Staates vor Augen habende Ministerprogramm hatte wenig Anklang gefunden; und doch erreichte Rossi damit, was schwerlich einem Anderen gelungen wäre, daß die römische Geistlichkeit sich zu einer Beisteuer von 4 Millionen Scudi verstand, unter der Bedingung, mit ferneren Zumuthungen und Ueberbürdungen verschont zu bleiben, um so mehr, da durch die Verfassung die Steuerfreiheit aufgehoben und der geistliche Besitz dem weltlichen vollkommen gleich gestellt sei.

Vielleicht gefahrvoller als alles Andere war die nach Turin berufene Versammlung, die den Grundstein zu der berüchtigten

Lega Italiana legen sollte. Mamiani und Gioberti, welche der Versammlung präsidirten, hatten endlich Gelegenheit gefunden, ihre Windeier in das Nest der ohnedieß mit Widersprüchen überfüllten italienischen Politik zu setzen. Ohne ein anderes Mandat, als das von ihnen selbst oder von demokratischen Clubs ausgestellte, waren meist die Koryphäen der liberalen Partei in eine regelmäßig constituirte Versammlung zusammengetreten und beriethen in aller Form eine italienische Reichsverfassung. Hätte es sich bloß um das Princip gehandelt, wie auf der Heidelberger Versammlung für das deutsche Reich, so wäre gegen das Vorhaben nichts zu erinnern gewesen: so aber stellten die Turiner Ligisten eine fertige, bis auf den Wahlmodus ausgearbeitete Verfassung auf, usurpirten einen vom Volke ihnen gewordenen Auftrag, den sie gar nicht erhalten, und übergingen gänzlich die Regierungen. Daß Carlo Alberto der Abhaltung der Versammlung in seiner Hauptstadt kein Hinderniß in den Weg legte und sogar den Grafen Mamiani mit Auszeichnung behandelte, that nichts zur Sache und konnte namentlich für die anderen Regierungen keine Verpflichtung enthalten. Italien sollte auf constitutionellem Wege eine Verfassung erhalten und einer der Factoren constitutioneller Gesetzgebung wurde gar nicht gefragt. Es war augenscheinlich: eine unberechtigte Staatsgewalt stellte sich mit einem kühnen Griffe den zu Recht bestehenden Regierungen als ebenbürtig zur Seite, ja gerirte sich als souveräner denn diese.

Die Versammlung vermehrte durch ihre Berathungen und Beschlüsse die in Italien herrschende Gährung ganz ungeheuer und kündigte gewissermaaßen der Monarchie einen Kampf auf Leben und Tod an. Graf Rossi durchschaute die Gefahr voll-

kommen und suchte sie, so weit es in seinen Kräften stand, für den Kirchenstaat wenigstens abzuwenden. In Toscana hatte die Lega Italiana bereits die Frucht getragen, daß das radicale Ministerium Montanelli-Guerazzi ans Ruder kam und die Thüre öffnete, durch welche die Republik früher oder später einziehen mußte. Auch im Kirchenstaate setzte der Radicalismus seine ganze Hoffnung darauf, das Ministerium Rossi durch das Fantom der Lega und Costituente zu Falle zu bringen, und es war von dieser Seite sehr fein berechnet, daß man unausgesetzt durch Zeitungen und Clubs die Nachricht unter das Volk brachte, Rossi äußere sich spöttisch und verächtlich über den italienischen Bund und dessen Kriegserklärungen gegen Oesterreich. Nimmt man hinzu, daß gerade damals die October-Revolution in Wien ausgebrochen war, in Berlin die Pöbelherrschaft in ihrer höchsten Blüthe stand und täglich einen republikanischen Aufstand erwarten ließ, wogegen der König von Neapel mit seinen Radicalen, zugleich aber auch mit den constitutionellen Einrichtungen seines Landes gründlich fertig geworden war, so kann man ungefähr ermessen, wie es damals in Rom stand. Je näher nun auch der Termin heranrückte, an welchem die Kammern wieder zusammentreten sollten, desto gebieterischer machte sich die Nothwendigkeit geltend, die unter den früheren Ministerien völlig schlaff gewordenen Zügel der Regierung wieder anzuziehen und die schmählich gesunkene Achtung vor dem Gesetze aufzurichten. Die Leute sollten wissen, daß die Regierung auch noch etwas zu befehlen habe und nöthigenfalls von den ihr zu Gebote stehenden repressiven Mitteln Gebrauch machen könne. Ward diese Feuerprobe nicht bestanden, so ließ sich überhaupt für die weltliche Macht des Pabst-

thums kein längerer Bestand mehr hoffen. Rossi benahm sich als gewiegter Staatsmann; zuerst war er sachte aufgetreten und hatte selbst den plumpen Radicalismus fast mit seidenen Handschuhen angefaßt: Angesichts der Turiner Beschlüsse und des Wiederbeginnens der Parlamentssitzungen gönnte er seinen gouvernementalen Grundsätzen einen freieren Spielraum. Die Presse wurde strenger überwacht als bisher und namentlich Don Pirlone gerichtlich verfolgt. Da der Staatsrath den Wünschen und Erwartungen des Ministers nicht ganz entsprach, so wurden Commissionen niedergesetzt, welche die dringendsten Reformen berathen und die nöthigen Gesetzentwürfe ausarbeiten sollten. Für den 15. November, der allen Anzeichen nach einen Gewaltstreich von Seiten der Demagogen befürchten ließ, wurden beträchtliche Truppenverstärkungen nach Rom gezogen.

Das eben wollten die Republikaner. Sie segelten mit vollem Winde. Ob in ihren Clubs ein förmliches Complott geschmiedet, die Sache abgekartet ward, wage ich nicht zu entscheiden; so viel jedoch steht fest, daß die Losung lautete, das Ministerium Rossi müsse um jeden Preis gestürzt und durch ein demokratisches Ministerium ersetzt werden. Der eben erst von der Turiner Versammlung zurückgekehrte Pater Sterbini spritzte in seinem Contemporaneo vom 12. November das ganze Gift seiner längst verhaltenen Galle gegen Rossi und man konnte deutlich genug wahrnehmen, daß es damit auf einen wohl berechneten Coup abgesehen war. Lange Zeit hatte der Contemporaneo das ihm unbequeme Ministerium mit überraschender Duldung und Nachsicht behandelt und nun mit einem Male brach der Ingrimm aus allen Schleusen los. Ich stehe keinen Augenblick an, es als meine festeste Ueberzeugung auszusprechen,

daß dieser Artikel des Contemporaneo allein schon den Dolchstoß gegen Rossi verschuldete, auch wenn gar keine andern Aufreizungen und Verabredungen Statt fanden. Sterbini beschuldigte den Ministerpräsidenten, er sei eine Creatur und im Solde Guizot's und Metternich's und, obschon nicht mehr Italiener und wegen seiner Heterodoxie anrüchig, von der reactionären Partei auf den Schild gehoben worden. Sodann wird fortgefahren: „Guizot's Schüler in Rom ist des Meisters nicht unwürdig. Untersuchet seinen Charakter, seine Handlungen, seine Worte, betrachtet seinen Stolz, seine Verachtung von Personen und Dingen, die Mittel, deren er sich bediente, um ans Ruder zu kommen, und deren er sich fortwährend bedient, um sich im Besitze der Macht zu erhalten, und ihr werdet das getreueste Abbild jenes Ministers finden, der ein Ruin war für den Ruhm und die Moral Frankreichs und die einzige Ursache des Sturzes der Dynastie Orleans. Sprechet mit Rossi von nationaler Begeisterung, Unabhängigkeit Italiens, Krieg gegen Oesterreich, Wiedergeburt unseres Landes — er lächelt. Hört man ihn, so muß Italien bleiben, wie es ist, mit seinen ewigen Spaltungen, seiner unseligen Zwietracht, seiner Abhängigkeit von der fremden Diplomatie, mit dem Joche des Kaiserhauses und der Verträge auf dem Nacken. Redet mit ihm von constitutionellen Freiheiten, dem Gleichgewichte unter den drei Staatsgewalten, von freisinnigen Garantieen, Volksrechten, Unterordnung unter den Willen der Majoritäten, muß er innerlich nicht lachen? Wie er urtheilt, gab man den Völkern Verfassungen als eine Theaterposse, in der sie sich erlustigen; die eigentlichen Spieler müssen unsichtbar hinter der Bühne stehen als Gesandte an despotischen Höfen, als Freunde schlauer

Minister, müssen ihre Stütze nicht bei den Völkern suchen, diesem dummen und unwissenden Haufen, sondern bei den hohen diplomatischen Intelligenzen, die allein Verstand erhielten, um die Völker zu lenken. Die Deputirtenkammer besehe sich genau diesen Politiker, die Grundsätze, die ihn erhoben, prüfe seine Handlungen und wenn sie sich dem Feinde der Unabhängigkeit und des Ruhmes Italiens nicht zugesellen will, so schleudere sie ihn in das Nichts zurück, in das die französische Revolution ihn versetzte, und zwar thue sie es, bevor die Stimme des Volkes sich gebieterisch erhebt oder Gefahr läuft, in das unvermeidliche Verderben von dem Manne gestürzt zu werden, der in Frankreich sich schämte, Italiener zu heißen."

Dieß war soviel als ein Todesurtheil für den unglücklichen Rossi; und dennoch hatten Sterbini und Consorten das Maaß ihrer Sünden noch nicht voll gemacht. Es sollte noch schlimmer kommen. Im Volksclub, dessen Präsident Sterbini Rechenschaft über seine Turiner Sendung ablegte, wurde der Beschluß gefaßt, die andern römischen Clubs zur Gründung eines römischen Centralcomités einzuladen, das die Aufgabe haben sollte, einen Nationalverein für Durchführung der in Turin beschlossenen italienischen Conföderation in's Leben zu rufen. Wiederum lärmte und tobte die radicale Presse, weil Rossi zwei verdächtige Neapolitaner ausweisen ließ und den Carabinieren Befehl gab, durch die volkreichsten Quartiere der Stadt zu patrouilliren. „Rom", eiferte der Contemporaneo, „ist kein Paris, Berlin oder Frankfurt, wo man die gesetzgebenden Versammlungen mit Truppen umgeben muß; Rom will seiner Regierung nichts anhaben, aber Rom hat ein Recht, zu verlan-

gen, daß die Verfassung eine Wahrheit sei und daß die Nationalität es werde; und sollte man die Verfassung verhöhnen, die Nationalität verleugnen, so kann das Volk fordern, daß das Ministerium falle."

Unter solchen schlimmen Anzeichen kam der 15. November heran. Wie Julius Cäsar vor den Iden des Märzes, so war Rossi vor den für ihn nicht minder verhängnißvollen Iden des Novembers gewarnt worden. Er ließ sich dadurch nicht abhalten, dem Rufe der Pflicht zu folgen: er hatte eine bessere Meinung von seinen Gegnern und hielt sie eines feigen Meuchelmordes nicht für fähig. Sowohl zur richtigen Würdigung der Thatsache, als der Partei, der sie zur Last fällt, können wir nichts Besseres thun, als den Bericht des Contemporaneo über den abscheulichen Vorfall hersetzen.

„Das unerwartete Einrücken der Carabiniere in Rom, die Heerschau, welche der Minister des Innern im abgeschlossenen Hofe des Belvedere über das gesammte Corps hielt, ihr militärischer Spaziergang durch Rom und die Gerüchte, sie sollten heute die Zugänge zu der Deputirtenkammer besetzen und in den Sälen der Universität eincasernirt werden, hatten eine ungewöhnliche Aufregung unter dem Volke hervorgerufen; ein tausendfältiger Verdacht entstand und überall ließen sich Unglück verkündende Stimmen vernehmen; die Bataillone der Bürgerwehr versammelten sich in ihren Quartieren und sandten ihre Obristen mit einem Proteste ab gegen das unverdiente Mißtrauen, das man gegen die Bürgerwehr an den Tag lege, sowie gegen die, wie es scheine, beschlossene Verwendung des Militärs gegen die Bürger, da gar kein Anzeichen einer noch so unbe-

deutenden Ruhestörung am Tage der Kammereröffnung vorhanden sei.

Die Einsichtsvollen in den Cafés, in den Clubs beklagten sich über den mitten in eine Stadt geworfenen Alarm, die in weit kritischeren und aufgeregteren Zeiten niemals den gesetzlichen Weg verließ und jede Unordnung schon im Keime zu ersticken wußte, ohne sich der bewaffneten Macht zu bedienen, einzig und allein auf die Nationalgarde sich verlassend. — Unterdessen wurde die Bürgerwehr durch gedruckte Karten eingeladen, sich des andern Tages in Uniform einzufinden, zum Schutze der öffentlichen Sicherheit, obschon Alle überzeugt waren, dieselbe würde auf keinerlei Weise gestört werden. Morgens waren auch die Gemüther beruhigt, weil man erfahren, die Carabiniere hätten durchaus keine feindlichen Absichten gegen das Volk.

Unglücklicher Weise steigerte ein — wie man vermuthete von Rossi verfaßter — Artikel in der Gazetta di Roma die Aufregung unter dem Volke, weil man in demselben eine bittere Kritik der Deputirtenkammer zu lesen glaubte, die sich der nationalen Sache so warm angenommen, und eine Verhöhnung Alles dessen, was auf die italienische Nationalität Bezug hat. Die Bürgerwehr erschien in Uniform, jedoch ohne Waffen: ihre Führer sahen keinen Grund, sich des Bürgermilitärs zu bedienen, da man nirgends irgendwie eine Ruhestörung befürchtete.

Im Hofe der Deputirtenkammer und auf dem anstoßenden Platze hatte sich mittlerweile viel Volk versammelt, aber es zeigte sich keine Spur von einem Tumulte; im Gegentheile las man auf allen Gesichtern einen gewissen Ernst, ganz und gar verschieden von jener freudigen Erregung, die man sonst an diesem Volke gewahr wurde.

Die für die Eröffnung anberaumte Stunde war bereits vorüber, die Gallerieen gefüllt, aber schweigend und still. Die Abgeordneten hatten sich eingefunden und waren an ihren Plätzen. Bemerkt muß werden, daß, da die Kammer nach einer neuen Anordnung in Centrum, rechte und linke Seite abgetheilt war, alle Deputirten auf der Linken saßen und nur vier im Centrum. Die Rechte stand gänzlich leer. Es hieß, der Artikel in der Regierungszeitung habe sogar die ministeriellen Abgeordneten bestimmt, zur Opposition überzugehen. Der Sturz des Ministeriums war also gewiß, als mit einem Male in der Kammer die furchtbare Nachricht sich verbreitete, Rossi sei ermordet. — Anfangs glaubte man nicht daran; als jedoch kurz darauf die Kunde sich bestätigte, ergriff Staunen und Betrübniß die ganze Kammer. Die Nachricht wirkte wie ein Blitzschlag, der die Sinne und die Bewegung lähmt.

Man erkundigte sich über den Vorfall: die Berichte klangen verschieden; wir wiederholen das von den Meisten Ausgesagte. Rossi's Wagen fuhr in vollem Laufe in den Hof ein; das Volk stand hier dicht gedrängt und konnte kaum den zur Eile getriebenen Pferden ausweichen. Da pfiff es von allen Seiten und der Name des Ministers ward verflucht. Rossi stieg aus und ging durch das Volksgedränge auf die Treppe zu, die nach der Deputirtenkammer führt. Wie man erzählt, wandte er sich mit einem sardonischen Lächeln nach dem Publicum und fuhr wie zum Scherze mit seinen Handschuhen hin und her. Da umdrängte ihn das Volk und in demselben Augenblicke wurde er tödtlich am Halse verwundet. Dieß geschah auf den untersten Stufen der Treppe: da sie ihn verwundet sahen, nahmen Zwei ihn unter den Arm und trugen ihn nach dem obern

Stocke, wo man ihn in dem Zimmer des Cardinals Gazzoli niederlegte. Die mörderische Waffe hatte die Carotis durchschnitten, daher schon nach wenigen Minuten der Tod erfolgte. Als das Volk Rossi verwundet sah, machte es Platz und ließ ihn schweigend hindurch.

Während Rossi verschied, blieben die Kammer und die Gallerieen, vom Vorfalle unterrichtet, an ihrem Platze und der Präsident eröffnete die Sitzung. Unter großartiger Stille ward das Protocoll der letzten Sitzung verlesen; sofort nahm man einen Namensaufruf vor und da die gesetzliche Anzahl nicht beisammen war, erklärte der Präsident die Sitzung für geschlossen und lud die Deputirten ein, sich morgen zur Fortsetzung ihrer Arbeiten in den Sectionen zu versammeln. In der größten Stille gingen die Abgeordneten und die Masse des Volkes aus einander. Nach wenigen Augenblicken war der Ort still und öde. Die Stadt blieb ruhig; aber die Haltung des Volkes ist ernst und imponirend. Das schreckliche Ereigniß hat die schmerzlichsten Betrachtungen in uns geweckt."

Schmerzliche Betrachtungen? Und nicht ein einziges Wort des Abscheu's oder auch nur des Mißfallens über den gemeinsten, niederträchtigsten Meuchelmord, der jemals erhört worden! Von der ersten Zeile bis zur letzten enthält der Artikel nichts als ein künstliches Gewebe von Entstellungen, eine absichtlich übel versteckte Apologie des feigen Mörders. „Dem Rossi ist recht geschehen" — klingt es aus jedem Satze und ein Journal, eine Partei, die eine solche Sprache führen, wird die Geschichte schlechtweg als Mitwisser, wenn nicht als Anstifter des unerhörten Verbrechens stigmatisiren. Hatte denn der Osservatore Romano da noch Unrecht, wenn er behauptete,

die Kammer habe bei der Nachricht von Rossi's Ermordung ruhig fortgetagt? Die Kammer befand sich damals wie Jedermann, der die Verhältnisse kannte und kein Freund demokratischer Excesse war, in einer bangen und ängstlichen Stimmung, unter dem Drucke einer nahen Katastrophe und zur Ehre der Deputirten, von denen der gemäßigte Theil wenigstens von dem Vorwurfe der Furcht und charakterloser Nachgiebigkeit sich schwerlich wird reinigen können, wollen wir lieber annehmen, der von einem Florentiner Blatte mitgetheilte Bericht komme der Wahrheit näher. Dort heißt es: „Die Deputirten waren versammelt, aber nicht in gehöriger Anzahl. Es verbreitete sich das Gerücht von einer Verwundung; man wußte jedoch nicht von Wem; sodann erzählte Einer, der Minister Rossi sei verwundet, empfahl indessen Verschwiegenheit, damit kein Tumult entstehe. Die Kunde lief von Munde zu Munde. Als man die Unruhe unter den Deputirten wahrnahm, fragte Einer von den Gallerieen mit lauter Stimme: Was ist geschehen? Worauf ein Abgeordneter entgegnete: Wir wissen es selbst nicht. Weiter wurde nichts gesprochen. Unterdessen ließ der Präsident das Protocoll verlesen: allein die Deputirten, von Staunen und Unwillen ergriffen, verließen gruppenweise den Saal, um sich über die Lage der Dinge zu erkundigen, so daß zuletzt nur noch einige Wenige an ihrem Platze waren und der Präsident eilends die Sitzung schloß."

Jedenfalls kann es der Kammer nicht zur Last gelegt werden, wenn keine Untersuchung wegen des Mordes eingeleitet wurde: viele Abgeordnete drangen darauf und nur das demokratische Ministerium wollte sich nicht damit befassen, nachdem es zuerst dieselbe förmlich zugesagt, wie aus dem Pro-

teste der Abgeordneten von Bologna und aus dem Schreiben Pantaleoni's an seine Wähler erhellt. Rossi war Abgeordneter von Bologna gewesen, wo sein Name noch immer in gutem Andenken steht. Unter der Republik wies die Kammer den wiederholten Antrag wegen der einzuleitenden Untersuchung mit der Erklärung zurück, es sei kein Grund vorhanden, sich damit zu befassen.

Nachdem die Partei des Contemporaneo einmal durch ihre Beschönigungen den Dolch des Mörders unter ihre Fittige genommen, so kann es nicht mehr befremden, daß von ihr auch die andern Gewaltthaten einer an sich schmachvollen Revolution präconisirt wurden. Das Perfideste war offenbar die noch auf den Leichnam des Ermordeten geschleuderte Verleumdung, Rossi habe im Geheimen über ein Bündniß mit dem Könige von Neapel unterhandelt. Einmal im Zuge stürmten die Clubisten durch die Straßen unter dem Rufe: Es lebe die Einheit! Nieder mit dem Ministerium! Es lebe die Costituente! Es lebe das demokratische Ministerium! Hin und wieder erschienen Balcone, Fenster, Logen erleuchtet; die Truppen, durch eine Proclamation der Bürgerwehr dazu eingeladen, verließen ihre Standquartiere und fraternisirten mit dem Volke; die Carabiniere aber zogen mit dreifarbigen Fahnen einher und gelobten Brüderschaft. Untermischt mit Nationalgardisten und mit der Fahne des Circolo Popolare zogen sie am 16. vor die Deputirtenkammer, wo einige Sectionen, die gerade versammelt waren, folgende gedruckte Adresse in Empfang nahmen.

Das Wesentlichste, was das Volk von dem neuen Ministerium fordert:

1) Anerkennung des Grundsatzes der italienischen Nationalität.

2) Berufung der Costituente und Verwirklichung des Entwurfes der Bundesacte.

3) Ausführung der Beschlüsse der Deputirtenkammer, was den Unabhängigkeitskrieg betrifft.

4) Unbedingte Annahme des Programmes Mamiani vom 5. Juni.

Die vom Volke bezeichneten Minister:

Mamiani, Sterbini, Campello, Saliceti, Fusconi, Lunati, Sereni.

Obercommandant der Carabiniere — Galletti.

Obercommandant der Bürgerwehr — Gallieno.

Die Clubs hatten jetzt Alles erreicht, was sie erreichen wollten: sie hatten das Militär verführt, wie sie schon vorher die Bürgerwehr großentheils durch die Furcht auf ihre Seite gebracht, und es unterliegt ganz und gar keinem Zweifel, daß auch die darauf folgende blutige Katastrophe für den Fall verabredet und vorbereitet war, wenn der Pabst nicht sofort alle Forderungen der Clubisten gewähren und unter ihrer Vormundschaft regieren würde. Man kann ohne Uebertreibung sagen, daß nach Rossi's Tode die Clubs die einzige organisirte Macht im Kirchenstaate waren. Das pecus caecum lief und schrie hinter den Führern her.

Was unter diesen Umständen die am Nachmittage des 16. Novembers Statt findende Demonstration vor dem päbstlichen Palaste zu bedeuten hatte, ist leicht zu errathen. Der Pabst sollte zum Nachgeben gezwungen werden. Wie in Berlin an dem denkwürdigen zwanzigsten März und gerade

auch in demselben Augenblicke, da Pius IX. den Demokraten alle ihre Wünsche zu gewähren im Begriffe stand, drängte die Masse vor das Hauptthor des Quirinals, wo die Schweizer Wache hielten, die in dieser Lage offenbar nichts Besseres thun konnten, als daß sie den Andrang durch ihre vorgehaltenen Helebarden abzuwehren suchten. Eine Deputation hatte sich zum Pabste begeben, um Sr. Heiligkeit die Wünsche des „Volkes", beziehungsweise der Clubs vorzutragen, wurde jedoch nicht von Pius IX. persönlich, sondern vom Cardinale Soglia empfangen, der dieselbe versicherte, der Pabst werde den Wünschen seiner Unterthanen volle Rechnung tragen und habe bereits den frühern Polizeiminister Galletti beauftragt, ein neues Ministerium zu bilden. Galletti theilte dieß der Menge mit; einige Augenblicke wurde es still, aber bald erhob sich von neuem der Ruf: Ein demokratisches Ministerium, und zwar auf der Stelle! Nun bat Galletti, man möchte die Demonstration aussetzen; er werde sich von neuem zum Pabste begeben und mit ihm Rücksprache nehmen. Aus dem Palaste zurückgekehrt, theilte er mit, der Pabst wolle sich nicht nöthigen lassen und weise die an ihn gestellten Forderungen zurück. Pius that dieß auf den ausdrücklichen Rath des in diesem kritischen Augenblicke um seine Person versammelten diplomatischen Corps. Da erschallte von allen Seiten der Ruf: Es lebe die Republik! Die Militärs schwangen ihre Säbel und Degen und verlangten sofort entweder ein demokratisches Ministerium oder die Republik. Der Haufe stürmte gegen das Hauptthor des Palastes, wobei mehrere Personen an den Helebarden der Schweizer sich verwundeten. Dieß war das Signal zum Losschlagen. Zwei Schweizer wurden gröblich

mißhandelt; die Andern zogen sich in den Hof zurück und schlossen die Gitter. Allein bereits waren die Studenten und andere exaltirte Köpfe davon gerannt, um Feuerwaffen zu holen. Man schoß auf die Schweizer, die dann natürlich in derselben Weise antworteten. Und nun ward der päbstliche Palast von allen Seiten beschossen: an eines der Thore ward sogar Feuer gelegt. In ihrer blinden Wuth gingen die Angreifenden so weit, daß sie Jeden auf das Korn nahmen, der sich nur an einem der Fenster blicken ließ. So wurde Monsignore Palma vor den Augen des Pabstes durch eine Kugel getödtet. Widerwärtiger und roher konnte kein Aufstand verfahren: um an einigen Dutzend Schweizern Rache zu nehmen, brutalisirte die Bevölkerung Roms, Bürger und Soldaten, ihren waffenlosen Fürsten auf die empörendste Weise. Um 8 Uhr Abends war der ganze Quirinal von den Truppen der Aufständischen besetzt. Torre vom Contemporaneo commandirte die Kanonen der Bürgerwehr, die gegen den Palast gerichtet wurden. Die Präsidenten der beiden Kammern und mehrere angesehene Mitglieder des Adels drangen in den Pabst, nachzugeben. Auch der französische Gesandte rieth dazu.

Das friedfertige und weiche Herz Pius IX., dem nichts schrecklicher war als der Gedanke, Bürgerblut vergießen zu sehen, war bereit, Alles zu bewilligen. Ob Pius IX. wohl daran that, ist eine andere Frage. Wenn der Thron überhaupt zu retten war, so konnte dieß nur geschehen, wenn er dießmal Stand hielt und nicht nachgab. Dieß that Gregor VII. in einer ähnlichen Lage und auch Gregor XVI. würde anders als sein Nachfolger gehandelt haben. Was hätten auch die Aufständischen anfangen wollen, wenn der Pabst darauf beharrte,

sich kein Ministerium aufnöthigen zu lassen und unerschütterlich an den Bestimmungen der Verfassung festzuhalten? Vielleicht daß dieselbe Rotte, die einen Rossi meuchelte, auch vor dem Verbrechen nicht zurückschauderte, den Pabst zu tödten oder gefangen zu nehmen: allein wäre diese schlimmste Möglichkeit schlimmer gewesen, als was dem Pabste nachher begegnete? Aller Wahrscheinlichkeit nach wäre schon damals die Republik proclamirt worden: aber wenn dieser Schritt überhaupt abgewendet, wenn namentlich der Stachel beseitigt werden konnte, den der noch so kurze Bestand einer römischen Republik in den Gemüthern zurücklassen mußte, so war es gerade jetzt. An der Festigkeit des Pabstes und an den Mißhandlungen, die sie ihm zuzog, hätten die Plane der exaltirten Partei scheitern müssen, während sie durch die Nachgiebigkeit Pius IX. mehr gefördert wurden, als durch irgend einen andern Umstand. Für die Republik war um diese Zeit Rom noch am allerwenigsten reif: aber Rom wurde es durch die Flucht des Pabstes und durch den heillosen Zwitterzustand, der in Folge derselben eintrat. Der Pabst gab nach, that Alles, was man von ihm haben wollte, scheinbar aus freien Stücken, in Wahrheit aber schon vom Anfange an mit der Absicht, sich seinen Drängern zu entziehen und seine Bewilligungen zurückzunehmen. An dieser bei einem Pabste am allerwenigsten zu rechtfertigenden Unwahrheit sind Viele irre geworden — und eben nicht die Schlechtesten.

Freilich kann man von einem Manne von wohlwollender, aber schwacher Gemüthsart billigerweise nicht erwarten, daß er in der Stunde der Gefahr Charakter zeige. Wenn man es von Pius gefordert hätte, so würde er ebenso gut den Maz-

zini mit der Bildung eines Ministeriums beauftragt haben, als den Galletti. Auf die eine wie auf die andere Weise trat er die Herrschaft an die Clubs ab. Das Centralcomité des Circolo Popolare hatte sich bereits in Permanenz erklärt und machte die Bataillonsführer für die öffentliche Sicherheit verantwortlich. Sterbini figurirte neben einem Galletti und Lunati als Minister: das „Volk" konnte daher getrost von Monte Cavallo nach Hause geschickt werden*) und der Contemporaneo hatte allen Grund, den Pabst wieder wie vor langer Zeit einen Engel zu nennen. Neben den Betheuerungen unwandelbarster Anhänglichkeit an Pius und die Institution des Pabstthumes nahm es sich besonders gut aus, wenn dasselbe Blatt wiederholt den Mörder Rossi's mit Brutus verglich und die Verfassung der französischen Republik ihrem ganzen Inhalte nach mittheilte. Der gelehrte Abbate Rosmini, von dem es kurz zuvor geheißen, der Cardinalshut sei ihm zugedacht, schlug die ihm angebotene Ehre eines Ministerportefeuille aus und Monsignore Muzzarelli übernahm dasselbe.

In seinem Programme verkündete das neue Ministerium, der Pabst habe zu den von dem Volke und der Kammer laut ausgesprochenen und bevorworteten Grundsätzen der italienischen Unabhängigkeit und des durch eine constituirende Versammlung in Rom zu gründenden Bundesstaates die Zustimmung gegeben. Die Bewachung des Quirinals und des Castelles S. Angelo ward der Nationalgarde und dem Militär

*) Der Fürst Rospigliosi hatte zuvor Wein, Brod und Käse unter die Menge vertheilen lassen! Gleichwohl rief der Haufe, als er Abends vor dem Casino dei Nobili vorüberkam: Abasso l'Aristocrazia!

übertragen; die Schweizer zogen ab. Die Kammer konnte keine Sitzung halten, weil nur sehr wenige Mitglieder sich einfanden. Am 20. November, wo sie in größerer Anzahl eintrafen, nahmen 6 Deputirte auf der Rechten, 13 im Centrum, 26 auf der Linken Platz. Nach und nach langten auch die andern Minister, die bei ihrer Ernennung in Rom nicht zugegen waren, an: so der Kriegsminister Campello, der Justizminister Sereni. Nur das Haupt des Ganzen, Mamiani, fehlte noch. In seiner Abwesenheit hatten die Andern bereits auch ihm einen weitern Anspruch auf die Volksgunst dadurch erworben, daß sie auf die Hälfte ihrer Besoldung verzichteten, die Rossi in durchaus löblicher, ihm aber sehr übel gedeuteter Absicht für den Monat von 150 bis 300 Scudi erhöht hatte. Als Mamiani am 23. November eintraf, zeigte er sich zuerst schwierig und spröde und wollte nur unter gewissen Bedingungen sein Portefeuille übernehmen. Darin mochte er wohl Recht haben: allein wenn er vom Pabste Garantieen forderte, so bedurfte er deren wahrlich ebensowohl von Seiten seiner Collegen. Peter Sterbini z. B. ging als Minister des Handels und der öffentlichen Arbeiten in seiner Deferenz gegen den Circolo Popolare, dessen Präsident er gewesen, soweit, daß er den Club einlud, für jedes Stadtviertel drei Bürger zu wählen, die mit ihm sich zu vernehmen hätten, auf welche Weise dem „Volke" am leichtesten und zweckmäßigsten Arbeit zu schaffen sei. Der Unterrichtsminister Muzzarelli, der im neuen Ministerium allein die kirchliche Seite des Pabstthumes repräsentirte, war eine zugleich schwache und zweideutige Persönlichkeit und man konnte schwer errathen, wie er, der früheren Vertheidiger einer absoluten

Pabstmacht, sich mit einem Male köpflings in die Demokratie stürzte. Als Mitglied der Ruota hatte er sich durch weiter nichts, als durch seine leichtfertigen Sitten einen Namen gemacht und von dem Minister läßt sich blos sagen, daß er durchweg eine völlig charakterlose Nullität in seinem ganzen Wesen und Treiben zur Schau stellte. Was aber die Altliberalen von den ans Ruder gelangten Demokraten grünen Holzes zu gewärtigen hatten, zeigte das Beispiel des Generals Zucchi, der, eben noch von der Volkspartei vergöttert, nunmehr durch dieselben Lobhudler als dreifacher Verräther und österreichischer Agent dem öffentlichen Hasse denuncirt wurde, und zwar aus keinem andern Grunde, als weil er in der Romagna unnachsichtig gegen den Unfug der Garibaldisten einschritt. Galletti, als Commandant der ersten römischen Legion, glaubte sogar bei der Deputirtenkammer förmlich dagegen protestiren zu müssen, daß man den Garibaldi, der seine Horde nach Venedig überzusiedeln beabsichtigte, ziehen lasse. Andererseits ist nicht zu leugnen, daß die letzte Wendung der Dinge in den Provinzen, natürlich bloß da, wo sich ein politisches Urtheil gebildet hatte, fast noch mehr und allgemeiner gebilligt wurde, als in der Hauptstadt selbst. Nicht wenig kam es dem demokratischen Ministerium zu Statten, daß es fast alle Zeitungen auf seiner Seite hatte, in Rom allein außer dem Contemporaneo die Epoca, die Speranza, die Pallade.

Zwar nicht ganz unerwartet, aber immer noch überraschend genug verbreitete sich mitten unter der noch immer ängstlichen Spannung der Gemüther die Nachricht, der Pabst sei entflohen. Die fast unter seinen Augen vorgefallene Ermordung Rossi's hatte seine Seele mit einem unaussprech-

baren Weh erfüllt und es kamen ihm mancherlei Gewissensbisse über das, was er bisher gethan oder doch geduldet. Daß er nicht mehr frei war, fühlte er selbst, so daß es denen, die ihn schon längst gern aus Rom entfernt gesehen hätten, nicht schwer wurde, ihn zur Flucht zu bereden. Das gesammte diplomatische Corps war damit einverstanden und es fragte sich nur, wie der Pabst den Argusaugen der ihm von seinen eigenen Ministern beigegebenen Wächter entkommen und wohin er seinen Weg nehmen solle. Die Berichte über die am Ende doch glücklich bewerkstelligte Flucht lauten sehr verschieden. Ausgemacht ist, daß der bairische Gesandte, Graf v. Spaur, einen wesentlichen Antheil daran hatte, wenn er auch nicht allein für sich das Verdienst beanspruchen kann, den Pabst aus den Händen seiner Dränger errettet zu haben. Der Graf übernahm eine ganz ähnliche Rolle wie der schwedische Graf Fersen bei dem unglücklichen Fluchtversuche Ludwigs XVI. Ventura erzählt den Hergang so: „Pius IX. dachte gar nicht daran, Rom zu verlassen. Die absolutistische Intrigue erst brachte ihn auf den Einfall, indem sie ihn glauben machte, seine Person und seine Würde als Oberhaupt der Kirche sei in Rom bedroht. Eine gewisse Diplomatie wollte den Pabst in ihren Händen haben, um in einem rein politischen Interesse Gewinn davon zu ziehen. Da aber dieses Interesse nicht für Alle dasselbe war, so wollte der Eine ihn nach Osten, der Andere nach Westen entführen. Allein die Schlaueren trugen den Sieg davon und den Gutmüthigeren wurde eine Nase gedreht. Der Pabst sollte in einen Wagen steigen und fand sich, ohne es zu wissen, in einem andern; er sollte den Weg nach Civitavecchia einschlagen

und kam auf die Straße nach Gaëta. Man fuhr mit ihm durch die Porta Maggiore und von da ging es der Stadtmauer entlang zur Porta S. Giovanni. Der Postillon hörte im Wagen einen sehr heftigen Streit: mit einem Trinkgelde von 10 Scudi wollte man sein Stillschweigen erkaufen. In Civitavecchia gewaltiger Aerger, als der Pabst zur bestimmten Stunde nicht eintraf. In Gaëta hat der Pabst selbst öffentlich erklärt, seine ursprüngliche Absicht sei nicht gewesen, davon zu gehen." Die Demokraten behaupten noch immer, Pius IX. sei ganz fest entschlossen gewesen, sich nach Civitavecchia unter französischen Schutz zu begeben; der russische Gesandte aber habe dem bairischen eingeredet, es wäre doch schmachvoll, wenn man Pius IX. durch Republikaner entführen ließe, und so habe Graf Spaur eingewilligt, den Pabst wider sein Wissen und Wollen nach Gaëta zu bringen. Gestehen muß man, daß der Ort nicht unglücklicher gewählt werden konnte, und L. Geoffroy kommt der Wahrheit ziemlich nahe, wenn er in den Six Mois d'Agitation revolutionnaire en Italie schreibt: „Die Flucht des Pabstes nach Gaëta war sein erster Mißgriff. Dieser und nachher die späten Proteste, die Excommunicationsbulle, ein wahrer Unsinn bei einem solchen Vorfalle und in unserer Zeit, endlich das Nachsuchen um eine zwischen Oesterreich, Frankreich, Spanien und Neapel combinirte Intervention — Alles dieß zeigt ihn einem Einfluß verfallen, der seinen eigenen und den Interessen des Pabstthumes nachtheilig war. Cardinal Antonelli, sein gegenwärtiger Minister, ist ein geistreicher Mann, aber folgt keinen Grundsätzen, sondern nur der Stimme seines Ehrgeizes. Als der Wind den Reformen günstig wehte und der Pabst da-

mit selbst den Anfang machte, spielte Monsignore Antonelli den Liberalen; kaum hatte er den Cardinalshut, so wurde er zurückhaltender und nun steht er bereits den Traditionen aus der Zeit Gregor's XVI. ganz nahe. Die einzige vernünftige Politik des Pabstes in der Lage, in der er sich durch das Attentat von 16. November befand, war, Rom zu verlassen und seine Person sowie die Majestät der Krone in Sicherheit zu bringen, aber nicht seinen Staaten den Rücken zu kehren, damit diejenigen, die ihm treu blieben, einen Vereinigungspunkt hatten, wo sie sich um die Person des Pabstes sammeln konnten, und kein Vorwand gegeben wurde den unentschlossenen Gemüthern, den Menschen von zweifelhafter Treue, die gleich Mamiani, aus Pflichtgefühl, wie sie es nannten, in Rom blieben. In Civitavecchia oder in Ancona, unter dem Schutze eines französischen Geschwaders, das General Cavaignac mit größter Bereitwilligkeit hergegeben hätte, so lange es sich blos um die persönliche Sicherheit des Pabstes handelte; selbst in Bologna, wo eine reactionäre Bewegung zu seinen Gunsten auf den Ruf der drei muthigen Abgeordneten Bevilacqua, Minghetti und Banzi bereits sich zu regen begann, hätte Pius IX. das heilige Collegium, alle andern Beamten, die Mitglieder der Regierung zu sich berufen und die Kammern anderswo als in Rom versammeln können. Fand man es angemessen, zu neuen Wahlen zu schreiten, so mußte er, anstatt den Bann auszusprechen über diejenigen, die eine für ihn ungünstige Stimme abgeben konnten, das Wählen vielmehr als eine Pflicht und Gewissenssache fordern und so die Waffe des allgemeinen Stimmrechtes gegen seine Feinde kehren."

Vierter Brief.

Der *constitutionelle Fürst* des *römischen Staates* hatte die Grenze seines Landes *hinter sich*; das *Oberhaupt* der *Kirche* war aus der *Hauptstadt* der katholischen Welt *geflohen*.

Manchem gekrönten Haupte ist es ebenso ergangen: nur davon hat die Geschichte kein zweites Beispiel aufzuweisen, daß ein *Fürst*, der eben noch der Abgott seines Volkes war, als Schild und Hort der Freiheit eine an *Idolatrie* grenzende Verehrung genossen hatte, durch die gröbsten Insulten und Mißhandlungen zur Flucht genöthigt worden wäre.

An Andeutungen darüber, wie es so weit kommen konnte, haben wir es nicht fehlen lassen; nur *ein* Punkt, vielleicht der wichtigste von allen, verdient noch besonders beleuchtet zu werden.

Den schmachvollsten, weil feigsten Verrath an Pius XI. beging die *römische Aristokratie*, die, weit entfernt, frühere Sünden zu sühnen, vielmehr neue und verächtlichere zu den alten häufte.

Die Geschichte des römischen Adels ist hauptsächlich in

Folge der eigenthümlichen Stellung der Pabstgewalt und des daran hängenden Nepotenthums eine der anomalsten Erscheinungen auf dem Gebiete christlichen Lebens und christlicher Bildung. Mit dem zehnten Jahrhunderte fingen die gegenseitigen Befehdungen römischer Barone an und dieser kleine Krieg hat den Kunstdenkmalen Roms größern Schaden gebracht, als irgend eine andere Ungunst der Zeit. Denn nicht allein, daß Triumphbogen und andere antike Gebäude in Festungen verwandelt wurden — so das Colosseum, der Severusbogen, das Mausoleum der Cäcilia Metella u. s. w. u. s. w. — viele dieser unersetzbaren Monumente wurden dem Boden gleich gemacht oder doch theilweise zerstört, wie das Mausoleum des Augustus bei der Vertreibung der Colonna's. Der Senator Brancaleone aus Bologna ließ, um die übermüthige Macht des Adels zu brechen, 140 seiner Burgen, sämmtlich antike Gebäude, schleifen. In den darauf folgenden Jahrhunderten waren Grausamkeit und Geldgier die hervorstechendsten Merkmale dieses Adels, der mit den Päbsten in beständigem Hader lag. Aber mehr als durch diese Händel hat die religiöse Bedeutung des Pabstthums darunter gelitten, daß so viele Mitglieder der angesehensten Adelsfamilien den heiligen Stuhl bestiegen, nur weil sie zu der italienischen oder römischen Aristokratie gehörten. Solche Päbste suchten aus einem ganz natürlichen Gefühle menschlicher Schwäche ihren Angehörigen so viel als möglich von den Vortheilen zuzuwenden, die durch die doppelte Stellung eines Kirchenfürsten geboten wurden, und wenn man mich fragt, ob es der Kirche förderlich oder auch nur

dem römischen Volke gewinnbringend war, daß der Cardinalshut in einigen römischen Familien fast erblich wurde, so antworte ich mit einem entschiedenen Nein!

Die Vortheile eines solchen Herkommens haben die unausweichlich damit verbundenen Nachtheile selten oder nie aufgewogen. Als dann mit dem Beginne der Neuzeit von Seiten der römischen, überhaupt italienischen Nobilitas der Zudrang zu geistlichen Würden wesentlich nachließ, weil die frühern Vortheile derselben wegfielen, ohne daß diesen reichen, mächtigen und angesehenen Familien zum Ersatze ein Spielraum politischer Thätigkeit geboten wurde, so gerieth auch die Anhänglichkeit des Adels an das Pabstthum mehr und mehr in's Sinken. Für den Verlust seiner frühern Macht wurde ihm in Rom nicht wie anderwärts ein Ersatz durch den Eintritt in hohe Staats- und militärische Aemter geboten — in die Staatsämter theilten sich die Prälaten und in die Officiersstellen die Schweizer — und es läßt sich nicht leugnen, daß diese fast müßige Stellung eine zusehends tiefer greifende Erschlaffung und Erlahmung zur Folge hatte. Man kann wohl sagen: der römische Adel erstickte in seinem eigenen Fette, weil sich seinen Fähigkeiten, Mitteln und Kräften kein freies Feld einer befriedigenden Thätigkeit bot. Denn sonderbar genug war selbst durch die fortwährenden, zum Theil höchst blutigen und grausamen Fehden zwischen den Päbsten und den römischen Adelsgeschlechtern das Band zwischen beiden lange nicht so sehr gelockert worden, als durch den müßigen Frieden. Die letzte gewaltige Fehde dieser Art hatte der letzte nicht-italienische Pabst, Hadrian VI., mit den mächtigen Colonna's zu bestehen gehabt. Ich müßte

mich sehr irren, wenn darin nicht eine der Hauptursachen der römischen Revolution läge, die offenbar eine weit schlimmere Wendung genommen hat, als das politische Erdbeben in irgend einem andern Lande Europa's. Im Kirchenstaate gebrach es von Hause aus an tüchtigen conservativen Elementen, die, nachdem die Katastrophe einmal hereingebrochen war, den rücksichtslosen Stürmern ein bis hierher und nicht weiter! zuriefen. Pius IX., der sich zu seinem Unglücke namentlich in der ersten Zeit seiner Regierung zu sehr als den Grafen Mastai, d. h. als ein Mitglied des angesehenen und begüterten römischen Adels, fühlte und dem Pabste über den Baronen nicht immer sein volles Recht angedeihen ließ, fand in kritischen Augenblicken gerade bei seinen frühern Standesgenossen, von denen er sie doch am ehesten erwarten und beanspruchen konnte, die wenigste Hülfe. Es fehlte ihm sowohl bei dem von ihm unternommenen Reformwerke, als später bei seinem mühevollen Ringen mit dem von ihm heraufbeschwornen und übermüthig gewordenen Geiste ganz und gar an einem festen Rückhalte.

Wenn zur Schande der Römer nicht geleugnet werden kann, daß die wohlwollenden Absichten des Pabstes an der Perfidie seiner Freunde nicht weniger als seiner Feinde scheiterten, so trifft dieser Vorwurf den römischen Adel in weit höherem Grade, als irgend eine andere Classe der Bevölkerung. Treulosigkeit war die vergiftete Milch, durch welche die Hydra aller schlimmen Umsturzgelüste großgesäugt wurde. Was von dem Adel mit Pius in mittelbare oder unmittelbare Berührung kam, trieb und stachelte ihn fort-

während, seinen Reformen eine durchaus verkehrte feindliche, zum Theil gehässige Wendung gegen Oesterreich und Frankreich zu geben, und kamen dann böse Zeiten, wie sie bei einer solchen Verfahrungsweise nicht ausbleiben konnten, so zogen die Seigneurs sich in ihre Paläste und Villen zurück und klagten über das unbesonnene, rücksichtslose Benehmen des Pabstes. So oft aber der arme, übel berathene Fürst einen Anlauf nahm, die Netze, in die er sich ganz besonders auch durch die Schuld des hiesigen Adels verstrickt hatte, zu zerreißen und den Weg einer besonnenen, mit seiner Stellung allein zu vereinbarenden Politik einzuschlagen, so hatte nicht ein einziger seiner vornehmen Freunde den Muth, ihn mit seinem Schilde zu decken. Die wackern Herren, die sich doch den Triumphen des Pabstes so gern anschlossen, ließen ihn in seinen Bedrängnissen und Fährlichkeiten ganz allein. Immer schielten sie in der Stunde der Gefahr nach hinten, einzig darauf bedacht, wie sie sich den Rücken decken, in ihrer Volksgunst keinen Riß bekommen möchten. Ausnahmen, rühmliche Ausnahmen kamen allerdings auch vor und ich rechne es dem unermeßlich reichen Fürsten von Piombino sehr hoch an, daß er auch unter Mazzini in Rom und Obrist der Bürgerwehr blieb. Als die Cardinäle ihn deshalb verbannen wollten, drohte der Fürst, sofort seine 200 Dienstboten zu entlassen, und er durfte bleiben.

Dieses schmachvolle Spiel doppelter Schultern ist wohl das Widerlichste an der ganzen römischen Revolution und gehässiger als selbst die gröbsten, in ihrem Gefolge auftretenden Ausartungen. Kein Adeliger hat dem Massenpöbel eine offene Stirne gezeigt. Oder waren es etwa patriotische

Handlungen, daß der Fürst B. die ohne Grund sich zusammenrottenden Arbeiter mit Geld beschwichtigte; daß der Fürst A. die Helden bei dem schmachvollen Attentate vom 16. November mit Wein, Brod und Käse bewirthete und daß ein Mitglied desselben Adels, als dessenungeachtet noch am nämlichen Abende von den Bewirtheten vor dem Casino dei Nobili der Ruf erschallte: Nieder mit der Aristokratie! fast kläglich bat, das Volk möchte doch nicht vergessen, wie laut und eifrig der römische Adel der demokratischen Partei sich zugesellt habe? War es etwa ein Beweis von Patriotismus, daß von den zwei Dutzend Grafen, die in der Deputirtenkammer saßen, kein einziger energischer Schritt ausging, um dem nach der Flucht des Pabstes drohenden Unheile zu steuern; daß der fürstliche Senator von Rom mit fast lächerlicher Affectation seine Ergebenheit gegen das demokratische Ministerium betheuerte und mehrere der hochadeligen Herren, denen Pius von Gaëta aus die provisorische Regierungsgewalt übertrug, Pässe nahmen und davongingen?

Die nächste Revolution wird zeigen, ob der römische Adel dabei gewonnen hat. Schon während der Herrschaft Mazzini's war die Erbitterung gegen die Borghese's so groß, daß ihr prachtvoller Palast nur dadurch gerettet werden konnte, daß man denselben sammt allen Gütern der Familie für Nationaleigenthum erklärte. Die Villa Borghese wurde aus demselben Beweggrunde so schrecklich verwüstet. Die Borghese's, hieß es, haben sich ja nur von dem Raube der unglücklichen Cenci's bereichert und gestohlenes Gut gehört dem Volke. Mit Bezug darauf erschien die merkwürdige Schrift: Vita di Beatrice Cenci tratta dal

manoscritto antico con annotazioni sul processo e condanna. Der Name Beatrice Cenci ist weltbekannt, wohl weniger ihres schaudererregenden Schicksals wegen, als wegen des schönen Porträts im Palaste Barberini, das für eine Arbeit Guido Reni's ausgegeben wird. In dem Manuscripte heißt es nur, es gehe die Sage, Guido Reni habe das Porträt der armen Beatrice am Tage vor ihrer Hinrichtung malen wollen. Der grauenhafte Proceß, der seiner Zeit das größte Aufsehen erregte, durfte in der Beschreibung, in der er von einem unbekannten Verfasser handschriftlich vorhanden war, aus leicht erklärlichen Gründen früher nicht veröffentlicht werden. Der republicanische Herausgeber wollte mit der Veröffentlichung einen Streich gegen das Pabstthum führen, indem er nachzuweisen suchte, daß Clemens VIII., ein Aldobrandini, die Familie Cenci nur deshalb hinrichten ließ, um in den Besitz ihres colossalen Vermögens zu gelangen, das auf die Borghese's überging. Die jetzt gleichfalls zerstörte Villa Cenci bildet einen Theil der vom Cardinal Scipio so reich ausgestatteten Villa Borghese. Der Vater des auf Anstiften seiner Frau und seiner noch nicht sechszehnjährigen Tochter ermordeten Cenci hatte unter Pius V. als päbstlicher Schatzmeister ungeheure Reichthümer per fas et nefas gesammelt, von denen der Sohn den abscheulichsten Gebrauch machte. Ein barbarischer Haß erfüllte ihn gegen seine eigene Familie, auf deren Untergang er es abgesehen hatte. Seiner Tochter that er theils durch Mißhandlungen, theils durch die gotteslästerlichsten Vorspiegelungen Gewalt an und ihr und ihrer Mutter flehentliche Bitte, sie gegen diesen Wütherich zu schützen, blieb beim

Pabste ohne Erfolg. Schon vorher hatte sich Cenci durch sein Geld aus mehreren peinlichen Untersuchungen losgekauft. Unter diesen Umständen wurde das Verbrechen des Gatten- und Vatermordes vollzogen. Als mitschuldig wegen Mitwissenschaft wurde auch der Bruder der Beatrice hingerichtet. Nur von dem jüngsten, erst dreizehnjährigen Sohne des Ermordeten, dem letzten Sprößlinge des Hauses, vermochte der Vertheidiger durch die dringendsten Bitten und Vorstellungen das Todesurtheil abzuwenden. Dagegen mußte der Knabe bei der Hinrichtung zugegen sein und wurde wiederholt mit Gewalt in's Leben zurückgerufen, nachdem er ohnmächtig zusammengesunken. Zu Gunsten der Mutter und namentlich der Tochter hatte der Vertheidiger — es war der berühmte Rechtsgelehrte Farinacci — geltend gemacht, sie hätten sich im Zustand gerechter Nothwehr befunden und jedenfalls werde nach römischem Rechte das vorliegende Verbrechen nicht mit dem Tode, sondern nur mit der Verbannung bestraft. Farinacci's Vertheidigung, die in seiner Abhandlung über Todesstrafen nachgelesen werden kann, ist für die damalige Zeit (1599) musterhaft zu nennen.

Indessen wollen wir den Gang unserer Erzählung weder vorgreifend, noch abschweifend unterbrechen. Wie die Entfernung des Pabstes am Morgen des 25. November in der Stadt ruchbar wurde, bemächtigte sich ein gewisses ängstliches Staunen der Gemüther; aber weder Verwünschungen, noch Stimmen des Unwillens wurden laut. Ebenso wenig ließ sich von einer reactionären Bewegung zu Gunsten des Pabstes und gegen das Ministerium etwas verspüren. „Rom ist ruhig und wird ruhig bleiben“ — be-

richtete der Contemporaneo. Durch ihre Organe ließen die Minister aussprengen, noch am Abende vor seiner Flucht habe Pius IX. wiederholt die Versicherung gegeben, er denke gar nicht daran, seine Hauptstadt zu verlassen, weil er wohl wisse, was dabei auf dem Spiele stehe.*) Offenbar den klügsten Einfall hatte der Minister des Innern. Alles kam auf das gute Einvernehmen zwischen dem Ministerium und der Kammer an und Galletti verstand es, durch einen unscheinbaren, in seinen Folgen aber höchst wichtigen Kunstgriff dem bereits drohenden Bruche vorzubeugen.

Bei seiner Abreise hatte der Pabst an den Majordomus der heiligen, apostolischen Paläste, Marchese Sacchetti, ein Billet zurückgelassen, das Galletti dem, an den es gerichtet war, auf schlaue Weise abzuschwatzen wußte. Kaum im Besitze desselben, ließ er es drucken und an allen Mauern Roms war unmittelbar darauf zu lesen:

„Marchese Sacchetti!

Wir beauftragen Ihre erprobte Klugheit und Redlichkeit, den Minister Galletti von Unserer Abreise in Kennt-

*) Einen höchst eigenthümlichen und den innern Kampf des Pabstes deutlich genug verrathenden Beweggrund zur Abreise erwähnt Bischof Luquet in den Souvenirs de l'expédition française à Rome. Hier heißt es S. 14: „Die Kirche von Valence hatte bis zum letzten Jahre das silberne Käpselchen aufbewahrt, worin Pius VI. die geweihte Hostie, die er auf der Reise mit sich führte, verschloß. Ohne von dem Morde des 15. und dem revolutionären Attentate des 16. November im Geringsten etwas zu wissen, übersandte der gegenwärtige Bischof (von Valence) die Kapsel dem heiligen Vater zum Geschenke, der dieselbe gerade in dem Augenblicke empfing, wo er ernstlich über das Thunliche oder Unthunliche seiner Abreise nachdachte. Die Zusendung, in der er einen positiven Wink der Vorsehung erblickte, bestimmte ihn vollends, Rom zu verlassen."

niß zu setzen und ihn, sowie alle übrigen Minister zu veranlassen, daß sie weniger die Paläste, als die bei denselben Angestellten und auch Ihre Person unter ihren Schutz nehmen, da denselben Unsere Entschließung völlig unbekannt blieb. Wenn Uns Sie und die andern Hausgenossen so sehr am Herzen liegen, als, Wir wiederholen es, ohne alle Kenntniß von Unserem Vorhaben, so drängt es Uns noch weit mehr, den genannten Herren die Ruhe und die Ordnung der gesammten Stadt anzuempfehlen.

24. November 1848. Pius P. P. IX."

Bei Lesung dieser Zeilen beruhigte sich das Volk und als der Präsident der Deputirtenkammer, Sturbinetti, auf seine eigene Verantwortlichkeit die Sitzung, in der alle Minister, sowie der Senator, Fürst Corsini, zugegen waren, eröffnete, auch ohne daß die Kammer in beschlußfähiger Zahl beisammen war, brachte die Mittheilung des päbstlichen Briefes dieselbe Wirkung hervor, indem Galletti ohne Mühe daraus der Beweis ableitete, daß der Pabst die Minister ausdrücklich aufforderte, auch während seiner Abwesenheit ihr Amt fortzuführen. Nun aber wird in einer kleinen Broschüre (Del genere di Storia che si conviene ai fatti del nostro tempo cio è ai primi tre anni del Pontificato di Pio nono) behauptet, Galletti habe da, wo der Pabst Signore oder Signori geschrieben, ein Ministro oder Ministri gesetzt, und allerdings würde diese kleine Correctur des veränderten Sinnes wegen eine große Fälschung sein. Ein entscheidender Beweis wird sich weder Für noch Wider führen lassen und es kommt am Ende einzig und allein darauf an, welchen Grad von Glaubwürdigkeit man dem un-

genannten Verfasser des oben angeführten Discorso beilegt, der allerdings ohne die Genehmigung des Pabstes schwerlich so gesprochen haben würde.

Wie dem sein mag: der beabsichtigte Zweck war auch in der Versammlung der Volksvertreter erreicht und Mamiani erklärte, wegen der kritischen Lage, in der der Staat sich befinde, mit der Uebernahme seines Portefeuilles nicht mehr länger zögern zu wollen. Eine Commission entwirft eine im Namen der Kammer abgefaßte Ansprache an das Volk, in der die Unterstützung des Ministeriums, dem der Pabst die Regierungsgewalten übertragen und während seiner Abwesenheit die Sorge für die Aufrechthaltung der Ordnung anvertraut habe, zugesagt ist. Bonaparte faselt von der Costituente italiana, dem einzigen politischen Gedanken, zu dem er sich zu erheben vermag. Das päbstliche Billet aber mußte noch zu ergiebigerem Gebrauch dienen: dasselbe bildete den Text einer Ansprache des Ministerraths an die Römer, eines weitern Circulars Galletti's an die Provinzialpräsidenten und selbst an das diplomatische Corps. „Der Pabst erkennt das Ministerium an und überträgt ihm die Sorge für die öffentliche Ordnung" — hieß es in allen diesen Actenstücken und den Diplomaten ward namentlich zu Gemüthe geführt, daß damit der von dem neapolitanischen Tempo mitgetheilte Protest des Pabstes gegen allen und jeden ferneren Act der bisherigen Minister sich von selbst erledige. Am Sonntage, den 26. Nov., hielt Pater Ventura seine berüchtigte Predigt zu Ehren der „in Wien als Märtyrer der Freiheit Gefallenen;" unter den Zuhörern bemerkte man den

Monsignore Muzzarelli, der eben erst die Minister-präsidentschaft vom Pabste nur unter der Bedingung angenommen hatte, daß ihm der Rücktritt in sein bisheriges Amt als Präsident der Ruota offen erhalten bleibe. Daß Gemeinderath und Senat von Rom in einer Proclamation an das Volk den Ministern ihre Unterstützung zusagten; daß selbst die erste Kammer eine Adresse erließ, worin wenigstens die Betrübniß des Reichstages über die Entfernung des Pabstes einige Worte fand, im Uebrigen aber die Versicherung gegeben wurde, die Kammer werde entschlossen zu Allem mitwirken, was die Wohlfahrt und Sicherheit des Vaterlandes bezwecke: dieß, sowie der Umstand, daß die meisten Beamten sich willig zeigten, in ihren Stellen zu bleiben, kam dem Ministerium sehr zu Statten. Die Furcht vor einer allgemeinen Conflagration lähmte die meisten Herzen und so bereitwillig wir auch den Eifer anerkennen, womit das von Mamiani inspirirte Ministerium sich seiner schwierigen Aufgabe unterzog, so entschieden müssen wir behaupten, daß eine freudige Zuversicht nur in den Clubs herrschte, der Kern der Bevölkerung aber und namentlich die beiden Kammern mit Bekümmerniß und widerstrebend den dornenvollen Pfad allein, ohne das Staatsoberhaupt, weiter wandelten, hauptsächlich um die Gewalt nicht in noch schlimmere Hände kommen zu lassen. Und doch nahm ein Abgeordneter nach dem andern seine Entlassung; mehrere der Deputirten von Bologna, Minghetti, Bevilacqua, Banzi, protestirten energisch gegen das Beisammenbleiben der Kammern, während der Fürst nicht im Lande sei, und andere Deputirte derselben Provinz entschuldigten ihr Er-

scheinen in den Sitzungen damit, daß sie darin das einzige Mittel erkennten, um den von der Umsturzpartei drohenden Gefahren zu begegnen. Die zweite Kammer stemmte sich und rang gegen die hereinbrechende Ueberfluthung; aber das Häuflein wurde immer kleiner, bis die Sitzungen aus Mangel an Deputirten zuerst ausgesetzt und dann geschlossen werden mußten. Am Po, schien es, würde unter der Leitung des Generals Zucchi eine bewaffnete Erhebung zu Gunsten des Pabstes Statt finden: allein das Militär stand in überwiegender Mehrzahl auf Seiten des Radicalismus, so daß es den Clubs leicht wurde, jede papistische Regung niederzuhalten.

Mamiani suchte sich vorerst damit zu helfen, daß er das Allerweltsmittel, das Thema der Costituente italiana, mit allem möglichen Pompe, unter Hörner= und Trompetenschall, auf's Tapet brachte. Allein auf diesem Wege grub er sich nur selbst eine Grube. Bei der Versammlung in Turin hatten allein die Clubs getagt; weder die Regierungen, noch die Volksvertretungen waren dabei betheiligt und der seinem Wesen nach völlig unklare Begriff mußte daher sich selbst eine bestimmte Deutung geben, indem die constituirende Versammlung, die man für das gesammte Italien verlangte, zunächst die Auflösung der bisherigen Kammern in den einzelnen Staaten und sodann den Zusammentritt mehrerer aus dem allgemeinen Stimmrechte hervorgegangenen Constituirenden veranlaßte. Daß aber dabei die Monarchie auf dem Spiele stand und das constitutionelle Princip zum Voraus an das republicanische verrathen war, wußte Mamiani sehr wohl, daher er Alles

daran setzte, die constituirende Versammlung für den Kirchenstaat zu hintertreiben.

Wenn es dessenungeachtet nicht schon früher zu einem Conflicte zwischen Ministerium und Kammer kam, so lag die Schuld einzig und allein in Gaëta. In ihrer Ungeduld, die Demokratie in Rom gestürzt und sich selbst im Triumphe eingeholt zu sehen, begingen der Pabst und sein Antonelli eine unkluge Handlung nach der andern. Zum Theil freilich ließen sie sich durch die falschen Berichte, die ihnen von Solchen, die päbstlicher gesinnt waren, als der Pabst selbst, irreführen und zu grundlosen Hoffnungen verleiten. Namentlich bauten sie zu viel auf Zucchi, der doch im Grunde schon damals von Garibaldi und seinem Begleiter Gavazzi, der sich als Capellano maggiore della Crociata italiana (Obercaplan des italienischen Kreuzheeres) unterschrieb, ausgestochen war. In Ravenna wollte man den ausgewiesenen Garibaldi nicht ziehen lassen und die Flucht des Pabstes hob ihn von Neuem auf den Schild. Der unter dem 27. November von Gaëta aus datirte Protest blieb ohne Wirkung und im Allgemeinen äußerten sich die italienischen Journale fast einstimmig über die Entfernung Pius IX. nichts weniger als erbaut. Der Präsident der Deputirtenkammer nannte den Protest ein, wie es heiße, von Pius IX. unterzeichnetes Papier, worin Alles das, was in Folge der Demonstration vom 16. November geschehen, für null und nichtig erklärt sei. Wohlweislich verschwieg Sturbinetti, daß der Pabst ausdrücklich hinzufügte, nicht allein die Emeute, sondern auch das Ministerium habe ihm Gewalt angethan: allein weit nachdrücklicher als der juridische Beweis, daß das

von keinem verantwortlichen Minister gegengezeichnete, im Auslande, ja in einer fremden Festung abgefaßte Blatt Papier keine Gültigkeit haben könne, wirkte auf die Ueberzeugung der Abgeordneten die Unmöglichkeit, in der sich Cardinal Castracane befand, die zugleich vom Pabst ernannte Regierungscommission in's Leben zu rufen. Theil daran nehmen sollten neben Castracane der Fürst von Roviano, der Fürst Barberini, der Marchese Ricci von Macerata, Marchese Bevilacqua, General Zucchi und Roberti. Roviano und Barberini hatten Pässe genommen; Monsignore Roberti weigerte sich gleichfalls, den ihm übertragenen Posten anzunehmen; Zucchi und Bevilacqua waren in Bologna, Ricci in Macerata, so daß Castracane allein übrig blieb. Die Kammer beschloß am 3. December, die Minister hätten bis auf Weiteres die Regierung zu übernehmen und beide Kammern sollten eine Deputation an den Pabst absenden und ihn zur Rückkehr einladen. Der Minister des Innern entgegnete hierauf, er und seine Collegen vermöchten unter der Last der gegen sie geschleuderten Beschuldigung — Niemand hatte sie beleidigt, aber die Wenigsten trauten ihnen — aus freien Stücken ihr Amt nicht fortzuführen und nur in dem Falle könnten sie sich dazu verstehen, daß die Kammer, die einzige oberste Regierungsgewalt, es einstimmig von ihnen verlange. Das bis auf Weiteres wurmte den Minister. Andern Tages sprach auch Mamiani in ähnlichem Sinne und bemühte sich nach Kräften, statt des gegen das Ministerium in der Kammer herrschenden kalten und höflichen Mißtrauens eine begeisterte und allgemeine Zustimmung hervorzurufen. Es gelang nicht. Unterdessen ging die Deputation der beiden Kammern,

zu der zwei Mitgliedern des Stadtrathes hinzukamen, nach Gaëta ab. An der neapolitanischen Grenze wurden die Abgesandten angehalten und von einem Polizeiinspector gefragt, ob sie nach Gaëta wollten. Auf ihre bejahende Antwort erklärte der Polizeiagent, auf höhern Befehl könne er ihnen den Eintritt in das Neapolitanische nicht gestatten, so daß die Deputation sich genöthigt sah, deshalb an den Cardinal Antonelli zu schreiben. Ein neapolitanischer Gensd'arme überbrachte die Antwort, des Inhalts, der Pabst habe in dem motu-proprio vom 27. November die Gründe seiner zeitweiligen Entfernung von Rom angegeben und könne deshalb die Deputation nicht empfangen.

Aufgebracht, wie er war, und von seiner Umgebung auf das Uebelste berathen, mußte Pius IX. gerade den ungeeignetsten Entschluß fassen. Anstatt die Deputation zu empfangen und mit ihr in ernster, jedoch freundlicher Weise die Angelegenheit durchzusprechen, eine Annäherung zu ermöglichen, stieß er die Abgeordneten seines Volkes von sich, ohne sie auch nur anzuhören. Fortan war eine friedliche Verständigung gar nicht mehr möglich. Auf Pantaleoni's Vorschlag beschloß die Kammer, eine Commission von 5 Mitgliedern zu ernennen, die, nach reiflicher Erwägung aller Verhältnisse, in Uebereinstimmung mit dem Ministerium die für die öffentliche Wohlfahrt nothwendigen Maßregeln vorschlage. Gewählt wurden in die Commission Sturbinetti, Fusconi, Rezzi, Sereni und Lunati. Schon am 1. December hatte Mamiani den Abgeordneten einen in 6 Paragraphen abgefaßten Entwurf wegen Einberufung einer italienischen Costituente nach Rom vorgelegt. Der Berichterstatter Pantaleoni fand an

den sechs Paragraphen gar Mancherlei auszusetzen: ihm und seinen conservativen Ansichten schwebte mehr ein Staatenbund vor und die Commission wollte namentlich, daß man den Einzelnstaaten, d. h. den Regierungen, mehr freie Hand lasse. In diesem Sinne modificirt wurde der Entwurf angenommen und das governo acefalo (hauptlos) hatte wenigstens Kopf genug, von seinen Bureaux eine Menge Gesetze und Verordnungen ausgehen zu lassen. Wenn nur die Clubisten etwas weniger maulfertig und mit ihren Adressen nicht gar zu freigebig gewesen wären! Aber gerade je schwieriger und bedrohlicher das Verhältniß zu Gaëta wurde, desto eilfertiger drängten die Clubs voran. Mamiani hatte sich lange geschmeichelt, der Pabst werde, wenn Ministerium und Kammern sich nur fest und entschlossen zeigten, am Ende doch nach geben. Von Seiten der gemäßigten Partei wurden alle Hebel angesetzt, mit Pius in Unterhandlungen zu treten, und namentlich wirkten Mitglieder der ersten Kammer in diesem Sinne. Allein dießmal blieb der Pabst unerschütterlich: nicht vergebens hatte man sein leicht erregbares Gemüth hermetisch gegen die Einflüsterungen des Liberalismus abgeschlossen. Kein Sendbote, kein Brief drang bis zu ihm, es sei denn, daß sie zuvor durch Antonelli's Hände gegangen. Von nun an hielt man den leicht Verführbaren fest. Allein Zucchi vermochte in Bologna nichts auszurichten und in Rom blieb es still, obschon Garibaldi und sein Adjutant Pater Gavazzi eingetroffen waren. Zwischen Leben und Sterben schleppten die Kammern ihr Siechthum dahin: es war ganz gewöhnlich, daß man noch ein oder ein paar Mitglieder abwarten mußte, um die Verhandlungen beginnen zu können. Unter den Ministern herrschte

keineswegs die so wünschenswerthe Uebereinstimmung und es deutete auf nichts Gutes, daß Sereni zuerst ausschied.

Der entscheidendste Schritt war es, als die Commission für die Einsetzung einer provisorischen Regierung ihren Bericht abstattete. Die beiden Kammern, hieß es darin, eingedenk ihrer Pflichten und der unausweichlichen Nothwendigkeit nachgebend, auf irgend eine gesetzliche Weise für die dringendsten Bedürfnisse zu sorgen, beschließen, wie folgt:

Eine provisorische und oberste Staatsjunta wird eingesetzt. Sie besteht aus drei außerhalb der Deputirtenkammer genommenen, von der zweiten Kammer mit Stimmenmehrheit gewählten und von der ersten Kammer bestätigten Personen. Die Junta ist sofort aufgelöst, wenn der Pabst zurückkehrt oder Jemanden mit durchaus gesetzlichen Vollmachten hersendet, um seine Stelle zu vertreten, derselbe auch thatsächlich sein Amt antritt. — Die Mehrheit der Stimmen fiel auf die Senatoren von Rom und Bologna und den Gonfaloniere von Ancona, eine Wahl, mit der sich auch die erste Kammer einverstanden erklärte. Die Gewählten waren die Fürsten Tommaso Corsini, Gaetano Zucchini und der Graf Francesco Camerata.

Schon bis die Junta beisammen war, verstrich eine geraume Zeit: allein die Clubs waren bereits gewahr geworden, daß die Abgeordnetenkammer nicht mehr so recht nach ihrer Pfeife tanzte, wie ehedem, und daß das „souveräne Volk" mit seinen Fortschrittsideen bei diesen halben und ängstlichen Menschen nur auf Hemmniß und Widerstand stoße. Mit der Costituente italiana, obwohl sie beschlossen war, wollte es auch nicht voran: was war daher natürlicher,

als daß die Leiter der Bewegungspartei für eine römische Constituente zu agitiren begannen? Der Fürst Gaetano Zucchini, Senator von Bologna, lehnte die auf ihn gefallene Wahl eines Mitgliedes der Junta ab. Ihren eigenen Bestimmungen zuwider, daß kein Abgeordneter an der Junta sollte Theil nehmen können, wählte die Kammer Galletti. Dadurch fühlte sich Mamiani gekränkt und zurückgesetzt, der für sich eine ähnliche Dictatur träumte, wie Guerrazzi sie in Florenz übte. Auch war die Gelegenheit günstig, um ohne Schaden aus einer Stellung auszuscheiden, die nachgerade sehr unbequem zu werden anfing. In Forli war auf einer von den Clubs der Romagna und der Marken beschickten Versammlung beschlossen worden, nunmehr förmlich eine constituirende Versammlung für die römischen Staaten zu verlangen. Am Abende des 18. December begab sich der Circolo popolare, der seine Losung von dem Contemporaneo und von Pater Sterbini erhielt, nach dem Quirinale, um der obersten Staatsjunta und dem Ministerium eine Adresse zu überreichen und eine provisorische Regierung zu fordern. Da noch immer ein Mitglied der Junta fehlte, hatte diese sich noch gar nicht constituirt; das Ministerium seinerseits, ohnedieß in voller Auflösung begriffen, erwiderte, der vollziehenden Gewalt stehe es nicht zu, über wichtige Staatsfragen zu berathen, und wies die Petenten an die Kammern.

Nahezu ein Monat war seit der Flucht des Pabstes verflossen, ohne daß die Ruhe auf eine bedrohliche Weise gestört worden wäre. Zum ersten Male wieder erschienen ängstliche Anzeichen eines Straßenkrawalls: allein der Circolo popolare selbst, oder vielmehr der Vorstand desselben, fand es in seinem

Interesse, jede weitere Demonstration zu untersagen, da er die Mehrheit der Nationalgarde und des Militärs für sich hatte und seinen Willen durchsetzen konnte, ohne etwas aufs Spiel zu setzen. Die Bürgerwehr that ihre Schuldigkeit und ließ keine Unordnungen aufkommen: als sie aber deshalb von ihrem Generalcommandanten in einem besondern Tagesbefehle dafür belobt wurde, daß sie die Freiheit und Unabhängigkeit Italiens, den Schutz der heiligsten Volksrechte, die Achtung vor den Gesetzen, die freie Action der Kammern und des Ministeriums sich angelegen sein ließ, richtete die Bürgerwehr ein Schreiben an ihren General, worin sie sich mit den in Forli gefaßten Beschlüssen durchaus einverstanden erklärte. Es versteht sich von selbst, daß diejenigen, die hier im Namen der römischen Bürgerwehr redeten, bloß einen größern oder kleinern Bruchtheil derselben ausmachten.

Am 20. December, neun Tage später als die Kammern den bezüglichen Beschluß gefaßt hatten, trat die Staatsjunta in Wirksamkeit. Sie sprach sich in ihrer Antrittsproclamation offen dahin aus, daß sie ihr Amt nur provisorisch bis zum Zusammentritte einer constituirenden Versammlung bekleide. Nunmehr kam auch das neue Ministerium zu Stande: Muzzarelli, Sterbini, Campello behielten ihre bisherigen Portefeuilles; Ersterer übernahm außerdem interimistisch das auswärtige Ministerium, da Mamiani absichtlich oder unabsichtlich krank geworden war. Advocat Armellini wurde Minister des Innern, Advocat Galeotti Minister der Justiz; Mariani erhielt die Finanzen.

Auf diesem Wege mußte zuletzt auch der hartnäckige Widerstand gebrochen werden, den die Kammern der Einberufung

einer römischen Costituente entgegensetzten. Die meisten Mitglieder hielten sich zu einem solchen Beschlusse gar nicht berechtigt und verschanzten sich mit ihrer Weigerung hinter mehr oder minder plausible Ausflüchte. Um jeder Entscheidung auszuweichen, war es das Einfachste, daß die Mitglieder sich nicht in stimmfähiger Anzahl einfanden, so daß die Sitzungen fortwährend vertagt werden mußten. Dies ging wohl eine Zeit lang an, ließ sich aber in die Länge nicht durchführen. Auf Antrag der Minister schloß die Junta um Weihnachten die Sitzung: während der Vacanz sollte nur die Finanzcommission permanent bleiben. Vergebens hatte das Ministerium alle Ueberredungskünste aufgeboten, die Widerspenstigen zur Nachgiebigkeit zu bereden. Die Revolution wollte ihr Recht haben und dem heuchlerischen Spiele mit gesetzlichen Formen ein Ende machen. Ein Wunder, daß die ärgerliche Täuschung nur so lange vorhielt.

Am 26. December erstattete Armellini in der Kammer seinen warm abgefaßten Bericht über den Gesetzvorschlag wegen Einberufung einer Nationalversammlung (sic!); worin er hauptsächlich den Einwurf, die Clubs und die Zeitungen seien nicht das Volk, zu widerlegen suchte und mit einem: il popolo farà da sè! drohte. Allein auch dieses Mittel schlug ebensowenig an als die andern. In der Sitzung vom 28. verlas der Minister des Innern, nachdem Sturbinetti zuvor das Präsidium einer so unbeugsamen Kammer niedergelegt und einige Mitglieder gegen die Berathung über den Vorschlag einer „sogenannten" Costituente protestirt hatten, das Vertagungsdecret. Die Demokratie hatte gesiegt und die Minister verzichteten, wie in Toscana und Piemont, auf den Titel

Excellenz. Tags darauf erschien das Decret wegen Einberufung einer aus dem allgemeinen Stimmrechte hervorgehenden Nationalversammlung. Diesen Titel hatte man gewählt zur Vermeidung des im Namen einer Constituirenden gefundenen Aergernisses. Das Gewissen der Aengstlichen war durch solche Ausflucht sicherlich nicht beruhigt, die constitutionelle Verfassung Pius IX. aber auf die eine, wie auf die andere Weise beseitigt. Von der Engelsburg ward das frohe Ereigniß mit 101 Kanonenschüssen begrüßt. Obrist Masi erhielt den Oberbefehl über die Bürgerwehr.

Unter eiteln Erwartungen von der einen und mehr als gerechtfertigten Befürchtungen von der andern Seite kam das Neujahr 1849 heran. Das erste wichtige Ereigniß war, daß Fürst Corsini seine Stelle als Mitglied der Junta niederlegte, die er lieber gar nicht hätte annehmen sollen. Mit seinem Rücktritte war die Junta factisch aufgelöst und den Ministern blieb nichts Anderes übrig, als unter dem Namen einer provisorischen Regierungscommission alle Regierungsgewalt an sich zu ziehen. Auch eine jener Anomalien, zu denen die Februarrevolution Veranlassung gab!

In Bologna machte der Gemeinderath Miene, eine Losreißung der Provinz von der unverblümt die Bahn der Revolution betretenden Hauptstadt zu bewerkstelligen: aber woher die Mittel dazu nehmen, da Militär und niederes Volk der antipapistischen Fahne folgten? Ohne die Greuel eines Bürgerkrieges war nichts auszurichten. Um ähnlichen aristokratischen Einfällen künftig einen Riegel vorzuschieben, veröffentlichte das Ministerium den Entwurf einer neuen Gemeindeordnung auf „breitester" Grundlage. Die ärmeren Classen

wurden durch Abschaffung der Mahlsteuer gewonnen. Natürlich mußte zur Deckung des Ausfalls um so mehr Papiergeld ausgegeben werden.

Was geschah unterdessen in Gaëta? Die bereits erlittenen Einbußen, hätte man meinen sollen, würden schon zur Vermeidung eines gänzlichen Schiffbruchs einer besonnenen und verständigen Mäßigung Raum verschaffen. Aber nein! Der Pabst excommunicirte, Antonelli declamirte und Zucchi schwadronirte — alle drei in den bittersten, verlegensten Ausdrücken. Was sollte ein Bannfluch in einer Zeit gewaltigster Aufregung und colossaler Begriffsverwirrung! Dieß hieß doch nur das in jeder Revolution liegende Dämonische zu einem Kampfe auf Leben und Tod herausfordern und den Anhängern der päbstlichen Gewalt das letzte Mark aus den Knochen ziehen. Denn entweder mußten sie zu den Waffen greifen und in jammervollem Bürgerkriege ihre Kraft versuchen, oder sie mußten schweigen und grollend die Hände in den Schooß legen. Es ist wahr: dem Römer ist mit Drohungen beizukommen; die Furcht vermag viel über ihn und namentlich graut ihm vor dem göttlichen Strafgerichte; aber unter den damaligen Umständen war der Fanatismus eines plötzlich erwachten Freiheitsgefühls ohne Vergleich mächtiger, als die Furcht vor der Hölle. Die Fanatiker kümmerten sich so wenig um den großen, als um den kleinen Bann: nur frei wollten sie sein und wenn der übermächtige Schwindel auch an Tollheit grenzte. Vermochte man den gesammten Clerus des Kirchenstaates, wie auf einen Schlag seine kirchlichen Verrichtungen einzustellen und jenen schauerlichen Zustand entweder trotziger oder in den

Staub gebeugter Gewissen herbeizuführen, wovon das Mittelalter, namentlich in den deutschen Reichsstädten, mehrere Beispiele aufzuweisen hat, so hätte sich die Strenge einigermaaßen rechtfertigen lassen. Allein einmal konnte Pius in der verwickelten Angelegenheit keineswegs auf den blinden Gehorsam aller römischen Priester zählen; und dann mochte er denn doch nicht ohne Weiteres das gesammte Volk bloß für das, was seither geschehen, was die Einen gethan, die Andern nicht verhindert hatten, mit der härtesten Kirchenstrafe belegen. Die Excommunication wurde nur eventuell und über diejenigen verhängt, die sich an der Wahl zur Nationalversammlung betheiligen würden. Dieser wurde der große Bann angedroht. Die Bulle war daher auch gar keine eigentliche Bannbulle, sondern, wie die Canonisten des Journal des Débats in ihrer Klugheit ausfindig machten, ein bloßes Monitorium. So spitzfindig distinguirte die Menge nicht und der Bannstrahl, der nicht gleich dem Blitze des Himmels auf die Häupter der Schuldigen niederfiel, die Leute vielmehr gemächlich zur Besinnung kommen ließ und der Zeitungspresse, sowie den Clubrednern zur „Belehrung" überwies, steigerte nur die Verlegenheit, in der sich die Geistlichkeit bereits befand. In der Regel geschah es, daß, wenn Geistliche nach den Wahlen den daran Betheiligten die Beichte und die Absolution verweigerten, das zur wirklichen Bannbulle gewordene Monitorium grobe Excesse hervorrief. Wenn man zudem auch zugeben wollte, daß Pius IX. selbst in dieser drohenden Bulle seinen milden und versöhnlichen Charakter nicht verleugnet, insofern er gegen seine Feinde nur die ihm zu Gebote stehenden geistlichen Waffen gebrauchte, ohne noch zu dem weltlichen Arme seine Zuflucht zu nehmen, so dürf-

ten wenigstens gegründete Bedenken gegen eine Sprachweise sich erheben, die sich über „die Schurkereien und Gewaltthätigkeiten einer Bande Rasender ausläßt, deren barbarischer Despotismus Rom und den Kirchenstaat tyrannisirt.“

Einen noch peinlicheren Eindruck macht die Note, die Antonelli als Staatssecretär unter dem 23. December an die Gesandten, die dem Pabste nach Gaëta gefolgt waren, erließ. Man ersieht daraus, daß die Umgebung des Pabstes, völlig im Unklaren über den Stand der Dinge in Rom, von der unter Castracane eingesetzten Regierungscommission sich fortwährend einen glänzenden Erfolg versprach und deshalb mit den Kammern in Unterhandlung zu treten hartnäckig verweigerte, zumal nachdem der Pabst durch eine Ordonnanz vom 7. December die Kammern vertagt hatte. Der Cardinal sprach seine Verwunderung darüber aus, daß seine Regierungscommission kein Lebenszeichen von sich gegeben, nicht einmal die Veröffentlichung des Vertagungsdecrets in den Zeitungen bewirkt und sogar die Einsetzung einer Staatsjunta geduldet habe: als ob überhaupt diese Commission nur auch einen Funken von Macht besessen oder selbst existirt hätte; als ob es etwas gefruchtet hätte, wenn sie nach einer andern Stadt übersiedelte, wo für das Pabstthum mehr zu hoffen war, als in Rom! Durfte man früher fragen, ob denn der Pabst überhaupt wohl daran that, Gewalt zu dulden, Decrete zu unterzeichnen, die seinem Gewissen schnurstracks zuwiderliefen, so erscheint es wahrlich noch weit räthselhafter, wie die Geflüchteten von den Zurückgebliebenen 14 Tage nach Rossi's Ermordung verlangen konnten, ein Ministerium zu stürzen, dem in der Volksgunst nicht leicht ein anderes gleich=

kam. So lange der Pabst die Intervention der katholischen Mächte nicht ausdrücklich in Anspruch nahm, konnte die Tragweite des der Note angehängten Protestes unmöglich weiter reichen als die Bannbulle. Nicht glücklicher war Zucchi, dessen Ansprache an die etwa Treugebliebenen in der päbstlichen Armee wirkungslos verhallte. Am allerwenigsten konnte man weder ihm noch dem Pabste Glück dazu wünschen, daß des Generals so und so vielter Tagesbefehl an die Armee einen höchst unerfreulichen Vorfall in Rom hervorrief. Am 19. Januar waren alle in Rom stehenden Truppen consignirt gewesen: gegen Mittag ließ man sie frei und nur die Jäger, denen die Regierung nicht recht traute, mußten einige Stunden länger ausharren. Aergerlich darüber und durch den Wein noch mehr erhitzt, verlangten sie, General Zamboni solle in Arrest gebracht werden. Begütigende Worte halfen nichts: die Meuterer forderten mit den Waffen in der Hand die Auslieferung Zamboni's, wurden jedoch von den Dragonern rasch auseinander gesprengt. Die Entflohenen wurden von der ihnen in Wagen nacheilenden Bürgerwehr nicht weit von Tivoli eingeholt und gefangen. Ueberhaupt war die Zahl derer verhältnißmäßig sehr gering, die Zucchi's Aufforderung Folge gaben und nach der neapolitanischen Grenze eilten, um sich unter den Befehl des Pabstes zu stellen. Das Ministerium ernannte eine kriegsrechtliche Commission, die die Gefangenen abzuurtheilen hatte. Aus dem Proceß ergab sich keineswegs, wie Manche gehofft, die Bestätigung, daß die Meuterei von Unberufenen war angezettelt worden. Die Sache lief auf einen einfachen Soldatenexceß hinaus, den man um so schneller vergaß, da alle andern politischen Interessen von den nahe bevorstehenden Wahlen absorbirt wur-

den. Um jedem Versuche, dieselben zu hintertreiben, zuvorzukommen, erließ die provisorische Regierungscommission eine Verordnung, wodurch Jeder, der die Zusammenberufung der Wahlcollegien auf directe oder indirecte Weise verhindern, zum Bürgerkriege und zum Ungehorsame gegen die bestehenden Behörden aufreizen würde, für einen Ruhestörer und Feind des Vaterlandes erklärt und mit der ganzen Strenge des Gesetzes bedroht wurde. Zu diesem Behufe ward eine Sicherheitsjunta unter dem Präsidium des Polizeipräfecten errichtet und alle Provinzialpräsidenten erhielten den Auftrag, ein Aehnliches zu thun. Die unzuverlässigen Präsidenten und andere höhere Staatsbeamte ersetzte man durch entschiedene Demokraten und als die Präsidenten von Ravenna und Ferrara unmittelbar vor den Wahlen ihre Posten verließen, wurden dieselben, wie schon früher Zucchi, vorgeladen, um ihr Betragen zu rechtfertigen. Durch nichts ward dem Radicalismus so trefflich in die Hände gearbeitet, als mit solchen und ähnlichen Maaßregeln: während die päbstlich Gesinnten meist in der Person des abberufenen Beamten die einzige Stütze im ungleichen Kampfe mit der Straßenagitation verloren, gewann die Fortschrittspartei einen erwünschten Einigungspunkt, dem überdieß die Macht einer hohen Beamtenstellung und wenigstens der Schein einer gesetzlichen Wirksamkeit zu Statten kamen. Da, wo die Podestas ihr Amt niederlegten und die Municipalitäten sich auflösten, ernannte die Regierung, der kein anderer Rechtstitel, als ihr Wille, das bon plaisir, zur Seite stand, ihr blindlings ergebene Gemeindecommissionen. So namentlich in Rom.

Damit verglichen war es eine geringe Beihilfe für die päbstliche Regierung, daß die Priester Briefe vom Himmel

fallen und Heiligenbilder blutige Thränen vergießen ließen. Die Meisten vom römischen Adel legten nicht bloß ihre bisher bekleideten Stellen nieder, wie der Herzog Sforza Cesarini, der die Wahl zum Generale der Bürgerwehr mit der Erläuterung ablehnte, er liebe zwar sein Vaterland und die neuen Institutionen, fühle sich jedoch den ihm auferlegten Obliegenheiten nicht gewachsen; — ernstlich beklagen mußte man es, daß beinahe kein Einziger in Rom zurückblieb. Die Auswanderung war wahrhaft epidemisch geworden.

Den 22. Januar nahmen die Wahlen ihren Anfang und verliefen mit wenigen Ausnahmen im ganzen Lande ohne nennenswerthe Störungen. In ihrer Freude erließ die Regierungscommission den meisten Verbrechern ihre noch übrige Strafzeit oder wenigstens einen Theil derselben. Inwieweit das römische Volk nach seinen bessern Bestandtheilen sich an der Wahl betheiligte, ist schwer zu sagen: so viel steht jedoch fest, daß die aus den Clubs hervorgegangenen Wahlcomité's allein den Ausschlag gaben und ein eigentlicher Wahlkampf gar nicht oder nur ausnahmsweise Statt fand. Aber immerhin waren es, wie Rusconi als Minister des Auswärtigen später in einer Note an die Cabinette versicherte, 200,000 Wähler, die trotz des päbstlichen Bannes ihre Stimmen abgaben. „Die Nationalversammlung," sagt Mazzini, „ging aus dem allgemeinen Stimmrechte hervor: Alles verlief in Ruhe und Frieden, ohne Bestechung und Drohung." Darauf erwidert Pater-Lector Feluppo (Risposta alla lettera dell' excurato Luigi De' Sanctis al Sommo Pontifice Papa Pio IX.): „Vierundzwanzigtausend stimmten für die sogenannte römische Costituente und nach der wahren Statistik hätten es 60,000 sein müssen. Die Mehr-

heit war sonach für den Pabst und nicht für die Constituirende; bringt man noch die mindestens 10,000 Ausländer, die kein Recht zum Mitstimmen hatten, in Abzug, dazu 1000 Kranke, die man in den Spitälern Wahlzettel unterzeichnen ließ, mit dem lügnerischen Vorgeben, es handle sich von ihrer anderweitigen Versorgung, nachdem sie aus diesem Schmerzensorte ausgeschieden wären; die Menge Soldaten, die es damals gab; alle Beamte, die zu der gotteslästerlichen Abstimmung gezwungen wurden, wollten sie nicht aus dem Dienste gejagt und in Fettschrift an allen Straßenecken als Vaterlandsverräther bezeichnet werden oder gar dem Dolche verfallen; endlich alle diejenigen, die aus panischer Furcht vor den zahllosen Patrioten für den Pabst stimmten oder auf ihren Stimmzetteln Beleidigungen und Verwünschungen auf die Anstifter der Costituente häuften — erwägt man dieß Alles, so läßt sich mit Händen greifen, daß die Zahl der gesetzlichen Stimmzettel, in denen das Volk für den Umsturz der Pabstgewalt und die Einführung der Republik sich aussprach, auf wenige Tausende herabsinkt."

Es fällt mir nicht ein, mit dem Verfasser wegen dieser, gewiß vielfach gegründeten Aufstellungen rechten zu wollen: nur gestehe ich offen, daß ich seine Rechnenweise nicht verstehe und nicht einmal weiß, ob er damit die stimmberechtigte Bevölkerung des gesammten Kirchenstaates oder nur Roms gemeint hat. Auf die eine paßt die Berechnung eben so wenig als auf die andere. In Rom hatte Sturbinetti, der die meisten Stimmen erhielt, deren 16,000, der Fürst von Canino, Carl Bonaparte, der letzte in der Reihe der 12 Gewählten, 6500. In Bologna erhielt unter 24 Gewählten Carl

Rusconi 17,560, Bovi 6,476 Stimmen. Dasselbe Verhältniß fand in allen größeren Districten Statt und selbst in Ferrara, wo man die Wahlen hatte verschieben müssen, weil der Prolegat es für passend hielt, auszureißen, kam eine erkleckliche Stimmenzahl zu Stande. Wenn auch weiter nichts als ein glücklicher Wahlpuff, so wirkte die Veröffentlichung eines von Pius VII. im Jahre 1797, als er noch Bischof von Imola war, geschriebenen Briefes, worin der Prälat äußerte: „Die demokratische Regierungsform steht keineswegs in Widerspruch mit den Grundsätzen unserer heiligen Religion; sie ist nicht gegen das Evangelium, erheischt vielmehr die erhabensten Tugenden, die man nur in der Schule Jesu Christi erwerben kann. Gewöhnliche Tugend würde vielleicht ausreichen, um das dauernde Glück der andern Regierungsformen zu sichern: die unsere fordert mehr! Strebet danach, den höchsten Gipfel der Tugend zu erreichen, und ihr werdet ächte Demokraten sein; befolget getreulich die Vorschriften des Evangeliums und ihr werdet der Stolz der Republik sein; seid ganze Christen und ihr werdet ausgezeichnete Demokraten sein."

Keineswegs enthielt sich der Clerus überall der Abstimmung: in Spoleto, wo Pius IX. ehedem Bischof gewesen, gab sein Nachfolger unter großem Beifalle der Menge einen Wahlzettel ab, obwohl nur drei von seinen Geistlichen diesem Beispiele folgten. Mit besonderem Eifer eilten die Barfüßer oder Bettelmönche zu der Wahlurne: hatte ihr Orden doch von jeher das demokratische Princip in der Kirche vertreten. Der römischen Constituirenden kann man vielleicht den Vorwurf machen, daß sie einseitig gewählt wurde: der Vorwurf, eine überwiegende Anzahl der Abgeordneten seien Fremde,

d. h. keine Römer, sondern nur Italiener gewesen, ist grundlos. Nur Garibaldi und General Ferrari gehörten in diese Kategorie: Mazzini, Saliceti, Cernuschi, Cannonieri, Dall'Ongaro wurden erst später gewählt. Von den adeligen Namen der ersten Versammlung waren die meisten, wenn auch nicht alle ausgefallen. Rom, das unter seinen 12 Repräsentanten wieder fünf Advocaten zählte, übertrug wenigstens einem Grafen ein Mandat, dem allerdings gut demokratischen Kriegsminister Pompeo Campello. Auch Terenzio Mamiani erschien wieder auf der Bühne des öffentlichen Lebens, nachdem er als Minister des Auswärtigen abhanden gekommen, man weiß nicht wie. Mamiani versteht sich sehr gut auf das Verschwinden. Der gleichfalls in Rom gewählte Monsignore Muzzarelli fand noch vor dem Zusammentritte der constituirenden Versammlung Gelegenheit, den ersten entschieden oppositionellen Schritt gegen den Pabst zu wagen. Pius hatte die in Bologna stehenden Schweizer, etwa 1000 an der Zahl, zu sich nach Gaëta entboten und der Führer derselben, General de Latour, schien wirklich entschlossen, dem päbstlichen Befehle Folge zu leisten. Dagegen nun erließ Muzzarelli, als interimistischer Minister des Auswärtigen, an die Gesandtschaften in Rom und die diplomatischen Agenten des Kaiserstaates im Auslande eine protestirende Circularnote, worin die merkwürdigen Worte standen: „Wir berufen uns auf die Grundsätze der Civilisation, der Menschlichkeit, der evangelischen Liebe und es schmerzt uns in tiefster Seele, daß diese Grundsätze von dem Stellvertreter Christi, von dem sanften und edlen Herzen Pius IX. durch die Schuld einiger jener Elenden mißkannt werden sollten, welche ähnliche

Befehle in Seinem Namen erlassen und den Bürgerkrieg anfachen.“ Indessen stand de Latour selbst von seinem Vorhaben ab, als er gewahr wurde, daß die Bolognesen energische Anstalten trafen, ihn nicht ziehen zu lassen, und der Hader endete mit schönen Redensarten und einer jener zahllosen Fraternisationen, bei denen man den Wein und die Toaste nicht sparte.

Mit nicht gewöhnlichem Gepränge wurde die constituirende Versammlung am 5. Februar, einem Montage, eröffnet. Der Zug ging vom Capitole aus dem Corso entlang nach demselben Palaste der Cancelleria, unter dessen Säulengange Rossi ermordet worden war. Das Gebäude ist nach der Zeichnung Bramante's aus Stücken des Colosseums erbaut und der Hof besonders geschmackvoll. In dem Saale, wo die beiden Parlamente tagten, sind gegenwärtig Jäger von Vincennes eincasernirt: der Bequemlichkeit und des Raumes wegen wurden die kaum erst errichteten Gallerien abgebrochen. Der Anblick ist noch trauriger, als im Rathssaale des Logenpalastes zu Venedig. Unter dem Jägerbataillone befinden sich viele Elsässer: einer derselben, mit dem ich sprach, konnte füglich als ein Landsmann gelten des Portiers, der wie gewöhnlich ein Schweizer ist, sowie des oberbairischen Malers, der uns führte. Alle drei, obwohl drei verschiedenen Staaten angehörig, durften sich nach Abstammung und Sprache als Brüder begrüßen und standen sich jedenfalls viel näher als der Oberbaier und meine Berliner Begleiter, die doch um ein Haar Unterthanen eines und desselben Kaisers geworden wären!

Damals der Pomp stolzester Zuversicht, jetzt Kasernenluft und geknickte Hoffnungen. Ohne ein theatralisches Zugemüse

thut es der Römer ohnehin nicht: wie der heilige Vater von der Loggie des Laterans oder St. Peters den Segen zu ertheilen pflegt, so hatte die Wahlcommission von dem Balcone eines der capitolinischen Paläste herab dem jubelnden Volke die Namen seiner Vertreter verkündigt. Armellini hielt die Eröffnungsrede: „Das große Werk, das Werk unserer Erlösung ist vollendet. Die Völker sind keine Präbende der Hierarchie. Nennen wir uns alle bei unserem Taufnamen Römer. Pius IX., in der Welt erzogen und nicht in den Klöstern, wo man nicht die Religion des Evangeliums, sondern der Inquisition und des Bigottismus predigt und übt, konnte mit seinem keineswegs harten Herzen nicht gleichgültig bleiben gegen die Mißbräuche abgelebter Institution. Aber das Gesetz des moralischen Fortschritts ist gebieterisch und unerbittlich. Die Allocution vom 29. April bezeichnete den ersten Schritt zu der Scheidung zwischen Fürst und Volk. Die Minister vom 16. November und die Deputirtenkammer fuhren nach der Flucht des Pabstes fort, das constitutionelle Princip zu vertreten, und mit einer Langmuth, die ihnen Ehre macht, weil sie von der Liebe zum Vaterlande eingegeben war, suchten sie es sich und Andern zu verbergen, welche gewaltige Aenderung vor sich gegangen war. Die Revolution zauderte lange, offen hervorzutreten, bis der Fürst nur noch die Alternative zwischen der frühern Herrschaft absoluter Willkür oder gänzlicher Befreiung ließ. Nach Vertagung der Kammer und Auflösung der Staatsjunta blieb uns Ministern nichts übrig, als uns zu einer provisorischen Regierungscommission zu constituiren. Der Clerus zwar donnerte gegen uns, die Beamten verließen, die Podestas verriethen uns, die Municipalitäten lö-

sten sich auf: aber das Volk war mit uns und mit Wem das Volk ist, mit dem ist Gott. Die Commission siegte, triumphirte." Dieß der Inhalt einer Rede, die mit dem Satze schloß: „Wir eröffnen Eure unsterblichen (!) Arbeiten unter den Auspicien der beiden heiligen Worte: Italien und das Volk."

So zahlreich und mannigfaltig auch die Gesetze waren, welche die provisorische Regierungscommission erließ und deren der Minister sich berühmen konnte, so war doch für die Festigung und Ordnung der innern Staatszustände fast nichts geschehen. Alles war provisorisch und ein regelmäßiger Gang der Staatsmaschine schon aus dem Grunde unmöglich, weil die frühern Beamten sehr oft nur widerstrebend und aus Noth sich einer Gewalt fügten, die keinen gesetzlichen Ursprung hatte, an andern tauglichen Subjecten aber der fühlbarste Mangel vorhanden war. Die Advocatur wurde allmächtig und war recht eigentlich zu allen Dingen nütze. Galletti, der, man weiß nicht wie, zum General avancirt war, erhoben 78 unter 141 Stimmen auf den Präsidentenstuhl der Constituirenden, von deren officieller Benennung als Nationalversammlung gar nicht mehr die Rede war. Zu Vicepräsidenten wurden Graf Saffi und Obrist Masi erwählt. Vor der Hand wurden die bisherigen Minister in ihren Würden bestätigt. Die Berathung über die dem römischen Staate zu gebende neue Regierungsform begann in der Sitzung vom 8. Februar. Das Resultat war leicht vorauszusehen. Eine auf revolutionärem Wege zu Stande gekommene Versammlung konnte sich nur für die Revolution nach allen ihren Consequenzen aussprechen. Aecht staatsmännische Reden, worin die Frage

nach ihrer Bedeutung und im Zusammhange mit der innern Lage des Kirchenstaates und Italiens abgewogen wurde, durfte man nicht erwarten. Indessen war die Opposition denn doch nicht so gar unbedeutend. In erster Reihe bekämpfte Mamiani die republicanische Verfassungsform. Um bei der Wahrheit nicht allzu sehr anzustoßen und seine Popularität in den radicalen Kreisen noch mehr in Gefahr zu bringen, begann er damit, daß er das Pabstthum die Geißel Italiens nannte. Nicht um ihrer selbst willen sollte die weltliche Macht des päbstlichen Stuhles erhalten werden, sondern der italienischen Costituente wegen. Italien, meinte Mamiani, kann nur durch den Hort des constitutionellen Princips gerettet, frei und eins werden. Proclamiren wir die Republik, so bringen wir neue Spaltungen in das noch immer in sich gespaltene, zerrissene Land und, hätte er hinzufügen können, die von mir so eifrig betriebene, gleichsam über der Taufe gehaltene Costituente Italiana fällt ins Wasser. Während uns nur die Einigkeit zwischen Fürsten und Völkern retten kann, sind wir im Begriff, einen neuen Zündstoff des Mißtrauens, des Haders und der Zwietracht zu schaffen, und, besorgt um ihre Throne, werden die Fürsten, anstatt die Oesterreicher durch gemeinsames Kraftaufbieten aus dem Lande zu treiben, sich gegen das republicanische Princip und dessen weiteres Umsichgreifen verbinden. Aus der italienischen Liga wird eine monarchische Liga werden, dessen zu geschweigen, daß die Absetzung des Pabstes und die Proclamirung der Republik in Rom die Theilnahme, welche die Sache des italienischen Volkes bei andern Nationen findet, wesentlich gefährdet und eine fremde Intervention mehr als wahrscheinlich macht. Die Fahne der Demokratie ist in ganz

Europa zu Boden geworfen: sie eben jetzt und gerade in Rom aufpflanzen wollen, heißt ganz Europa sich auf den Hals laden. Mamiani, von dem Abgeordneten Audinot kräftig unterstützt, machte daher den Vorschlag, die Nationalversammlung sollte der italienischen Costituente die Entscheidung über die politische Verfassung des römischen Staates überlassen. Dieß war jedenfalls das noch einzig mögliche, wenn auch höchst unsichere Mittel, einen Bruch unter den italienischen Staaten selbst zu verhüten. Aber wie wollte man einer Majorität, in deren Köpfen das Traumbild einer römischen Republik längst erwacht war, zumuthen, auf Gründe der Zweckmäßigkeit zu hören! Als Bonaparte in die Worte ausbrach: „Fühlt Ihr nicht, wie dieser heilige Boden unter Euren Füßen erbebt? . . . Es sind die Geister unserer Ahnen, welche vor Ungeduld zittern und Euch zurufen: Es lebe die römische Republik!" — da wußten sich die Gallerien nicht mehr zu halten und ein besonnenes Abwägen der Für und Wider war eine reine Unmöglichkeit.

Eine Stunde nach Mitternacht faßte die Kammer den Beschluß: 1. Das Pabstthum ist thatsächlich und rechtlich der weltlichen Regierung des römischen Staates entsetzt. 2. Der römische Pontifex erhält alle erforderlichen Garantieen seiner Unabhängigkeit bei Ausübung der geistlichen Gewalt. 3. Die Regierungsform des römischen Staates ist die reine Demokratie und nimmt den glorreichen Namen: römische Republik an. 4. Die römische Republik tritt mit dem übrigen Italien in die durch die gemeinsame Nationalität geforderte Verbindung.

Von den hundert und einigen vierzig anwesenden Deputirten hatten nur etliche Zwanzig dagegen gestimmt. Die Würfel waren gefallen. Um 3 Uhr Nachmittags versammelten sich die Abgeordneten unter dem Hinzuströmen einer mit Bürgerwehr und Militär untermischten Volksmenge auf dem Capitole. An den drei Palästen weheten italienische Fahnen und auf dem Balcone des Municipalpalastes verlas der Präsident, General Galletti, umgeben von allen Repräsentanten, das preiswürdige Decret der constituirenden Versammlung. Bei dem Namen Republik flogen alle Hüte in die Luft und das Beifallrufen schallte weithin über das Forum, das feierlichere und schönere Momente gesehen hatte.

War es doch schon ein größerer, bedeutsamerer Augenblick, als der während der parlamentarischen Debatte oftmals angezogene Cola Rienzi aus dem nunmehr in die Mauer der capitolinischen Sammlung eingefügten Königsgesetze (Lex Regia) des Vespasian dem auf dem Lateran versammelten römischen Volke seine Freiheiten erklärte, während aus dem Pferde der damals gleichfalls noch auf dem Lateran stehenden Reiterstatue des Marc Aurel der Wein in Strömen floß. In dem Königsgesetze verbriefte der Senat dem Kaiser Vespasian das Recht: Utique ei Senatum habere, relationem facere, remittere, Senatus consulta per relationem discessionemque facere liceat. Utique quos magistratum, potestatem, imperium, curationemve cujus rei petentes Senatui Populoque Romano commendaverit quibusque suffragationem suam dederit, promiserit, eorum comitiis quibusque extra ordinem ratio habeatur etc. etc. Ein gescheidter Kopf konnte schon aus diesen beiden Artikeln allerlei Folgerungen ziehen: jedenfalls hätten die römischen Republi-

caner des 19. Jahrhunderts wohl gethan, sich daran zu erinnern, welches Ende dieser vielbelobte Rienzi nahm. Nach dem Sturze seiner Eintagsrepublik aus Rom verbannt, wurde er vom Nachfolger des damaligen Pabstes mit allen Ehren und Würden zurückberufen, aber nur um von demselben Pöbel erschlagen zu werden, der ihm ehedem zujauchzte.

Einmal als Republik erklärt, mußte der Kirchenstaat auch republicanische Gewänder anlegen. Die Regierung trat daher mit verschiedenen Anträgen hervor: 1) Die Gesetze werden erlassen und die Rechtspflege wird geübt im Namen Gottes und des Volkes. 2) Die Fahne der römischen Republik ist die Tricolore mit dem Adler in der Mitte. 3) Alle Beamte und Militärs sind ihres der abgeschafften Regierung geleisteten Eides entbunden. 4) Vom 20. Februar ab müssen alle Zahlungen an die Staatskassen in Schatzscheinen gemacht werden. 5) Alle Güter in todter Hand werden für Staatseigenthum erklärt. 6) Jede Entäußerung von beweglichem oder unbeweglichem Gute, das Klöstern oder andern kirchlichen Instituten, frommen Stiftungen u. s. w. gehört, ist bei Strafe der Nullität verboten. 7) Die geistliche Gerichtsbarkeit für das Personen- wie für das Sachenrecht ist abgeschafft. 8) Rein geistlichen Angelegenheiten soll damit kein Eintrag geschehen.

Dieß hieß wenigstens gründlich mit der Vergangenheit brechen. Mamiani legte sein Mandat nieder; die Nationalversammlung aber ging im Sturmschritte voran. Fast ohne Debatte ernannte sie einen verantwortlichen Vollziehungsausschuß, bestehend aus Armellini, Saliceti und Montecchi, denen auf ihre Anfrage **beiläufig** bemerkt wurde, die von ihnen zu ernennenden Minister sollten gleichfalls ver-

antwortlich sein. Durch ein Decret vom 14. Februar wurde ein neues Ministerium eingesetzt: Muzzarelli, Sterbini und Campello behielten ihre Portefeuilles; Saffi übernahm das Ministerium des Innern, Lazzarini das Justizdepartement, Rusconi das Aeußere, Guiccioli die Finanzen. So viel man schon damals bemerken konnte, sollte die römische Republik ein Abklatsch der französischen werden. In ihrem gemeinschaftlich erlassenen Programme versprachen Vollziehungsausschuß und Ministerium, die Politik der Republik, die jungfräulich und ohne Blutspuren aus den Trümmern eines Regimentes hervorgehe, welches der frische Luftzug der modernen Civilisation allein schon über den Haufen warf, werde eine offene, würdige, versöhnliche sein und Hand in Hand gehen mit der gänzlichen Ausrottung des clericalen Systems. Der Staatsrath wurde aufgehoben und durch eine von dem Executivausschusse und dem Ministerium ernannte Commission ersetzt. Eine andere Commission sollte den Verfassungsentwurf ausarbeiten. Bloß mit einer Stimme Majorität entschied die Kammer, jeder Beamte habe schriftlich seine Zustimmung zu der Republik einzureichen und die Militärs derselben einen feierlichen Eid der Treue zu schwören. Ein gezwungenes Anlehen wurde ausgeschrieben.

Der Pabst protestirte von neuem von Gaëta aus unter dem 14. Februar und diesmal nahm der Minister des Auswärtigen keinen Anstand, den Protest in öffentlicher Reichsversammlung zu verlesen. „Da die päbstlichen Unterthanen," sagte der Pabst unter Anderem, „stets durch dieselbe kecke Faction, die verderbliche Feindin der menschlichen Gesellschaft, in den tiefsten Abgrund jeglichen Elends gestürzt werden, so haben Wir, als welt-

licher Fürst und hauptsächlich als Oberhaupt und Oberpriester der katholischen Religion, den Klagen und Bitten der großen Mehrzahl dieser päpstlichen Unterthanen Worte verliehen, welche von den Banden, in die man sie geschlagen, erlöst sein wollen." In weit aufgeregterem Tone verfaßte Antonelli eine Beschwerdeschrift an den neapolitanischen Gesandten, Grafen Ludolf, worin er die Stimme erhob gegen die gotteslästerliche Confiscation der Kirchengüter. Der Vollziehungsausschuß begnügte sich damit, zu antworten, daß er alle dem Pabste gehörenden Pferde in Anspruch nahm und diejenigen Kirchenglocken, die für entbehrlich befunden wurden, herunternehmen ließ, um Kanonen daraus zu gießen.

Man kann wohl sagen, daß von diesem Augenblicke an, aber auch erst jetzt, Regierung und Kammer von dem eigentlichen Volke sich trennten und nur eine revolutionäre Minderzahl repräsentirten, die vor keinem Gewaltmittel zurückschreckte. Selbst Solche, die mit Freuden die Republik proclamirt hatten, fingen an irre zu werden und zogen sich kopfschüttelnd in ihre vier Wände zurück. Wollte man daher auf dem eingeschlagenen Wege irgend zum Ziele kommen, so war dieß allein möglich durch ein festes Zusammenhalten zwischen Regierung und Nationalversammlung. Allein letztere wirkte nur als Störenfried und Hemmschuh. Faul in den Sitzungen, noch fauler in den Sectionen, glaubten die meisten Abgeordneten, denen es an jeder höheren politischen Bildung gebrach, durch fortgesetzte Zungendrescherei ihren Verpflichtungen gegen das Vaterland vollkommen genügt zu haben. Nur selten wußte Einer, wenn die Sitzung begann, über was man berieth; noch seltener waren die Redner auf die Frage vorbereitet; daher ein wirres

Durcheinanderreden ohne alle Sachkenntniß und man konnte es der Kammer, die immer nur unsicher auf der Oberfläche der Fragen herumtastete, fast bei jeder Berathung ansehen, daß sie von ihrem Metier nichts verstand und erst im Verlaufe der Debatte sich orientirte. Dazu fehlte es gänzlich an einer parlamentarischen Disciplinirung. Jeder wollte sein Lämpchen auf der Rednerbühne leuchten lassen und war vergnügt, wenn er nur gesprochen hatte, mochte es auch das abgeschmackteste Zeug von der Welt sein. Dieses schülerhafte Parlamentsspiel gewann wesentlich an Erbärmlichkeit dadurch, daß der General Galletti nicht zu präsidiren verstand, wie seiner Zeit der Professor Sereni. Einmal schien es, die Kammer wolle sich etwas zusammennehmen: als nämlich die Oesterreicher ihren militärischen Spaziergang nach Ferrara machten. Kaum aber daß die beliebten Proteste wegen Verletzung des Völkerrechts erlassen, große Worte gefallen und die Truppen Haynau's, die damals ganz andere Zwecke hatten, als mit der römischen Republik anzubinden, wieder abgezogen waren, so fing auch die babylonische Verwirrung wieder an und selbst der Vorschlag eines Blattes, künftig statt Oesterreicher Räuber und statt Räuber Oesterreicher zu sagen, kam in gewiß unverdiente Vergessenheit. Dagegen ermannte sich die Nationalversammlung zu einer Adresse an alle Völker mit den einleitenden Sätzen: „Ein neues Volk erscheint vor Euch, um Wohlwollen, Achtung, Bruderschaft zu verlangen und anzubieten. Als neu erscheint dieses Volk, das einst das berühmteste Volk der Welt war. Aber zwischen seiner früheren Größe und seiner jetzigen Wiedergeburt liegen 1000 Jahre Pabstthum! Völker Europa's! Man hat uns gekannt, als der Name des römischen Volkes zittern

machte; man hat uns gekannt, als unser Name Mitleid einflößte. Ihr könnt das Andenken an jenes Zeitalter der Unterjochung und Gewalt verfluchen; aber uns dazu verurtheilen könnt ihr nicht, das Mitleid der Welt in alle Ewigkeit zu verdienen. Das Volk des römischen Staates hat seinen Gesellschaftsverband reformiren wollen und sich als Republik constituirt. Angesichts dieses großen Actes unverjährbarer Volkssouveränität verschwindet die ganze Vergangenheit. Das Volk hat es gewollt. Wer ist über dem Volke? Gott allein! Aber Gott schuf die Völker für die Freiheit."

Sehr schön! Aber wie kam es nur, daß bei den Neuwahlen, die in Rom für die Constituente vorgenommen werden mußten, Mazzini, auf den die meisten Stimmen fielen, deren nicht einmal 9000 erhielt, Saliceti, obschon Mitglied des Executivausschusses, etwas mehr als 7000, Cernuschi endlich und Dall'Ongaro, gleichfalls Nichtrömer, wie jene Beiden, nur 2—3000? Waren diese 8 Ersatzwahlen gleichfalls das Werk des Volkes und nicht vielmehr der Clubs und wird man leugnen wollen, daß das Nichtwählen unter den damaligen Umständen ebenso bedeutungsvoll war wie das Wählen? Das Volk hielt nicht mehr zu seiner Regierung und duldete diese nur. Einige von Priestern verfaßte Briefe, die auf der Post unterschlagen wurden, verriethen zwar in mystischen Ausdrücken, jedoch immerhin verständlich genug den unermüdlichen Eifer der Clericalen und ihre Hoffnungen, den Löwen mit der Drachenbrut bald aufräumen zu sehen. Hätte aber auch die Priesterpartei die Hände in den Schooß gelegt, so wäre damit für die Republik, deren einzige Hoffnung auf den Radicalismus stand, noch nichts gewonnen gewesen. Die Menge

war nicht bloß stutzig, sie war mißtrauisch geworden, als sie sah, daß auf der einen Seite das Geld immer seltener, die finanzielle Verlegenheit immer größer und auf der andern Seite der Revolutionswagen hauptsächlich durch Ausländer in Bewegung gesetzt wurde. Mazzini war Genuese; der als Gesandter in die Schweiz gehende De=Boni stammte aus Rovigo; Fabrizi aus Modena vertrat die Republik in Venedig, Frapolli aus Toscana in Paris.

Dieß war offenbar kein Triumph der Freiheit, sondern der Demagogie, die leider auch in der Nationalversammlung einen starken Anhang hatte. Bonaparte, dem die von dem französischen Convente angewandten Schreckensmaaßregeln vorschwebten, lag den Ministern fortwährend in den Haaren und ließ sie so wie die Kammer mit seinen leidigen Interpellationen und Rügen niemals zu Athem kommen. Es war, als ob dieser gelehrte Napoleonide vom Dämon der Revolution wirklich besessen sei, so zänkisch, so ungeduldig, so rechthaberisch benahm er sich. Die ministerielle Presse schalt ihn derb genug dafür aus und man mußte es erleben, daß das Blatt des Herrn Peter Sterbini es den früheren Ministern als Verdienst anrechnete, daß sie nicht schon vor Zusammentritt der Constituirenden die Republik proclamiren ließen, wozu die Straßenpolitiker allerdings große Lust zeigten. Der Contemporaneo, dessen Galle der Bonaparte besonders oft aufregte, äußerte einmal: „Alle begreifen, daß es jeder Regierung unmöglich wäre, den sinnlosen, eigennützigen, systematischen, wüthenden Angriffen einer von dem Exfürsten von Canino angeführten Fraction zu widerstehen. Dieser Mensch, der sich durch keine Beleidigung verletzt fühlt, mag sich nicht darüber kränken, daß wir ihm mit

einem Er seinen Fürstentitel nehmen; er führt die Demokratie zu oft im Munde, um seine Anhänglichkeit an die Excellenzentitel nicht durchblicken zu lassen. Als Führer einiger Abgeordneten läßt er diese nach Belieben aufstehen und sich setzen und wenn das Aufstehen nicht genügt, so fängt das Beifallrufen und Schreien an, wobei ein Theil der Gallerie in gewissenhafter Vollstreckung der erhaltenen Befehle als Echo dient."

Die Opposition war auch in der That den Sterbinis und Consorten höchst lästig und fatal geworden. Weder Guiccioli, von dem böse Zungen behaupten wollten, er habe während seiner kurzen Finanzverwaltung sehr viele Schulden bezahlt, noch auch der Minister für Handel und öffentliche Arbeiten konnten sich gehörig über 400,000 Scudi ausweisen, welche die Kammer zur Unterstützung des Handels von Rom, Bologna und Ancona bestimmt hatte. Der Finanzminister, der auf die Rednerbühne getreten war, um sich zu vertheidigen, konnte keine Sylbe hervorbringen und nachdem während einer mit großer Erbitterung geführten Verhandlung harte Worte von beiden Seiten gefallen waren, nahmen Executivausschuß und Ministerium in massa ihre Entlassung. Ersterer ließ sich zwar wieder bereden, die Regierung unter der Bedingung fortzuführen, daß man ihm freiere Hand lasse; allein Guiccioli und Sterbini waren nichtsdestoweniger unmöglich geworden und mußten in Gemeinschaft mit Monsignore Muzzarelli ihre Ministersitze räumen. Sturbinetti übernahm das Unterrichtsministerium, Manzoni die Finanzen, Montecchi den Handel und öffentliche Arbeiten. Calandrelli behielt interimistisch das Kriegs- und Marineministerium, da Campello schon längst von

Rom abwesend war. Die Jagd nach Portefeuilles war sonach nicht ganz unergiebig ausgefallen.

Ein Ereigniß war es, als Joseph Mazzini am 6. März zum ersten Mal in der Kammer erschien. Mit so stürmischem Beifalle er auch empfangen wurde, so wenig ließ er sich in die ihm eigene leidenschaftliche Stimmung bringen. Was er sprach, war bescheiden und gemäßigt. Von dem gebildeten Toscana, das neuerdings der von dem benachbarten römischen Staate geübten Anziehungskraft erlegen und wider Willen in die Bahn der Revolution gedrängt worden war, brachte Mazzini die Versicherung mit, die allgemeine Stimmung des Volkes sei für die Vereinigung mit Rom. Einige Tage später drang er darauf, daß zwischen alten und neuen Republicanern kein Unterschied gemacht werde, die Kammer vielmehr im Denken und Handeln eins sei und die Executivgewalt in ihren Bemühungen um Armee, Finanzen und öffentliche Moralität nach Kräften unterstütze. Mazzini war in Rom noch zu sehr Neuling, als daß er wissen konnte, wie exclusiv hier die Fortschrittspartei dachte und handelte: sie hatte einmal die Gewalt und war nicht gemeint, sie mit irgend Jemandem zu theilen.

Aber gerade diese beschränkte und engherzige Herrschbegier hätte sich durch die außerordentlich dürftigen und zweideutigen Sympathieen, welche die römische Republik in Frankreich fast allein bei der Partei des Berges fand, warnen lassen sollen, den Bogen nicht zu überspannen. Die römischen Republicaner verdankten ja den Besitz der Gewalt eigentlich nur dem Mißtrauen und der Uneinigkeit, die zwischen den katholischen Mächten herrschte. Eifrig betrieb ein gemein=

schaftliches Einschreiten zur Wiedereinsetzung des Pabstes in sein weltliches Herrscherrecht vorerst nur das Madrider Cabinet, wogegen der König von Neapel es sehr gern gesehen hätte, wenn die innere Schwäche der Nachbarrepublik es ihm ermöglichte, dieselbe allein und ohne Beihilfe der Franzosen, vielleicht auch der Oesterreicher über den Haufen zu werfen. Dadurch allein verzögerte sich die Intervention und die in Gaëta um den Pabst versammelten Gesandten ließen noch immer statt der sehnlich erwarteten Kanonen ihre diplomatischen und geschmeidigen Noten spielen. Auch stand der Wiederausbruch der Feindseligkeiten zwischen Piemont und Oesterreich vor der Thüre, nachdem schon früher Toscana und Piemont gegen jede fremde Intervention im römischen Staate protestirt hatten.

So standen die Sachen in Rom, ohne weder vorwärts noch rückwärts zu gehen, als das Manifest der sardinischen Regierung bekannt wurde und der Krieg am Ticino von neuem begann. Diejenigen, die für den Krieg um jeden Preis und die italienische Constituirende geschwärmt hatten, schienen jetzt erst gewahr zu werden, daß die römische Republik am allerwenigsten zurückbleiben dürfe und auf die Worte endlich die Thaten folgen lassen müsse. An Geld hatte man es nicht fehlen lassen: Papier war ja wohlfeil zu haben; auch waren die neugebackenen Officiere in Ueberfluß vorhanden. Allein die Armee und das Kriegsmaterial standen nur auf dem Papiere und vom Marschirenlassen konnte eigentlich nur in den Clubs die Rede sein. Campello und sein Stellvertreter Major Calandrelli hatten gethan, was sie konnten: aus dem Nichts vermochten sie kein Heer zu schaffen und in

ihrem „beschränkten Soldatenverstande", für den Zucht und Botmäßigkeit als die nothwendigsten Eigenschaften eines Kriegers galten, fand die Idee eines radicalen Volksheeres keinen Raum. Es war schon schlimm genug, daß die römische Demagogie, weit entfernt, den Piemontesen zu Hilfe zu eilen, gerade damals in Rom selbst grobe Excesse sich erlaubte; und zwar gewahrte man unter den Anstiftern nicht wenige Bürgerwehruniformen. Die Revolution sollte nach der Meinung dieser Tumultuanten zu den äußersten Mitteln greifen und à la Ledru-Rollin auftreten. Die Mehrzahl der Bürger und Soldaten war anderer Meinung und säuberte die öffentlichen Plätze. Ein Feuer, das in einem Magazine nahe bei den neapolitanischen Gärten ausbrach, mußten selbstverständlich Oesterreich und der Bourbone gelegt haben.

Daß aber auf dem bisherigen Wege nicht regiert werde und nicht regiert werden könne, begriff sogar die Nationalversammlung, leider nur zu spät. Wie Venedig seinen Manin, so sollte auch Rom eine Dictatur haben: so wollten es zuerst die Clubs und, als der Sturm losbrach, auch die Kammer, die bisher über ihre Souveränität so eifersüchtig gewacht hatte. In einer Eingabe an dieselbe sagte der Ausschuß der römischen Clubs: „Es ist eine durch die Geschichte vielfach bestätigte Thatsache, daß Versammlungen in schwierigen Zeiten nicht regiert, dagegen gar nicht selten starke und mächtige Regierungen geschaffen haben. In unserem Falle kommt noch hinzu die drohende Desorganisation der öffentlichen Verwaltung und der militärischen Disciplin, die Furcht vor einer Zerstückelung der Länder und Provinzen, die reactionäre Propaganda, die Angesichts einer immer schwächer wer-

denden Regierung die Stirn übermüthiger erhebt als je; das Ueberhandnehmen der Räubereien, die finanziellen und commerciellen Krisen."

Dieß war keineswegs übertrieben: die Republik war ihrer Selbstauflösung, dem Verenden nahe. Jetzt endlich ermannte sich die Constituente: sie sah ein, daß sie nichts tauge, ein Nest unwissender Schwätzer und eitler Sophisten sei. Vielleicht daß sie sich durch die Kriegsfurie in der öffentlichen Meinung wieder aufzurichten vermochte. Eine Proclamation an die Römer war schnell bei der Hand: „Die italienische Kanone, die Verkündigerin der Schlachten und der Rache, ertönt von neuem in den Ebenen der Lombardei: zu den Waffen! Zeit ist's zu Thaten und nicht zu Worten. Die republicanischen Kriegsschaaren im Vereine mit den subalpinischen und übrigen italienischen werden sich schlagen: mögen sie nur in Tapferkeit und Hingebung mit einander wetteifern! Verflucht, wer im entscheidenden Kampfe den Bruder vom Bruder trennt. Von den Alpen bis zum Meere ist keine wahre Unabhängigkeit, keine Freiheit, bis der Oesterreicher von dem heiligen Boden verjagt ist. Das Vaterland verlangt von Euch Männer und Geld. Erhebet Euch und antwortet auf den Ruf: zu den Waffen und Italien sei es!" Dem Interimsminister Calandrelli half es nichts, daß er die den Stabsofficier kenntlich machende Schärpe, als eine „verabscheute deutsche Mode", in einem besonderen Tagesbefehle abschaffte und den alten Ringkragen (gorgiera) wieder einführte: er und der sehr achtungswerthe Campello wurden in der Kammer mit den ungerechtesten Vorwürfen überhäuft, weil keine 40,000 Mann, wohl ausgerüstet und

schlagfertig, unter den Waffen standen. Die Angegriffenen erwiderten in gleich heftigem und gereiztem Tone, sie hätten als Leute, die etwas auf Soldatenehre hielten, sich den radicalen Lärmtrommeln nicht fügen, noch die Organisation der Armee mit Auflösung der militärischen Disciplin beginnen wollen. Schon die nächste Zukunft gab ihnen Recht. Am 29. März, als die Würfel in Ober-Italien bereits gefallen waren, beschloß die Costituente: 1) Der Vollziehungsausschuß ist aufgelöst. 2) Ein Triumvirat wird eingesetzt, dem die Regierung der Republik übertragen wird. 3) Demselben werden unbeschränkte Vollmachten für die Unabhängigkeit und zur Rettung des Vaterlandes ertheilt. Die Wahl fiel auf Joseph Mazzini, Aurelius Saffi und Carl Armellini. Allein was war damit erreicht? Eine Commission sollte fortan die Geschäfte des Kriegsministeriums führen, die Nationalgarde mobil gemacht, die Studentenschaft bewaffnet und ein „heiliges Bataillon" errichtet werden. Ganz abgesehen davon, daß Carl Albert bereits geschlagen war und seine Krone niedergelegt hatte: selbst bei der außerordentlich kritischen Lage, in welcher sich die Republik befand, hatten alle diese Maaßregeln entweder gar keinen, oder einen nur sehr geringen Erfolg. Mußte doch das Triumvirat, mit einem Mazzini an der Spitze, es sich gefallen lassen, den Vorwurf der Halbheit und Unentschlossenheit auf sich zu nehmen und, kaum drei Tage im Amte, sich öffentlich gegen die Beschuldigung zu verwahren, als unterhandele es mit der päbstlichen Camarilla, mit Radetzky und dem Bourbonen! Hatte die Kammer es nicht verschmäht, einen dreitägigen Buß- und Bettag zu decretiren und in höchst eigener Person den Segen des Himmels über den italienischen Krieg zu erflehen, so ver-

suchten es die Triumvirn mit einem ähnlichen Mittel, um sich bei der noch immer gut katholischen Menge populär zu machen. Ein feierlicher Gottesdienst wurde veranstaltet, an dem der keineswegs als streng katholisch bekannte Mazzini gemeinschaftlich mit Pater Ventura Theil nahm. Das Schmerzlichste von Allem war die niederträchtige Rohheit, womit die republicanischen Blätter über Carl Albert herfielen, und wenn etwas die Theilnahme für diesen unglücklichen Monarchen zu erwecken vermag, so ist es diese Verlästerung durch gemeine Seelen.

In seiner einfachen und durchaus würdigen Antrittsproclamation hatte das Triumvirat gesagt, sein Programm liege in seinem Mandate; die Republik gegen jegliche Gefahr schützen, die ihr von außen oder von innen drohen möge, und sie würdig in dem Unabhängigkeitskriege vertreten: dieß sei seine Pflicht. Das bisherige Ministerium erlitt keine Veränderung; nur Berti-Pichat wurde von seiner Präsidentenstelle in Bologna ab an das Ministerium des Innern berufen. Der Zudrang, der nach den eben erst geöffneten Kerkern der Inquisition Statt fand, und die Abscheulichkeiten, die man von diesem Glaubenstribunale in Umlauf setzte, verschafften der neuen Regierung einiges Vertrauen; indessen überzeugte sich Mazzini dennoch bald, daß er sein bisheriges schlichtes Auftreten aufgeben, zu neuen Reizmitteln greifen müsse, um nicht gleich den Andern als abgenutzt aus dem Sattel geworfen zu werden. Er wählte fortan zu seinen zahllosen Ansprachen jenen mystisch-socialistischen Ton, der den Schlagwörtern der Revolution eine ähnliche Bedeutung unterstellte, wie dieselben sie bei den Freimaurern und ähnlichen Gesellschaften haben. Die Proclamation vom 5. April war hiebei maaßgebend: Freiheit und

Tugend, Republik und Brüderlichkeit müssen unzertrennlich verbunden sein und wir müssen Europa das Beispiel geben. Die Republik in Rom ist ein italienisches Programm, eine Hoffnung, eine Zukunft für 26 Millionen Menschen, unsere Brüder. Es handelt sich davon, Italien und Europa zu beweisen, daß unser Ruf: Gott und das Volk! keine Lüge ist, daß unser Werk im höchsten Grade religiös, erziehend, moralisch ist; daß falsch sind die Anklagen der Intoleranz, Anarchie, Wühlerei, die man nach der heiligen Fahne schleuderte, und daß wir, Dank dem republicanischen Principe, einträchtig wie eine Familie Rechtschaffener unter dem Schutze Gottes und geführt von den Inspirationen der durch Tugend und Genie Ueberlegenen uns die wahre Ordnung, bei der Gesetz und Stärke eins sind, erkämpfen."

Wie sollte der Römer, in der Politik ein Kind und von seiner Kirche zu lauter leichtfaßlichen, praktischen und äußerlichen Vorstellungen herangebildet, eine solche Sprache, die im Munde eines Sarastro sich ganz vortrefflich ausgenommen haben würde, verstehen, mit welchen Organen die mystischen Redefiguren erfassen? Und doch wirkte das Ungewöhnliche, Niedagewesene, einmal weil es ungewöhnlich, unerhört war, und dann weil es dem durch und durch eiteln, nur von sich und seiner eigenen Vortrefflichkeit eingenommenen Volksgeiste schmeichelte. Die römische Eitelkeit wollte betrogen sein, so wenig genehm es auch der römischen Habsucht war, daß die Triumvirn neben ihren Ansprachen noch weit mehr Papiergeld erließen und die Papettis immer seltener wurden. Indessen mußte Mazzini auf öffentlicher Rednerbühne selbst gestehen, die

Reaction habe in Piemont, in Genua und zuletzt auch in Florenz gesiegt. Wie es in Genua stand, konnte Avezzana berichten, der am Abende zuvor mit andern Flüchtlingen eingetroffen war. Man vertraute ihm das Kriegsministerium an; und in der That bedurfte es zu diesem Posten eines energischen, erfahrenen Mannes, da keineswegs allen Truppen zu trauen war. General Zamboni, der Verrätherei angeklagt, war eben erst den Gerichten überwiesen worden. Als befreundete Mächte standen nur noch Venedig und Sicilien und gegen letzteres, das den Pater Ventura zu seinem Vertreter bei der römischen Republik ernannt hatte, war ein gefährlicher Sturm im Anzuge. Mazzini verlangte von der Costituente, sie solle erklären, zwei Millionen freie Männer seien stark genug, um der Reaction und den äußern Feinden zu widerstehen; die Bewaffnung des gesammten Landes solle von ihr beschlossen und der Schwur, mit allen zu Gebote stehenden Mitteln dem republicanischen Principe zum Siege zu verhelfen, erneuert werden. Es erschien wirklich das lakonische Decret: „Die italienische Republik, Asyl und Schutzmauer der italienischen Freiheit, wird niemals weder nachgeben, noch unterhandeln. Die Volksvertreter und die Triumvirn schwören im Namen Gottes und des Volkes: das Vaterland wird gerettet." Um die Kosten der Rettung zu bezahlen, sollten die noch nicht aufgezehrten Kirchengüter eingebrockt, zum Theil parcellirt nnd unter die Armen vertheilt werden.

Der Verfassungsentwurf, der lange genug auf sich hatte warten lassen, erschien endlich auch. Uebermäßige Länge konnte man ihm nicht zum Vorwurfe machen; in neun Titeln enthielt er bloß 80 Paragraphen und konnte mit seiner nichts-

sagenden Dürftigkeit als Bestätigung des von Girardin in der Presse aufgestellten Paradoxons dienen, daß Verfassungen überhaupt ein Ueberfluß seien, ein mehr schädlicher als nützlicher Luxusartikel. Im gegebenen Falle hatte allerdings die Revolution bloß ein Blatt Papier weiter zur Welt gebracht. Unter den 8 Fundamentalsätzen waren besonders zwei merkwürdig — der dritte: die Republik ehrt die Tugend der für die Brüder und das Vaterland gebrachten Opfer; und der achte: die katholische Religion ist Staatsreligion. Die Regierung sollte von zwei Consuln und zwölf Tribunen geübt werden, jene wie diese in Generalcomitien gewählt. Alljährlich hatte einer der Consuln auszuscheiden; die Tribunen dagegen sollten fünf Jahre im Amte bleiben. Die Verwaltung begriff drei Fächer: Politik, Oekonomie, Moral. Auch dieser Einfall war von Girardin entlehnt.

Bald jedoch hatte die Constituirende an ganz andere Dinge zu denken, als an Tribunen und Consuln. Die Minister Ludwig Napoleons und die Nationalversammlung der französischen Republik hatten sich für eine Expedition entschieden, um den Oesterreichern zuvorzukommen und den Pabst wieder in seine Rechte einzusetzen. „Um der Anarchie ein Ende zu machen", lautete der Euphemismus, dessen sich mit militärischem Nachdrucke der Commandant der Expeditionsarmee, General Oudinot, bediente. In Paris trug man sich mit der ganz sichern Hoffnung, der französische Adler brauche sich nur zu zeigen, um der römischen Republik den Garaus zu machen. Das Pariser Cabinet stellte sich dabei nicht minder durch sein zweideutiges, doppelzüngiges und unredliches Benehmen bloß, wie ganz besonders als schlecht unterrichtet über den Stand der

Dinge in Rom und ohne alle genügende Nachrichten von Seiten seiner diplomatischen Agenten. In der Madrider Pairskammer fragte der Minister Pidal: „Was würde aus den 300 Millionen Katholiken werden, wenn sie ihren Einheitspunkt, von dem sie Belehrung und Leitung in geistlichen Dingen empfangen, verlören? Daher die allgemeine Aufregung in Europa, daher die Einigkeit und Uebereinstimmung unter Franzosen und Neapolitanern, Oesterreichern und Spaniern. Die Freiheit der Welt ist identisch mit der Freiheit des Pabstes.“ Ein gewesener Divisionschef im französischen Unterrichtsministerium, Schmit, der seiner verzweifelten Candidatur zum Vertreter von Paris in der Nationalversammlung dadurch aufzuhelfen gesucht hatte, daß er in den Clubs und Flugblättern als „Ouvrier“ auftrat, ließ im Moniteur seine Weisheit leuchten und bewies die Rechtmäßigkeit und Nothwendigkeit einer Intervention aus der Constantinischen Schenkung und den Mathildischen Gütern. Der Ministerpräsident Odilon-Barrot erklärte vor der Commission der Nationalversammlung, die Absicht der Regierung sei nicht, Frankreich zum Umsturze der Republik in Rom einschreiten zu lassen; sie werde unabhängig von allen andern Mächten handeln. Und in der Sitzung vom 16. April bestätigte er diese seine Worte mit dem weiteren Zusatze: „Wir wollen bei den möglichen Verwickelungen zugegen sein, einmal im Interesse unseres Einflusses und dann der Freiheit, die Gefahr laufen könnte.“ In der Proclamation, die Oudinot an die Einwohner von Civitavecchia erließ, ward gesagt: „Die Regierung der französischen Republik, stets von dem freisinnigsten Geiste beseelt, erklärt, die Willensmeinung der Mehrheit des römischen Volkes achten zu wollen. Es steht

außerdem fest, demselben keine Regierungsform aufzunöthigen, die nicht nach seiner eigenen Wahl ist." Noch deutlicher hieß es in der aus des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, Drouyn, eigener Feder geflossenen Ansprache an die Bewohner der römischen Staaten: „Nehmet uns als Brüder auf; wir werden uns mit den bestehenden Behörden verständigen, damit unsere zeitweilige Occupation Euch nicht beschwerlich falle; wir werden die militärische Ehre Eurer Truppen unangetastet lassen und sie mit den unsrigen vereinigen, um die Erhaltung der Ordnung und Freiheit zu sichern." Die nämlichen Versicherungen gab Oudinot.

Eine solche Sprache konnten die Franzosen doch nur führen, weil sie als Befreier mit offenen Armen empfangen zu werden glaubten und da dies nicht der Fall war, so sah sich der Befehlshaber der Expeditionsarmee außer Stande, den von der Diplomatie ihm vorgezeichneten Weg innezuhalten. Sehr bald kam zwischen seinem soldatischen Auftreten vor den Mauern Roms und zwischen dem Mazzini freundlichen Gebaren der französischen Agenten in Rom ein höchst fataler Antagonismus zum Vorschein. Drinnen sahen sich die Dinge mit ganz andern Augen an als von außen und wäre Oudinot nur auch halbwegs von dem unterrichtet gewesen, was in der Stadt vorging, so hätte er wissen müssen, daß mit einem militärischen Spaziergange von Civitavecchia nach Rom noch nichts ausgerichtet war. Eine häßliche Schlappe konnte er sich ersparen, wenn er seine Berichte auch aus anderen als aus päbstlichen Quellen einzog und namentlich nicht bloß auf diejenigen Franzosen hörte, die in Rom zum Clerus gehörten. Wenn irgend etwas den Mazzinisten zum Vortheil ausschlug,

so war es die französische Landung, die ein energisches Auftreten des Triumvirats rechtfertigte, und gar Viele, die anfänglich der Republik nichts weniger als hold waren, versöhnten sich mit dem Triumvirate, weil sie dasselbe die Ehre und Unabhängigkeit des Landes vertheidigen sahen. Eigentliche Anarchie herrschte in Rom nicht und mag es auch wahr sein, daß unter den 263 Gemeinden, die Zustimmungsadressen an die republicanische Regierung einsandten, sehr häufig nur die Clubs zu verstehen waren, so läßt sich doch nicht leugnen, daß die veränderte Regierungsform nicht nur sehr enthusiastische, sondern auch außerordentlich zahlreiche Anhänger zählte. Gegen den Pabst als Pabst hatte der bessere Theil der Bevölkerung nichts einzuwenden; nur der Prälatenregierung war man überdrüssig und daß selbst ein Pius IX., von den französischen Bajonetten nach Rom zurückgeführt, sich dieser verhaßten Gewalt und ihren Mißbräuchen nicht würde entziehen können — dieser Verdacht war allgemein und hatte tiefe Wurzeln auch in den Seelen der Bessern geschlagen.

Sobald die Triumvirn nicht mehr länger zweifeln konnten, daß die Franzosen auf römischem Boden ständen, erließen sie eine Proclamation an die Römer, die weit und breit Anklang fand. „Es kommt viel darauf an", las man daselbst, „daß das Volk Frankreich und der Welt beweise, daß es kein Volk von Kindern, sondern von Männern ist, und zwar von Männern, welche Europa Gesetze dictirt und die Civilisation gegeben haben. Es kommt viel darauf an, daß Keiner sagen könne: die Römer wollten frei sein, konnten es aber nicht. Es liegt daran, daß die französische Nation durch unseren Widerstand, unsere Erklärungen, unsere Haltung erfahre, daß es unser unwider-

ruflicher Entschluß ist, der verabscheuten Regierung, die wir umgestürzt haben, uns nicht mehr zu unterwerfen." In Uebereinstimmung damit wurden alle Anstalten zu einer nachdrücklichen Vertheidigung getroffen. Um alarmirende Gerüchte nicht aufkommen zu lassen, wurde der Druck und das Anheften von Nachrichten bei Strafe untersagt; die Regierung wollte diesen mächtigen Hebel, auf die öffentliche Meinung zu wirken, allein für sich behalten und man muß gestehen, daß sie sich desselben durch Schweigen ebensowohl als durch Reden vortrefflich zu bedienen wußte. Am wenigsten genau nahm sie es mit der Wahrheit; helfe, was helfen kann, galt als Grundsatz. Alle italienischen Verbannten wurden eingeladen, zur Vertheidigung der Freiheit nach Rom zu eilen. Garibaldi war dazu ausersehen, mit dem Range als Generalmajor diese Fremdenlegion zu befehligen. Eine von Cernuschi geleitete und inspirirte Barricadencommission beschäftigte Tausende von Händen und außerhalb der Mauern begann jenes Werk blinder Zerstörung, das Rom seines schönsten Schmuckes, der Bäume und der Villen, beraubte. Von den vor der Porta del Popolo angerichteten Verwüstungen behaupten die Franzosen, die Römer hätten ihnen dadurch drei Tage Arbeit erspart, für den Fall, daß sie von dieser Seite hätten angreifen wollen. Die Clubs, die schon vorher aus ihrer Mitte einen Sicherheitsausschuß niedergesetzt hatten, ersahen sich einige Geistliche, außer Gavazzi noch Cannonieri, Arduini, Guerrini, Cola, welche mit dem lebendigen und zündenden Worte des Glaubens den Muth des Volkes erwecken und beleben sollten. Ueberhaupt war ein gar nicht unbedeutender Bruchtheil der niedern Geistlichkeit auf Seiten der Triumvirn. Auch die

Nationalgarde zeigte großen Eifer. Bei einer auf dem Apostelplatze abgehaltenen Musterung, der die Nationalversammlung in der Schärpe beiwohnte, stellte sich der republicanische Sinn der römischen Bürgerwehr lange nicht so mattherzig und unbedeutend heraus, als man von einer angeblicher Weise durch eine Rotte Anarchisten terrorisirten Stadt hätte vermuthen sollen. Im Gegentheile: auch die mittlern Stände waren der Wiederkehr der päbstlichen Herrschaft und der französischen Intervention gleich abgeneigt. Um der Polizei den gehörigen Nachdruck zu geben, wurde sie dem Kriegsministerium untergeordnet. Das Parlament, das sich in dem den französischen Linien naheliegenden Kanzleipalaste nicht mehr recht behaglich fühlte, verlegte seinen Sitz nach dem Quirinal, in dessen glänzenden und geräumigen Gemächern das Triumvirat sich bereits eingerichtet hatte. Später diente diese päbstliche Behausung sogar als Spital für die Verwundeten. Gegenwärtig haben andere Triumvirn, die drei Cardinäle nämlich, welche während der Abwesenheit des Pabstes die Regierung führen, ihr Quartier daselbst genommen. Im Audienzzimmer liegen ganze Stöße antidemokratischer Schriften aufgeschichtet und lassen vermuthen, daß die zu einer Audienz Zugelassenen noch überdieß damit beschenkt werden.

Mitten unter dieser Aufregung gab auch der Hof von Gaëta ein Lebenszeichen von sich. Pius IX. erließ am 20. April eine Allocution. Sie war etwas weniger heftig und leidenschaftlich, als die vorangehenden und zählte, mit reiflicher Abwägung der Thatsachen, alle die Dornen auf, welche die List und der Trug des Radicalismus dem Pabste auf den Weg gestreut. Seit dem April 1847, sagte Pius, wo er seine Völker zur Ruhe und zum Vertrauen ermahnt und ihnen ihre

lauten Demonstrationen untersagt habe, seien ihm eine Menge Briefe und Schriften, voll der härtesten Beleidigungen und Drohungen, zugegangen: er habe sie jedoch in's Feuer geworfen. Und daran knüpft er eine Uebersicht der von ihm befolgten Politik, eine Uebersicht, die fast wie eine Schutzrede seiner Maaßregeln und Handlungen denen gegenüber klingt, die von seinen unbesonnenen Bewilligungen einen großen Theil des radicalen Unfugs und der andern damit verbundenen Beirrungen und Verwirrungen herzuleiten geneigt waren. Offenbar hatte Pius den Ventura im Auge, wenn die Allocution darauf hindeutet, wie die Umsturzpartei vom Pabste nicht mehr bloß eine Constitution, sondern geradezu die Proclamirung der Republik forderte. Worauf es die Costituente abgesehen gehabt, erhelle aus der von einem gewissen römischen Advocaten gleich zu Anfange gehaltenen Rede, worin es heiße: das Gesetz des moralischen Fortschritts ist gebieterisch und unerbittlich. „Wer weiß es nicht," wird weiter fortgefahren, „daß gegenwärtig Rom ein Wald wilder Thiere und mit Menschen aus allen Nationen überfüllt ist, die, entweder Apostaten oder Häretiker, oder Lehrer des Communismus und erfüllt von dem schrecklichsten Hasse gegen die katholische Wahrheit, um jeden Preis gottlose Irrthümer jeglicher Art verbreiten? Nachdem Wir alle Fürsten um Hilfe angegangen, wandten Wir Uns um so lieber an Oesterreich, da dasselbe nicht bloß von jeher zum Schutze der weltlichen Herrschaft des apostolischen Stuhles treffliche Dienste leistete, sondern auch mit Zuversicht erwarten läßt, daß die dortige Regierung gewisse, von dem heiligen Stuhle jederzeit verworfene Grundsätze aufgeben und der Kirche ihre volle Freiheit zurückgeben wird." Mit besonderer Auszeichnung wurde in zweiter

Reihe Frankreichs gedacht, dessen Gläubige dem vertriebenen Pabste besonders zahlreiche Beweise ihrer Liebe und Anhänglichkeit gegeben hätten. So viel ich weiß, hat es auch das katholische Deutschland an ähnlichen Tröstungen nicht fehlen lassen und durch die dort veranstalteten Piussammlungen flossen beträchtliche Summen in die päbstlichen Kassen nach Gaëta und Portici.

Fast möchte ich glauben, diese Allocution habe weniger gewirkt, als die von Mazzini um dieselbe Zeit erlassene Ansprache. Sie erschien am 29. April und lautete. „Römer! Der 29. April 1848 war ein unheilvoller Tag für Italien: der 29. April 1849 soll ein Tag des Glanzes und des Ruhmes sein. Damals wand die reuige Hand eines Pabstes, indem sie die berüchtigte Encyklika unterzeichnete, Italien das Schwert aus der Faust und warf das Land waffenlos in die gierigen Arme der Fremden. Heute dagegen nimmt der starke Arm des Volkes das Schwert wieder auf und sich losringend aus den Armen eines Verräthers, der ihm den Judaskuß gab, schickt es sich an, mit seinem Blute den auf dem Altare der Unabhängigkeit geleisteten Eid zu besiegeln. Ja, wahrlich, die Völker vergessen nie weder den Ruhm, noch die Schmach: die Geschichte des Vaterlandes ist ihr Testament: an ihnen ist es, die häßlichen Blattseiten der Monarchen herauszureißen. Römer, die fatale Encyklika vom 29. April ist die schmachvollste Seite unserer Geschichte: wir müssen sie durch eine ruhmwürdige That verbessern; der Augenblick dazu ist nicht fern. Eine heuchlerische Bastardregierung hat mit priesterlicher Devise eine Armee ausgestattet, die eines bessern Looses werth ist, und hetzt sie jetzt gegen unsere Mauern. Römer, es thut Noth, ganz Europa zu beweisen,

daß dieses dem Knechtsdienste der Tiare entronnene Volk um ein Merkliches edler ist, als die modernen Druiden des Christenthums. Die heutigen Franzosen haben keinen Anspruch auf unsre Achtung mehr, sind Roms nicht würdig, wenn sie es wagen sollten, Rom den Priestern, dieser niederträchtigsten und schmutzigsten Brut, der Habgier bemützter Vampyre, der Simonie und den Schändlichkeiten eines im Himmel und auf Erden verfluchten Hofes von Neuem zu unterwerfen. Römer, zu den Waffen! An unsere Leichen stoße sich der Franzose, der unter dem pharisäischen Mantel der Religion herankömmt! Zwischen dem Tode und den Priestern kann die Wahl nicht zweifelhaft sein."

Wird man etwa einwenden wollen, dieser hyperbolische Priesterhaß habe in Rom wenig Anklang gefunden? Er fand nur zu vielen und die dem Pabstthume, nicht bloß dem Pabste ergebenen Seelen waren auf ein sehr kleines Häuflein zusammengeschmolzen. Die Unvorsichtigkeit des übel berichteten Oudinot gab diesen Mazzini'schen Phrasen ein Gewicht und einen Nachdruck, der die kühnsten Erwartungen der Triumvirn weit überstieg. Durch die fast freundliche Aufnahme, welche seine Truppen in Civitavecchia fanden, durch die Versicherungen angesehener Römer, die Ankunft der Franzosen habe im republicanischen Heerlager zu Rom Furcht und Schrecken verbreitet, endlich durch die Berichte intelligenter Offiziere, die nach Rom geschickt worden waren, die öffentliche Stimmung daselbst kennen zu lernen, und mit der Nachricht zurückkamen, schon das Erscheinen französischer Truppen unter den Mauern Roms werde die augenblickliche Einstellung der Vertheidigungsanstalten zur Folge haben, ließ der Oberbefehlshaber sich verleiten, gleich nach seiner

Landung am 28. April sich in Marsch zu setzen, ohne auch nur das nothwendigste Kriegsmaterial abzuwarten. Kommen, sehen, siegen — sollte eins sein, wie bei jenem alten Römer, und Frankreichs Fahne ohne Schwertstreich durch die Thore der ewigen Stadt einziehen.

Es kam ganz anders. Das Fähnlein Reiter, das vorausritt, um mit den römischen Soldaten Brüderschaft zu trinken, wurde von den Vorposten mit Flintenschüssen empfangen und als die Franzosen auf der Ebene von Porta Portese eintrafen, fanden sie Alles zu ihrem Empfange bereit. Die Stadt war vollständig verbarricadirt und überall wehete die rothe Fahne. Zwar gelang es den Angreifenden ohne große Mühe, die Höhen zur Rechten und zur Linken in ihre Gewalt zu bekommen: allein ein gleichzeitig gegen Porta Portese und Porta Angelica unternommener Angriff schlug gänzlich fehl. Galletti, der mit den Reserven vor der Chiesa Nuova sich aufgestellt hatte, eilte nach den bedrohten Punkten und vertrieb die Franzosen, mit Zurücklassung einiger hundert Gefangenen, von der Porta Cavalleggieri und Angelica, wobei namentlich Garibaldi durch einen Flankenangriff vom St. Pancratiusthore her sich auszeichnete. Weiter wurden die Franzosen nicht belästigt und konnten sich ungestört nach Castel di Guido zurückziehen.

Die Lection war bitter, aber wohlverdient. Schrieb doch Oudinot selbst an seine Regierung: „In Gaëta überläßt man sich den größten Täuschungen in Hinsicht der unter der hiesigen Bevölkerung herrschenden Stimmung. Ich wage nicht zu sagen, diese Stimmung sei der gegenwärtigen Ordnung der Dinge günstig, die weiter nichts ist, als Tyrannei, geübt von einer aus Anarchisten aller Länder bestehenden Fraction. Allein die

Sympathieen für die frühere Regierung sind lange nicht so lebhaft, als man glaubt: Pius IX. wird geliebt, die Priesterherrschaft im Allgemeinen aber verwünscht." Die französischen Gefangenen äußerten, man habe ihnen eingeredet, die Republik sei in Rom von einer Bande gewaltthätiger Menschen proclamirt worden und eine aufrührerische Minorität wolle ihren Willen mit Gewalt der Majorität aufzwingen. Diese kleine Horde habe die Magazine geplündert und die ganze Stadt seufze unter den Schrecken der Anarchie. Um den bereits im Anmarsche begriffenen Oesterreichern und Neapolitanern zuvorzukommen und die Römer aller den gebildeten Völkern zukommenden Freiheiten theilhaftig zu machen, sei die französische Expedition unternommen worden.

Man begreift, daß solche Mittheilungen der von den Franzosen erlittenen Schlappe noch ein größeres Gewicht gaben. Ganz trauten die Triumvirn ihrem ersten Erfolge doch nicht und wenn sie die Großmüthigen spielten und die gefangenen Franzosen freigaben, so war dieß weit mehr kluge Berechnung, als die Eingebung edler Herzen. Der Pater Ventura, dem es etwas unheimlich wurde in Rom, weshalb er den unter seinen Füßen brennenden Boden verließ, machte dem General Oudinot im Namen des Triumvirates die Eröffnung, die Vorfälle des dreißigsten seien ein Mißverständniß und eine Ausgleichung immer noch möglich, wenn der General die unumwundene Erklärung abgebe, daß Frankreich den römischen Staaten keinerlei Regierungsform aufnöthigen wolle.

Vor der Hand ging es in Rom ganz erträglich. Sogar der preußische Consul übersandte dem Kriegsminister in den verbindlichsten Ausdrücken den Ertrag einer in der Gesandt-

schaftskapelle veranstalteten Collecte zum Besten der Verwundeten. Avezzana dankte den „guten Preußen" nicht minder höflich. Schon damals und namentlich später wurde dem jungen Gesandtschaftsprediger tüchtig zugesetzt, und zwar durch eingeborene Römer, er möchte die Fahne des Protestantismus offen aufpflanzen; Tausende würden in sein Lager übergehen. Derselbe war jedoch besonnen genug, alle dergleichen Aufforderungen mit der Erklärung zurückzuweisen, der gegenwärtige Augenblick sei am allerwenigsten geeignet, den Glauben zu wechseln. Um so größer war der Eifer eines Pariser Methodisten, der übrigens am Ende eben so wenig ausrichtete, als mehrere römische Convertiten. Selbst der Contemporaneo freute sich über den katholischen Sinn des römischen Volkes und fand nicht genug Worte des Lobes, als die Menge vor dem berühmten Jesuskindlein aus Aracöli, das ein Frater in einer glänzenden päbstlichen Kutsche mit Erlaubniß der Regierung spazieren führte, auf dem Corso sich niederwarf und rief: Heiligstes Jesulein, erlöse uns von den Mördern von Gaëta, erlöse uns! Wir empfehlen dir das Volk, wir empfehlen es dir! Es lebe Christus, der Erlöser der Völker!

Einen nicht unbedeutenden Zuwachs erhielt der in der Stadt herrschende kriegerische Geist durch eine kleine Niederlage der Neapolitaner. Jede der vier intervenirenden Mächte, Oesterreicher, Franzosen, Spanier, Neapolitaner, operirte auf eigene Faust. Am glücklichsten waren die Oesterreicher, die in sehr kurzer Frist und ohne erhebliche Verluste die Nordprovinzen des Kirchenstaates mit Bologna und Ancona in ihre Gewalt bekamen und daselbst die Revolution gründlich zu Boden war-

fen. Die Spanier bekamen nicht viel zu thun, zeichneten sich übrigens durch ihre fabelhafte Fertigkeit und Ausdauer im Marschiren aus. Die Neapolitaner, nicht gewitzigt durch den den Franzosen widerfahrenen Unfall, wollten es mit dem Kriegsglücke, das ihnen in Sicilien lächelte, allein versuchen, wurden aber von Garibaldi gar unhöflich nach Hause geschickt. Der Gaucho verstand seine Leute trefflich zu behändeln: sie gingen ihm blindlings in's Feuer. Doch lassen wir ihn selbst reden. „Um 4 ½ Uhr erschien der ersehnte Feind. Alles war in Bereitschaft. Auf unserem linken Flügel begann das Feuer. Der Feind antwortete und selbst mit Kanonen. Keiner der Unsrigen wich einen Augenblick zurück: es waren nach Blut lechzende Löwen, auf ihrem Posten angenagelt. Nach einstündigem Feuern wich der Feind zurück und nun eröffneten die Unsern, unter dem Schutze einer Anhöhe zur Linken sich ausbreitend, ein so wohl unterhaltenes Flankenfeuer, daß sie bald den Feind in unordentlicher Flucht davon eilen sahen, wobei er Todte, Verwundete und drei Kanonen zurückließ. Er wurde eine lange Strecke verfolgt und wiewohl im Laufen sehr geübt, verlor er einige Gefangene."

Das Gefecht fiel am 9. Mai in der Nähe von Palästrina vor. Der wirkliche Erfolg war unbedeutend, dagegen die moralische Wirkung um so höher anzuschlagen. Die Franzosen, ansehnlich verstärkt, rückten übrigens bereits wieder näher gegen Rom vor. „Die dreifarbige Fahne Frankreichs ist geschändet und erniedrigt von einer Regierung, die vor dem goldenen Kalbe sich niederwirft" — so klang es aus dem Munde der Triumvirn. „Und," fügte Mazzini in einer seiner Ansprachen hinzu, „die in Rom von den Vertretern des Volkes aufgepflanzte re-

publicanische Fahne repräsentirt einen gemeinsamen Triumph, einen Sieg, von Vielen erfochten, gebilligt von der ungeheuren Mehrheit, den Sieg nämlich des guten Princips über das böse, des gemeinen Rechtes über die Willkür Weniger, den Sieg der heiligen Gleichheit, die Gott Allen zur Pflicht machte, über das Privilegium und den Despotismus. Wir sind eine Regierung der Nation. Weder Unduldsamkeit noch Schwäche. Die Republik ist versöhnlich und energisch. Die Regierung der Republik ist stark, darum fürchtet sie nicht."

Eine Zeit lang schien es, die Regierung der römischen Republik habe wirklich nichts zu fürchten, da für sie in der Majorität der französischen Nationalversammlung ein Bundesgenosse sich erhob. In der Sitzung vom 7. Mai erklärte der Berichterstatter der Commission, die Kammer habe den Marsch gegen Rom nur unter der Bedingung gestattet, daß die französische Armee auf keinen ernstlichen Widerstand stoße oder von der Bevölkerung gerufen werde. Zwei Tage später wiederholte Odilon-Barrot als Ministerpräsident, daß, so lange er einen Theil der Gewalt in diesem Lande in Händen habe, Frankreichs Waffen nicht dazu verwendet werden sollten, unmöglich gewordene Mißbräuche wiederherzustellen: entweder als Beschützer gegen eine fremde Intervention und gegen die Excesse der Contrerevolution, oder als gerufene Schiedsrichter würden sie in Rom auftreten. Darauf der Beschluß: die Nationalversammlung fordert die Regierung auf, ohne Verzug die nöthige Veranstaltung zu treffen, daß die Expedition nach Italien nicht ferner mehr von dem vorgezeichneten Ziele abgelenkt werde.

Indessen waren die Stunden der Nationalversammlung

gezählt. Lesseps, vielleicht der sprechendste Ausdruck dessen, was die Mehrheit der Kammer wollte, ging als außerordentlicher Gesandter nach Rom, wo er Mitte Mai eintraf. In der Instruction, die ihm der Minister des Auswärtigen mitgab, fehlte einer der wichtigsten Sätze, auf den man später bei der gegen Lesseps erhobenen Anklage ein besonderes Gewicht legte, der Satz nämlich, daß der Gesandte es sich besonders angelegen sein lassen sollte, das Ende einer durch die Macht der Umstände zum Untergange verurtheilten Regierung herbeizuführen. Dieß hat Lesseps nun freilich nicht gethan; sein Augenmerk war zumeist auf die Bürgschaften gerichtet, die dem römischen Volke gegen die Wiederkehr der päbstlichen Mißbräuche gegeben werden sollten, wogegen Oudinot allein darauf Bedacht nahm, die erlittene Scharte auszuwetzen und die Republicaner zu verjagen. In sein Notizenbuch verzeichnete Lesseps die Eindrücke, welche die Stadt auf ihn machte. Aus diesen flüchtigen Bemerkungen heben wir die wichtigsten aus: „Die Stadt steht unter Waffen. Ueberall Barricaden und Vertheidigungsanstalten. Der Widerstand wird allgemein sein. Der Capitän des amerikanischen Kriegsschiffes, der alle Arbeiten besichtigt hat, versicherte, um Rom zu nehmen, bedürfe es mindestens 30—40,000 Mann und eine regelmäßige Belagerung. Frankreich darf unter dem Vorwande, Oesterreich seinen Einfluß in Italien streitig zu machen, sich nicht mit der Gehässigkeit des Antheils beladen, der jener Macht durch ihre Politik vorgezeichnet ist. In Rom stimmen Alle darin überein, daß sie die clericale Verwaltung nicht mehr wollen, und d'Harcourt (der französische Gesandte in Gaëta) versicherte mich, daß er gänzlich daran verzweifle, in Gaëta irgend etwas zu erlangen. Der Pabst will keinerlei Bedingun=

gen eingehen. Von einer gemäßigten Mittelpartei besteht kaum ein Schatten. Ich habe mich an den Grafen Mamiani mit der Frage gewandt, ob er mir in etwas behilflich sein könne; ob er zahlreiche und entschlossene Anhänger habe, um die Vermittelung, zu der ich hergesandt, zu unterstützen. Er antwortete mir verneinend und fügte hinzu, er und die Seinigen wagten nichts zu thun und hätten nicht die mindeste Wahrscheinlichkeit, irgend etwas auszurichten. So werden Sie mir wohl zugeben, entgegnete ich, daß jetzt, wo ich die Elemente suchen soll, welche die Stärke der öffentlichen Meinung ausmachen, ich diese nicht bei Ihnen finden kann, da Sie selbst mir erklären, Sie könnten mir von keinem Nutzen sein. Dem Mamiani schien meine Freimüthigkeit nicht ganz zu behagen; er stellte indessen die Unmacht seiner Partei keineswegs in Abrede."

Während Lesseps mit dem Triumvirate und der Nationalversammlung unterhandelte, herrschte Waffenruhe. Die Vorschläge, die der französische Gesandte vorlegte, waren: 1) Die römischen Staaten reclamiren den Schutz der französischen Republik. 2) Das römische Volk hat das Recht, sich frei über die Form seiner Regierung zu entscheiden. 3) Rom nimmt das französische Heer als Bruderheer auf. Der Dienst in der Stadt wird gemeinschaftlich mit den römischen Truppen versehen und die bürgerlichen wie die militärischen Behörden Roms führen ihr Amt in gesetzlicher Weise fort.

Anstatt mit beiden Händen zuzugreifen, verwarf das Parlament das Vertragsproject. In dem Schreiben, worin die Triumvirn dem französischen Gesandten den Beschluß mittheilten, hieß es, Rom brauche keinen Schutz und zudem sei es mit großem Mißfallen vermerkt worden, daß ganz gegen den Sinn

des geschlossenen Waffenstillstandes eine französische Heerabtheilung bei St. Paul die Tiber passirte und den um die Stadt gezogenen Operationskreis enger zog. Richtiger wäre es gewesen, wenn Mazzini geradezu gestand, ein über die Neapolitaner errungener Vortheil habe die Entschließung herbeigeführt, da doch ganz kurz zuvor von Seiten der Regierung selbst ein friedliches Abkommen als ganz zuverlässig in Aussicht gestellt worden war. Am 19. Mai hatte der Oberbefehlshaber der römischen Truppen, General Rosselli, die Neapolitaner aus Velletri vertrieben und der Kriegsminister verkündete den Römern dieses glückliche Ereigniß mit den Eingangsworten: „Gestern hat die römische Armee eine Meile von Velletri mit solcher Tapferkeit sich geschlagen, daß diese eine Waffenthat über den Ausgang des Krieges entscheidet!!" Diesem Anfange entsprach das Weitere: „Der Sieg konnte nicht zweifelhaft sein. Und er war es nicht. Die Feinde wichen vor dem römischen Ungestüme. Die Unsrigen waren wundervoll. Garibaldi's Helden überstrahlten Alles. Das Mitleiden gegen die Fliehenden hielt die siegreichen Waffen zurück. Die Nacht verhüllte die Flucht. Die Flucht war nicht schmachvoll; schmachvoll war der Einfall in das römische Gebiet u. s. w. u. s. w." Dieß klang freilich ganz anders als die zu gleicher Zeit eingetroffene Kunde von der Uebergabe Bologna's, die Mazzini zu seinen bekannten Tiraden Stoff gab: „Jede Stadt, jedes Dorf, jeder Weiler erhebe sich, um Rache zu nehmen für Bologna. Jede Glocke läute das Todeszeichen für den fremden Eindringling. Ringsum, auf allen Thürmen wehe die rothe Fahne. Von Land zu Land, von Haus zu Haus erschalle ein Knirschen nach Kampf."

So bald hatte Mazzini vergessen, wie wenig er damals, als er sich noch Garibaldi's Soldaten nannte, mit ähnlichem Wortgeklingel ausgerichtet und daß die Oesterreicher am allerwenigsten sich dadurch einschüchtern ließen. „Seid groß! decretirt den Sieg!" — klang recht gut, wenn nur zum Stiele das Eisen nicht fehlte. Ohne Vergleich wirksamer war die Art und Weise, wie Ventura den Kreuzzug predigte: „Nicht ein einziges Wort des Friedens, der Versöhnung, der Vergebung, nicht ein einziges Versprechen, die öffentlichen Freiheiten aufrecht zu erhalten, ging von diesen Bastionen (Gaëta), diesem Sammelplatze der Unwissenheit und der Böswilligkeit aus, die sich zusammen verschworen, um jedes Gefühl der Liebe und des Mitleids in der schönen Seele Pius IX. zu ersticken."

Während der gepflogenen Unterhandlungen war die Redlichkeit nicht auf Seiten der Franzosen. Bisher hatte es in den von Lesseps vorgelegten und von Oudinot gebilligten Vermittelungsvorschlägen immer geheißen, das römische Volk solle in der Wahl seiner Regierung durchaus freie Hand behalten, das Triumvirat von der Nationalversammlung durch eine provisorische Regierung ersetzt werden, bis das Volk sich ausgesprochen und die Garantieen für den Katholicismus und das Pabstthum festgestellt habe. Darauf ward von Mazzini stets ablehnend erwidert: Frankreich könne nur als Feind oder als Freund Roms auf dem Plane erscheinen und wolle es neutral bleiben, so möge das Expeditionsheer Civitavecchia besetzt halten, von Rom aber abziehen. Gewiß ist, daß das Auftreten der Franzosen, trotz aller ihrer Declamationen gegen die österreichischen Reactionsbestrebungen, den Operationen der Oesterrei-

cher im Norden vortrefflich zu Statten kam. Denn dahin konnte sich die Fürsorge der Triumvirn eigentlich gar nicht erstrecken und die sich selbst überlassenen Bevölkerungen mußten am Ende unterliegen. Als mittlerweile die Nationalversammlung die Vorschläge des Lesseps und namentlich den letzten Artikel, in welchem Frankreich die von seinen Truppen besetzten Gebietstheile gegen jeden fremden Einfall zu schützen versprach, mit unendlichem Gelächter zurückgewiesen hatte, kam der französische Gesandte durch das rasche Vorrücken der Oesterreicher plötzlich auf andere Gedanken. Er gab den Vorstellungen der Triumvirn so weit nach, daß er sich dazu verstand, von der Besetzung der Stadt durch Oudinot ganz abzustehen und sich mit Cantonnirungen außerhalb zu begnügen. Wenn der französische Oberbefehlshaber eine solche Verabredung seinen Instructionen und seiner Ehre zuwiderlaufend fand und nicht annahm, so mochte er Recht haben; entschieden Unrecht aber hatte er, daß er bei Kündigung des Waffenstillstandes ausdrücklich versprach, vor dem 4. Juni in keinem Falle die Feindseligkeiten wieder beginnen zu wollen, und gleichwohl in der Nacht vom 2. auf den 3. angriff. Lesseps hatte in seinem von Oudinot verworfenen Vertrage namentlich zugegeben, daß, falls derselbe von seinem Gouvernement auch nicht ratificirt werden würde, die Wirkungen erst 14 Tage nach Mittheilung der Ablehnung aufhören sollten. Fand sich der französische General dadurch auch nicht gebunden, so hatte er doch in einem Briefe an Rosselli mit seinem Worte es bekräftigt, er lasse sich zwar auf keinen weitern Waffenstillstand ein, werde aber in keinem Falle vor Montag angreifen (Seulement je diffère l'attaque de la place jusqu'à lundi matin au moins).

Es ist keine Frage: Lesseps hatte sich dupiren lassen, weil er dupirt sein wollte. Wie hätte er sonst am 31. Mai ohne Vorwissen Oudinot's einen so wenig ehrenvollen Vertrag abschließen können, nachdem er am 29. in seinem und des französischen Obergenerals Namen feierlich erklärt hatte, wenn seine Vorschläge nicht angenommen würden, halte er seine Mission für beendigt! Als in der Nationalversammlung der darauf bezügliche Paragraph verlesen wurde, riefen mehrere Stimmen: glückliche Reise! Aber so sind die Franzosen. Leichtsinnig spielen sie mit den ernstesten Verhältnissen und rechtfertigen wird es sich schwerlich lassen, daß Oudinot noch während des Waffenstillstandes sich mehrerer für den Angriff der Stadt wichtigen Puncte, so besonders des Monte Mario, bemächtigte. Daß er durch seine Kundschafter das Terrain aufnehmen und sich genauen Bericht über die getroffenen Vertheidigungsanstalten erstatten ließ, ist weniger zu tadeln.

Wohl nicht ohne Absicht wurde die Nacht von Sonnabend zu Sonntag, wo der Römer sich gern aus alter Gewohnheit einem sorglosen Zeitvertreibe überläßt, zu der Eroberung der für eine regelmäßige Belagerung nöthigen Positionen ausersehen und fast wäre man versucht, dabei jener Gallier zu gedenken, die ohne die Gänse der Juno und den Schild des Manlius das Capitol überrumpelt hätten. Ein vorgeschobener römischer Posten vor der Villa Pamfili wurde umzingelt und gefangen, indem, wie die Römer behaupten, die Franzosen auf das Wer da? der Schildwache mit einem Gut Freund! antworteten. Beim Dämmern des Morgens war der Angriff dem ganzen weitgestreckten Janiculus entlang allgemein und außerordentlich hartnäckig. Zu wiederholten Malen geworfen

oder zurückgedrängt, befanden sich die Franzosen am Abende des heißen Tages im Besitze der ersten Linie, von welcher aus die regelmäßige Belagerung begonnen werden konnte. Man hat es den Triumvirn zum Vorwurfe gemacht, daß ihre Bulletins von Uebertreibungen und handgreiflichen Unwahrheiten strotzten; aber sind denn die napoleonischen Bulletins vielleicht glaubwürdiger als die mazzinischen? Hat der Generalstab Carl Albert's der Wahrheit immer die Ehre gegeben und ist das Aufschneiden in Kriegsberichten bei den romanischen Völkern nicht allgemeiner Temperamentsfehler? Auch die österreichischen Kriegsberichte sagen nicht immer die Wahrheit; allein sie thun es nicht durch Reden, sondern bloß durch Verschweigen. Was sie sagen, kann in der Regel als vollkommen wahrheitsgetreu betrachtet werden.

Von nun an gruben beide Theile sich in die Erde ein und Kanonen vertraten die Stelle von Flinten. Um die Furcht der Römer vor den Kanonenkugeln zu mäßigen, ließ das Triumvirat anschlagen, Kanonenkugeln tödteten selten einen Menschen und zündeten eben so selten. Allein immer enger wurde der Kreis, innerhalb dessen die Franzosen mit eisernen Armen die unglückliche Stadt umschlossen. Unglücklich war Rom in der That, unglücklich selbst der französischen Ueberläufer wegen, die hereinkamen und durch falsche Nachrichten neue und unbegründete Hoffnungen weckten. Aus dem 13. Juni und dem Kanonenfieber Ledru-Rollins zog die römische Republik nicht mehr Gewinn, als aus den Aufständen in Dresden und in Baden oder aus den Erfolgen Kossuth's. Von Lesseps, der in aller Eile nach Paris zurückgekehrt war und mit seinem Friedensinstrumente unter dem Arme den Weg dahin in drei Tagen zurücklegte, war vollends nichts zu erwarten;

der Berg hätte siegen müssen, sollte seine Politik durchdringen. Was half es, hinterher seine und Oudinot's schmutzige Wäsche vor dem großen Publicum zu waschen! Daß Oudinot von Anfang an von einem dem Lesseps'schen diametral entgegengesetzten Standpunkte ausging, wußte Jedermann; daß er den Gesandten in Gegenwart mehrerer Generale noch überdies mit den bittersten Vorwürfen überhäufte, ihm wegen seines Abkommens eine sehr unangenehme Wachtstubenscene bereitete, war für den Gang der Dinge gleichgültig und wurde dem Gesandten von seiner Partei gerade so hoch angerechnet, als dem General von der seinigen. Und wie konnte nur Lesseps im Ernste behaupten, wenn er das römische Volk nicht über die allem Völkerrechte zuwiderlaufende Besetzung des Monte Mario durch die Franzosen beruhigt hätte, würden alle Einwohner bis zu den Weibern von Trastevere herab bei dem Klange der Sturmglocke mit Messern, vielleicht gar mit Heugabeln den Monte Mario gestürmt haben! Auch war es eben nicht sehr ziemlich, daß Lesseps sich selbst rühmte, er allein habe die Ehre Frankreichs gerettet, Oudinot aber von den Jesuiten und Oesterreichern sich nasführen lassen. Weit angemessener lautete die Entgegnung des Letztern, Lesseps habe seit dem 17. Mai alle seine Bewegungen gelähmt.

Daß die Gewalthaber in Rom auch nicht in Allem der Stimme des Rechts und der Vernunft Gehör gaben, kann man ihnen so hoch nicht anrechnen. Ihre Proconsuln, die sie mit unbeschränkten Vollmachten in die Provinzen schickten, verfuhren immer noch nicht wie die Commissäre des französischen Convents. Der König von Neapel aber konnte sich darüber trösten, daß sein im Kirchenstaate gelegenes Eigenthum sequestrirt

und zum Verkaufe ausgeboten wurde. An einzelnen, zum Theil groben Excessen fehlte es nicht; und dennoch geht man viel zu weit, wenn man den damaligen Zustand einen durchaus anarchischen nennt. Anarchie herrschte nicht mehr und nicht minder, als überall, wo die Revolution um ihre Existenz zu kämpfen hatte. Wo in aller Welt gab es keinen Auswurf bei einer zur Gewalt gelangten politischen Partei, einen Auswurf, der seine Brutalitäten unter dem weiten Mantel der gerechten Erbitterung gegen Andersdenkende versteckte! Auf diesen Titel wurde in Rom gebrandschatzt und sogar gemordet. Allein ich wiederhole es: der Schrecken war nicht an der Tagesordnung, keine politische Inquisition, mit der ihr eigenen Tortur im Gefolge, hatte die kirchliche verdrängt und gegen Verdächtige gab es keine Proscriptionslisten. Die Engelsburg kann es bezeugen, daß aus politischen Gründen Niemand eingesteckt wurde. Darum waren jedoch Diejenigen, die gegen die Franzosen kämpften, noch lange nicht jene Märtyrer der Freiheit, denen Atto Vannucci in seinen Martiri della liberta italiana einen Immortellenkranz um die Stirne wand. Der von den Clubs gebildete Sicherheitsausschuß unter Sterbini's Präsidium erließ am 8. Mai folgenden Aufruf: „Römer! die Feinde der Republik haben ein höllisches Mittel ersonnen, um uns zuerst zu entehren und dann zu Grunde zu richten. Sie haben eine Bande Diebe gedungen, welche Privat- und Nationaleigenthum zu plündern und öffentliche Denkmale zu zerstören haben. An einigen Orten ist bereits die verfluchte Hand jener Ehrlosen sichtbar geworden. Um ihren schändlichen Absichten zuvorzukommen und die Bürger zu schützen, muß die Republik zu außerordentlichen und schrecklichen Mitteln greifen. Bereits

ist eine Commission von den Triumvirn ernannt, welche in dem Palaste des Monte Citorio in Permanenz sitzt, Anklagen entgegennimmt und sofort zu den härtesten Strafen verurtheilt. Jeder brave Bürger, jeder ächte Republicaner ist verpflichtet, der Commission die Anstifter und Helfershelfer einer solchen Infamie anzuzeigen. Wer es unterläßt, macht sich zum Mitschuldigen. Der Ausschuß der vereinigten Clubs zum Schutze der öffentlichen Sicherheit ist überzeugt, daß exemplarische und augenblickliche Gerechtigkeit geübt wird, widrigenfalls er sich in die unangenehme Nothwendigkeit versetzt sähe, ein neues Tribunal als gewissenhaften Vollstrecker des Gesetzes und des Volkswillens anzurufen. — Tod den Dieben! dies ist der allgemeine Ruf. Unsere Revolution, rein von jedem Flecken, darf in diesen Tagen nicht besudelt werden, wo die guten Bürger auf dem Altare des Vaterlandes ihr Leben und ihr Vermögen opfern."

Dieß klang leidlich terroristisch und läßt vermuthen, daß die römische Revolution so gar unschuldig und jungfräulich nicht war, wie Mazzini glauben machen möchte. Nur Garibaldi und seine Leute trifft der geringere Theil der Schuld; ich habe mehrere Mönche gesprochen, deren Klöster arg mitgenommen wurden und die auf Garibaldi durchaus nichts kommen ließen. Der Bruder, der in dem gänzlich verlassenen, sehr stattlichen Kloster zu den drei Brunnen die Wochenwache hatte und 10 Jahre in Amerika verlebte, konnte sogar seine Bewunderung und Theilnahme für den „Helden von Montevideo" nur schwer unterdrücken. Freilich besann er sich auch nicht lange, Cigarren anzunehmen. Ein gemeines, niederträchtiges Corps war allein die Civica mobilizata, die sich eben so flink zum Stehlen, als langsam zum Kämpfen zeigte. Diese schlech-

ten Subjecte haben viel Böses angerichtet und waren der Schrecken Aller, die etwas zu verlieren hatten. Sie bekamen daher auch hin und wieder mit dem Kriegsgerichte ein Hähnchen zu pflücken, aber lange nicht so oft, als zu wünschen gewesen wäre. Ein Comité, das nach dem Einzuge der Franzosen zusammentrat und jetzt noch besteht, hat es sich zur Aufgabe gemacht, die unter der Republik abhanden gekommenen Gegenstände zu sammeln und an die rechtmäßigen Besitzer verabfolgen zu lassen. Schon jetzt beläuft sich die Zahl derselben in die Tausende und wenn auch sehr viele unter dem moralischen Drucke der damaligen Zeit als freiwillige Gaben gesammelt worden sein mögen, so kommen doch die meisten auf Rechnung der mobilen Bürgerwehr. Wie das Eigenthum, so kam auch das Leben hin und wieder in Gefahr, wie sich von den übel genug berüchtigten römischen Masnadiere nicht anders erwarten läßt. Wenn Mazzini sich rühmt, Mamiani und Pantaleoni seien unter seiner Herrschaft unangefochten in den Straßen Roms einhergegangen, so vergißt er, daß auf Pantaleoni sogar zwei Mordanfälle gemacht wurden: einmal, wie er aus der Deputirtenkammer trat; das andere Mal auf öffentlicher Straße, als er in Begleitung eines Nobile erschien und die Mordgesellen sich nur dadurch vom Halse schaffte, daß er seinen Stockdegen zog und sich damit so lange vertheidigte, bis Hilfe kam. Mußte doch selbst der Kriegsminister in einem Tagesbefehle sein Erstaunen und seinen Unwillen über die Ausschweifungen kundgeben, denen sich einzelne Soldaten überließen.

Am beklagenswerthesten war das Loos der Geistlichkeit. Ihre Güter waren eingezogen, der Gehalt der Bischöfe auf 1000 Scudi herabgesetzt, ihnen die Aufsicht über die Elementarschu-

len genommen. Viele Geistliche wurden mißhandelt, eingesperrt, einige ermordet. Der Cardinalerzbischof von Fermo wurde in seinem Palaste von der Nationalgarde angefallen, aufgehoben und in das Gefängniß nach Ancona geschleppt. Die Cardinäle von Viterbo, Montefiascone und Ravenna mußten entfliehen und der eine in Venedig, der andere in Neapel eine Zufluchtsstätte suchen. Der Bischof von Orvieto wurde in die Engelsburg gebracht. Durch Flucht entzogen sich ihren Verfolgern die Bischöfe von Veroli, Sutri und Nepi. Pater Rossi wurde von dem Gerichte in Foligno zu lebenswierigem Gefängnisse verurtheilt. Bei ihren Saturnalien verhöhnte die Demagogie den Priester und seinen Cultus: Sakristeien wurden verwüstet, das Heilige zu Carnevalspossen entweiht. Und wahrlich die Elite der republicanisch gesinnten Priester stand nicht im Geruche der Heiligkeit. Gazola war wegen seines unsittlichen Lebenswandels aus Rom ausgewiesen worden; Arduini, der die berüchtigte Tragödie Stefano Porcari schrieb, predigte von dem Balcone des Apollotheaters herab, die Priester wüßten nichts als Altweibergeschwätz, und übersetzte den ersten Vers des Evangeliums Johannis: Im Anfang war das Wort — Im Anfang war Geklatsch. Kein Wunder, daß die rohen Söldlinge der Republik allerlei Unfug in den Kirchen begingen: der Monitore selbst berichtete, aus San Carlo seien Beichtstühle fortgeschleppt worden, um ein Freudenfeuer damit anzuzünden, was jedoch der biedere Ciceruacchio nicht zugegeben. Nachher mußte allerdings das officielle Blatt sich selbst berichtigen und erklären, man habe die Beichtstühle nur zu Barricaden verwenden wollen. Milizen, die den vaticanischen Garten und Palast verwüstet hatten, begaben sich unter Vorantragung des Corpus Domini in

Procession nach der Villeggiatura des Seminario Romano, wo sie in Priestertracht die Messe sangen und die Bibliothek plünderten. In der Laterankirche erfuhr ein französischer Priester von einer durch Ciceruacchio geführten Bande die schmählichste Behandlung: die in derselben Kirche aufgestellte Reiterstatue Heinrich's IV. war bereits zum Einschmelzen ausersehen. Am Tage, wo die Franzosen einzogen, wurde ein französischer Geistlicher am hellen Tage auf der Piazza Colonna erdolcht, weil er seine Freude über die Ankunft seiner Landsleute zu erkennen gab. Und wie hätte dies auch anders sein, was hätte man von einem fanatisirten Pöbel erwarten sollen, dem das Triumvirat durch die Feder Mazzini's zurief: „die Insurrection muß das normale Leben, das Herzklopfen, das Athmen jedes Patrioten werden: die Lauen werden mit Ehrlosigkeit, die Verräther mit dem Tode bestraft!“ Oder wenn der Minister Rusconi klagte: „die Religion richtet uns zu Grunde und in ihren Mantel hüllt sich die römische Republik!“

Mit der Preßfreiheit war es gleichfalls eine eigne Sache. Es erschienen in Rom der Contemporaneo, die Pallade, die Epoca, der Positivo, der Tribuno und Don Pirlone: allein alle diese Blätter und Blättchen waren nur verschiedene Töne einer und derselben Grundfarbe, wogegen das Labaro und der Costituzionale aufhören mußten zu erscheinen. Achilli und Desanctis konnten ihren zuerst in Malta erschienenen Cristiano Cattolico, der es auf Stiftung einer neuen italienischen Kirche abgesehen hatte, ohne Anstand nach Rom verlegen. Gabriel Rossetti (Roma verso la metà del secolo XIX), Riccardi, Desan-

c t i s (Lettera al Papa Pio IX), die in ihren Schriften gegen die weltliche Gewalt des Pabstthums bis an die Zähne gewaffnet in die Schranken traten, fanden bei den Machthabern alle mögliche Unterstützung. Für den Pabst zu schreiben, wäre als Vaterlandsverrath angesehen und bestraft worden.

Am 12. Juni waren die Vorbereitungen der Franzosen bereits so weit gediehen, daß Oudinot eine förmliche Aufforderung zur Uebergabe ergehen ließ. An den Präsidenten der Nationalversammlung schrieb er: „Im Falle, daß die Thore uns noch länger verschlossen bleiben sollten, würde ich mich genöthigt sehen, unverzüglich alle militärischen Mittel in Anwendung zu bringen, welche die französische Republik in meine Hand gelegt hat.“ Dieselbe Ermahnung, es auf keine Beschießung der Stadt ankommen zu lassen, erging an das Volk. Die Nationalversammlung antwortete, sie betrachte den mit Lesseps abgeschlossenen Vertrag als bindend für beide Theile, bis die Regierung der französischen Republik denselben ratificirt oder verworfen habe. Bis zum Eintreffen dieser Antwort müßte sie jede Feindseligkeit als eine Verletzung des Völkerrechts betrachten. Während dies vorging, erstattete Saliceti im Namen derjenigen Commission, welche den ersten Verfassungsentwurf zu prüfen hatte, Bericht über die vorzuschlagenden Abänderungen: Oeffentlichkeit der Stimmgebung in den Comitien; kein Tribunal, drei Consuln; Ernennung derselben durch die Nationalversammlung; ein verantwortliches Ministerium; keine Dictatur, kein inamovibler Staatsrath; kein Vorschlag desselben zu den Staatsämtern; Einquartierung der Linientruppen an der Grenze.

In diesem Augenblicke hatte die Beschießung der Stadt ihren Anfang genommen und der B o m b a r d a t o r e d e l Cam-

pidoglio wurde allgemein ein Gegenstand des Abscheus. Unter dem 24. Juni protestirten alle Consuln der fremden Mächte. „Wir erlauben uns," sagte der Protest, „Ihnen zu eröffnen, daß das Bombardement bereits mehreren unschuldigen Personen das Leben gekostet und Kunstgegenstände zerstört hat, die sich nicht wieder ersetzen lassen. Wir vertrauen zu Ihnen, daß Sie im Namen der Menschlichkeit und der civilisirten Nationen von der ferneren Beschießung abstehen und die Zerstörung der monumentalen Stadt unterlassen werden, welche unter dem moralischen Schutze aller civilisirten Völker der Welt steht." Und Angesichts dieser Protestation behaupten noch immer die Franzosen, sie haben Rom nicht bombardirt! Wahr ist, daß sie noch weit mehr glühende Kugeln hätten hineinwerfen können, was die Oesterreicher bei fortdauerndem Widerstande von Seiten der Belagerten sicherlich gethan hätten. Aber weit entfernt, daß diese vorgebliche Schonung weniger Schaden anrichtete, machte sie den Widerstand nur um so zäher und hartnäckiger und am Ende kam es auf dasselbe hinaus, ob die Kugeln, die von den Oesterreichern in drei Tagen verschossen worden wären, von den Franzosen auf drei Wochen vertheilt wurden. Von Anfang bis zu Ende täuschte sich Oudinot über den in der Stadt herrschenden Geist und die Brauchbarkeit der Truppen, mit denen er es zu thun hatte. Bereits am 22. Juni tröstete er seine Soldaten in einem Tagesbefehle: „Wir stehen am Ziele unseres Feldzugs. Bald werdet Ihr als Herren in die Stadt einziehen" — und noch währte es zehn Tage, bis die Uebergabe erfolgte. Auf wiederholte Aufforderungen ward geantwortet: „Rom macht sich keiner Feigheit schuldig: bombardiret!" Der allerchristlichsten Bomben wurde mit ironischer Liebe ge=

dacht. Zuerst hatten die Franzosen darauf gerechnet, durch eine nachdrückliche Beschießung Trasteveres die Uebergabe zu erzwingen. Eitle Hoffnung! Die arme und rohe Bevölkerung ließ sich willig in andere, weniger ausgesetzte Quartiere verpflanzen. Erst als die Franzosen am 30. Juni unterhalb der Porta S. Pancrazio durch nächtlichen Ueberfall, und ohne einen Schuß zu thun, innerhalb der Bresche Fuß gefaßt hatten, konnte man auf die nahe bevorstehende Beendigung des Trauerspiels zählen. Von nun an wurde das Feuer furchtbar und so schrecklich es auch war, so freuten sich doch die Unbetheiligten darüber, daß es Ernst und dem drückenden Zustande zwischen Leben und Sterben ein Ziel gesetzt wurde. Jedenfalls war der Todeskampf der römischen Republik ein ehrenvoller; sie capitulirte nicht, bevor sie ins Herz getroffen war, und haben die Franzosen sich als tapfere und ausdauernde Soldaten bewiesen, so gebührte den Vertheidigern Roms dasselbe Lob, wogegen sie freilich in der militärischen Disciplin gegen Jene unendlich weit zurückstanden. Nicht bloß vom Janiculus herab, sondern auch von der Porta del Popolo her hagelte es mit Kugeln. Ein berühmter Maler, der am Fuße des Pincio sein Atelier hat, ließ sich dadurch nicht abhalten, für eines seiner reizenden Bilder ein weibliches Modell sitzen zu lassen. So oft eine Kugel über dem Dache hinwegflog und das ganze Haus erzittern machte, sprang das Mädchen auf und rief: ma oggi fanno da vero (aber heute machen sie Ernst). In mehr als ein Malerstudium schlugen die Kugeln; einige Bildhauer hatten ihre Werkstätten durch Barricaden gesperrt. Ihre Akademie und die hinter derselben liegende Kirche Trinità de' monti mit dem daranstoßenden französischen Nonnenkloster verschonten Oudinots Kanoniere. Am peinlichsten mußte

es für die Franzosen sein, daß gar nicht wenige ihrer Landsleute ihnen als Feinde mit der Flinte in der Hand gegenüberstanden. Die Römer hatten geknirrscht, als sie erfuhren, daß ein Doria den neapolitanischen Generalen bei ihrem Einfalle in das römische Gebiet zur Seite ritt.

Am Abende des 30. Juni beschloß die Nationalversammlung, nachdem sie die Generale, die Triumvirn gehört, die unmöglich gewordene Vertheidigung aufzugeben und auf ihrem Posten zu bleiben. Der Gemeinderath sollte die materiellen Interessen wahren. Hier war es, wo Sturbinetti, als Senator von Rom, den Vorschlag machte, den Widerstand bis aufs Aeußerste fortzusetzen. Beschlossen ward, die Franzosen regungslos zu empfangen. Die Barricadencommission nahm von dem Publicum mit den Worten Abschied: „Noch ist der tödtlich verwundete Löwe majestätisch anzusehen.“ Im Monitore sagte Mazzini: „Der Zeitpunct der Rache und auch der Gerechtigkeit wird kommen; das erlittene Unglück führt denselben nur um so schleuniger und gewisser herbei.“ Schon damals erklärte die Partei durch ihr Organ, den Contemporaneo: „Das große politische Interesse bleibt unberührt; die Nationalversammlung fährt in ihren Sitzungen und Berathungen fort; die Beamten bleiben auf ihren Posten; das Volk ändert seinen politischen Glauben nicht. Es ist von Grund aus republicanisch und wird es bleiben, trotz aller diplomatischen Sünden und des Verraths fremder Nationen. Mögen die Priester es versuchen, zurückzukehren; ihr Versuch wird fruchtlos bleiben; ein Feuermeer scheidet sie für immer. Die Nationalversammlung bleibt, die Republik besteht, denn sie war der Wille des Volkes.“

So viel war gewiß, daß die Armee Frankreichs nicht als ein Heer von Freunden und Brüdern einzog. Der erste politische Act war die Einsetzung des Kriegsgerichts für politische Verbrecher, die Auflösung der Clubs, der Regierung, der Nationalversammlung; am 5. Juli wurde jede, selbst friedliche Versammlung verboten und exemplarische Bestrafung Jedem angedroht, der den freundlichen Verkehr mit den Truppen stören würde. Am 6. folgte die Auflösung der Bürgerwehr; am 7. ward die gänzliche Entwaffnung der Bürger angeordnet; acht Tage darauf unterdrückte man alle Zeitungen. Die aus drei Cardinälen bestehende päbstliche Regierungscommission ließ von den päbstlichen Truppen, auch wenn sie nicht unter der Republik gedient hatten, Jeden degradiren, der seinen protestantischen Glauben abzuschwören sich weigerte. Die Oberofficiere, um bei den geistlichen Herren wieder in Gnaden zu kommen, zeigten einen außerordentlichen Bekehrungseifer. Ein aus Baiern gebürtiger Kanonier, der bei Vicenza seine Kanone gegen die Oesterreicher gut bediente, erzählt, man habe ihn im Spitale degradirt, weil er nicht katholisch werden wollte, wie sieben andere von seinen Kameraden. In seinem Erkenntnisse hieß es: pour avoir mal parlé! So erfinderisch ist das Compelle intrare!

Von der nach langen Unterhandlungen dem Pabste abgedrungenen neuen Verfassung ohne alle constitutionellen Rechtsgarantien schweige ich: sie existirt eigentlich jetzt schon nicht einmal als ein „Blatt Papier.“ Auf den Mauern in und außerhalb der Stadt aber las man, in mehr oder weniger correctem Style, neben dem morte a Pio IX., il carnefice di Roma! das besonders beliebte Epigramm:

La repubblica romana della rapina,
Che per cinque mesi viveva da cina,
Fu guarita all' fine per un dottor,
Il duca di Reggio, gran professor!

Soll ich endlich ein Urtheil abgeben über die römische Revolution im Allgemeinen, so geht meine Meinung dahin, daß dieselbe nicht besser, aber auch nicht schlechter war als eine Menge anderer Revolutionen. Man mag jedoch über dieselbe denken, wie man will, den Satz bestätigt sie jedenfalls, daß der Römer in seinen Neigungen ein Mittelding ist zwischen einem Kinde und einem Wilden, mit seinen Fähigkeiten und Kräften, aber auf der einsamen Höhe einer Jahrtausende alten Bildung steht, die ihren eigenen Faden verloren hat. Wer ihn finden könnte, die abgelebten Culturzustände nicht mit neueren zu vertauschen, wohl aber an den Geist des Jahrhunderts und seine Schöpfungen anzuknüpfen und so naturgemäß fortzubilden vermöchte, wäre der größte Wohlthäter nicht bloß Roms, sondern ganz Italiens. Denn darüber, daß die republicanische Regierungsweise unter den Römern zahlreiche Anhänger fand und in den Gemüthern tiefe Wurzeln schlug, kann man sich nicht täuschen. Ein glücklicher Zufall brachte mich durch die Gefälligkeit eines Freundes in den Besitz des von der päbstlichen Regierung streng verpönten Werkes: Protocollo della Repubblica Romana. Collezione degli Atti, Indirizzi e Proteste trasmese all' Assemblea ed al governo dopo l'invasione francese. Dieser nicht weniger als 674 Seiten zählende Quartband soll die Stimme des römischen Volkes in Beziehung auf die Republik und die französische Expedition kund thun. Protocoll nennt sich derselbe im Gegensatze zu den diplomatischen Protocollen,

welche das republicanische Rom auf den Sand brachten. Die Vorrede ist von dall'Ongaro unterzeichnet und vom 23. Mai 1849 datirt. Die Adressen ihrem innern Werthe nach sind unbedeutend; aber eine Thatsache wird durch sie unwiderleglich festgestellt. Wenn ich richtig gezählt habe, sind es im Ganzen 278 Ortschaften, Stadt- und Dorfgemeinden, aus denen zustimmende Erklärungen an die Nationalversammlung und die Triumvirn einliefen: wohlan! wie kam es, daß gerade Frankreich, dessen Februar-Revolution unter den gebildeten und vermögenden Classen verhältnißmäßig nicht den hundertsten Theil der Sympathien fand, deren sich die römische Republik bei der Bevölkerung des Kirchenstaates zu erfreuen hatte, dieser Republik den Todesstoß geben mußte? Wurde Rom von einer anarchischen Faction tyrannisirt, so galt dieß von Frankreich nach seiner letzten Revolution in noch weit höherem Grade, ohne daß es darum einer fremden Macht, ja nicht einmal dem russischen Czaren, einfiel, der französischen Republik ans Leben zu gehen oder ihr auch nur die Anerkennung zu versagen. Das allgemeine Stimmrecht hatte im Römischen so gut gesprochen, als in Frankreich, und eine Armee, die eben erst ihre Stimme in die Wahlurne niedergelegt, ward dazu ausersehen, denselben Rechtsgrundsatz auf fremdem Boden mit Feuer und Schwert zu bekämpfen.

Dieses Räthsel lobesan
Erklär' mir Einer, wer es kann!

Die Franzosen sind freilich noch niemals starke Logiker gewesen. Die Herren in Portici aber möchte ich fragen, ob die zwei Dutzend Loyalitätsadressen, die durch ihre Hände gingen, einen Vergleich aushalten können mit dem Protocollo della Repubblica Romana?

Fünfter Brief.

Die Propaganda ließ sich durch die Ungunst der Zeiten nicht abhalten, ihr herkömmliches Sprachenfest am 13. Januar zu halten. Man bekam 44 verschiedene Sprachen und 52 Vorträge zu hören, ungerechnet die lateinische Begrüßungsrede, die der Indier Keegan aus Agra hielt, sowie die muntern italienischen Schlußworte eines allerliebsten kleinen Negers, Signore Teodoro Ribeira aus Rio Janeiro, der sich vorher portugiesisch hatte vernehmen lassen. Wer nicht einmal ein kleiner Bruchtheil von einem Mezzofanti ist, wie leider meine Wenigkeit, findet für seine mangelnden Sprachkenntnisse einigen Ersatz in den ausdrucksvollen Kopfbildungen der Zöglinge und ganz besonders in ihrem äußern Vortrage, den Gesticulationen, den Stimmen, worin mehr oder weniger sich durchweg eine nationale Eigenthümlichkeit kund gibt. Sehr stiefmütterlich wurden wir Deutsche bedacht und es scheint fast, daß die Abneigung gegen den deutschen Namen, die noch überall in ganz Italien herrscht, dabei nicht ohne Einfluß war. Die Reihe kam sehr spät an unsere Muttersprache, unmittelbar hinter dem

Walachischen. Johannn Schulte aus Paderborn, der eine Stunde früher sich sehr kurz in dem ihm weniger geläufigen Holländischen hatte hören lassen, zog, als der Längste von allen Schülern und selbstredend eine Brille tragend, was ihm nur der Türke Holasian, ein ungewöhnlich schöner Mann, gleich thut, am Meisten die Aufmerksamkeit des schwarzen Theils der Zuhörerschaft auf sich. Er sprach ein langes, sehr sentimentales Gedicht zu Ehren der drei Könige. Dem verwöhnten Gaumen der Franzosen dagegen wurden ganz aparte Leckerbissen vorgesetzt: zuerst hielten Dicharry aus Neu-Orleans und Stefanopoli aus Ajaccio einen sehr drastischen Dialog und gegen den Schluß trug sogar Stephan Azarian aus Constantinopel eine französische Ode vor.

Die Siegespalme in dem merkwürdigen Sprachkampfe trug „Alt-England“ davon. Eugen Small aus Paisley, der freilich schon Doctor ist und allein den Nicola Lazzari aus Cattaro in dieser Würde zum Collegen hat, trug in englischer Sprache ein gelungenes Gedicht, voll Feuer, in jeder Beziehung musterhaft vor und bezeichnete recht augenfällig den Höhepunkt all der verschiedenen Bildungselemente und Culturstufen, die im Collegium der Propaganda bunter als irgendwo anders in unmittelbare Berührung kommen. An den ebräischen Strophen, die derselbe Verfasser zum Besten gab, bestätigte sich mir ein alter Lieblingsgedanke, nämlich daß in den poetischen Büchern des Alten Testamentes, namentlich in den Psalmen, nicht allein die allgemeinen Gesetze aller Poesie, Alliteration und zuerst Hebung, dann Senkung der gebundenen Sprachweise, sondern besonders auch strophen-

artige Verbindungen sich ohne Mühe nachweisen und zumal in einem mündlichen Vortrage heraushören lassen. Zu dem Englischen gesellten sich überdies ein irischer, ein schottischer und ein celtischer Vortrag.

Die außereuropäischen Sprachformen erhielten dadurch einen ganz eigenthümlichen Reiz, daß die Zöglinge, wo immer möglich, ihre Declamation mit einem in ihrer Heimat üblichen Gesange schlossen. An sich schon ist der Gedanke löblich, daß eine von dem frischesten Hauche, ich möchte fast sagen, der naiven Volkspoesie angewehte Erzählung, wie die Anbetung der drei Könige im Morgenlande, je nach der individuellen Befähigung der Zöglinge und mit Rücksicht auf ihr heimisches Sprachidiom nur poetisch behandelt wird: hat doch die bildende Kunst denselben Stoff seiner poetischen Natur wegen von Anfange an mit besonderer Vorliebe in Farben dargestellt. Ganz besonders aber eignet sich eine dialogisch-recitative und musicalische Aufführung, um die darin enthaltene christliche Idee recht anschaulich und willkommen zu machen; daher denn auch das Dreikönigsfest überall, wo es noch eine Volkspoesie und ein Volksleben gibt, mit Gesang und Declamation gefeiert wird.

Höchst charakteristisch war die Gesangweise zweier Birmanen, der man es deutlich genug anfühlte, wie dieses Volk von so kleiner und eigenthümlicher Schädelbildung mit seinen eintönigen, melancholischen Gesängen noch am reinsten den Naturzustand der Wilden offenbart. Der Tamule erregte ganz ungewöhnliche Heiterkeit durch sonderbare Nasenlaute, die er in seinem sonst nicht unangenehmen Gesange gleichsam als Präludion und Introduction verwob. Die einer aramäi-

schen Ekloge angehängten Modulationen bezeichneten hinwieder den ersten Versuch, innerhalb des Umfanges weniger Noten wenigstens den ersten Ansatz zu einer Melodie zu erzielen, wogegen man in der überaus einfachen Weise dreier Kopten bereits Anklänge der christlichen Kirchenmusik erkannte, deren Grundelemente aus dieser uralten, fast versteinerten Kirche in die Litaneien des katholischen Cultus übergingen. Der ungemein klug und „gebildet" aussehende chinesische Sänger, dessen Gefährte leider schwieg, wahrscheinlich aus gänzlichem Mangel an musikalischen Anlagen, vertrat mit heller, voller Stimme den Standpunkt eines auch in der Musik bis zur Geschmacklosigkeit gebildeten Volkes. Das Merkwürdigste an seinem in der Populärsprache gehaltenen Dialoge war, daß derselbe unwiderleglich darthat, wie sehr in dem chinesischen Volksdialect die zur Verzweiflung einförmige Schriftsprache aus ihren engen Schuhen heraustrat, sich freier und mundgerechter machte.

Meinen ungetheilten Beifall fand der Kurde, Battista Zaccarian aus Musch: wie er zu singen anfing, war es mir, als hätte mich ein Zauberer aus dem glänzenden Saale und der vornehmen Gesellschaft mit einem Male nach meiner Heimat, in die stillen Gassen eines schwäbischen Dorfes versetzt und die jungen Burschen fingen eben ihre noch nicht durch die Caserne verdorbenen Volkslieder aus des Knaben Wunderhorn zu singen an. So sehr glich der Gesang meines trefflichen Kurden diesen schlichten, rührenden Weisen. Der Refrain nach jedem Verse war abwechselnd: la la la, le le le, lo lo lo. Und jetzt soll noch Einer darüber streiten, ob das Kurdische zu dem indo-germanischen oder semitischen Sprach-

stamme gehöre! Ohne etwas zu verstehen, hörte ich nur deutsch, wie mich früher schon der schottische Vortrag Colin Mac-Pherson's aus Inverneß sattsam überzeugt hatte, um wie viel das Schottische dem Deutschen näher steht, als das Englische. Schließlich will ich es nicht unterlassen, dem aufgeweckten Joseph Santamaria aus Guinea meinen besondern Dank abzustatten. Der Leser wird es mir glauben und meine Freunde können es bezeugen, daß ich von der Angola- und Congo-Sprache, in denen Jener sich hören ließ, keine Sylbe verstehe und doch begriff ich Alles, was der Redner sprach. Seine Geberden waren so ausdrucksvoll, er wies so anschaulich auf den Stern über der Hütte des neugeborenen Welterlösers, auf diesen selbst und seine heilige Mutter hin, daß ich beinahe in Versuchung kam, als eingeborner Angola- oder Congo-Neger darauf zu antworten. So viel weiß ich, daß, wenn Santamaria nach überstandener Lehrzeit zu seinen schwarzen Landsleuten zurückkehrt, er ihnen das Christenthum nicht abstract, sondern anschaulich genug vortragen wird. Zudem müßte ich mich sehr irren, falls dieser begabte Neger nicht den niedersten Bildungsgrad unter den Dutzenden der Repräsentanten der entgegengesetztesten Nationalitäten verträte. Zu meinem großen Leidwesen waren die einheimischen Sprachen und Völker Amerika's gar nicht repräsentirt, ein Beweis, wie wenig noch das katholische Missionswesen unter denselben Fuß gefaßt hat.

Nachdem ich erfahren, wie man in Rom für das geistige Brod sorgt, sah ich mich um, auf welchem Wege den Hilfsbedürftigen die leiblichen Nahrung geschafft wird. Man hat eine Art Nationalwerkstätten eingerichtet, in denen Je-

der, der sonst keine Arbeit findet, sich und den Seinigen einen zwar dürftigen, aber immerhin ausreichenden Lebensunterhalt verdienen kann. Hunderte sieht man beschäftigt, die während der Republik verdorbenen, wenigstens verwahrlosten Straßen wieder herzustellen und namentlich die Baumstämme auszuroden, die unter der Herrschaft Mazzini's gefällt wurden. Man muß nämlich wissen, daß in und um Rom an keinem öffentlichen Platze, an keinem Wege mehr ein Baum steht, wie denn überhaupt die militärischen Tonangeber in ihrem, wie sie es nannten, zur Sicherheit der Stadt unternommenen Zerstörungswerke mit einer Rohheit verfuhren, die ihre Namen nicht nur als gemeine, sondern auch des Kriegshandwerks völlig unkundige Barbaren für alle Zeiten brandmarken wird. So verfuhr ungefähr Robert Guiscard, als er mit seinen Normannen und Sarazenen, von Gregor VII. gerufen, Rom verwüstete. Was im Bereiche der Mauern stand, wurde unbarmherzig umgestürzt, mit so sinnlosem Muthwillen, daß man die gefährlichsten, weil festesten Grundmauern in der Regel stehen ließ. Daß es dadurch viel aufzuräumen gibt, begreift sich; nur haben die Theilhaber an dieser Nationalarbeit dieselbe Scheu, ernstlich anzufassen, wie ehedem die Taugenichtse in den französischen Nationalwerkstätten. Der Unterschied zwischen beiden besteht bloß darin, daß die römische Faulheit still und harmlos in der Sonne einherschlendert, während die pariser Nichtsthuerei sich äußerst brutal und impertinent geberdete. Viele Arbeiter beschäftigt auch die Erweiterung des bei S. Lorenzo gelegenen Campo Santo, wo aushilfsweise schon in der traurigen Cholerazeit von 1837 Viele, die im Kirchhofe selbst nicht untergebracht werden konnten, beigesetzt

wurden. Ich fürchte sehr, daß im Verlaufe dieses Jahres abermals die schlimme Seuche den neuen Kirchhof allein schon in Anspruch nimmt. An der äußersten Einfassung, da wo die Kirchhofsmauer zu stehen kommt, stößt die Arbeit auf ein altrömisches Leichenfeld. Wäre Rom nicht Rom, so würden die aufgedeckten Gräber Theilnahme erregen; hier geht Jeder gleichgültig vorüber, weil sein Auge an tausend Ueberreste einer untergegangenen Culturperiode gewöhnt ist. Ebenso langsam wie diese Arbeiten geht der Aufbau von St. Paul von Statten; ein Klosterbruder der dortigen Benedictiner, dem ich bemerklich machte, deutscher Fleiß, wie der Kölner Dombau beweise, wäre schon seit Jahren mit diesem Stücke Arbeit fertig geworden, meinte selbst, man könne ohne Aerger diese Zeit- und Geldvergeudung nicht mit ansehen. Der Anblick ist in der That widerlich: wenn von hundert Werkleuten nur auch drei zu gleicher Zeit die Hand rühren, ist es zu verwundern. Sollte die gesammte katholische Christenheit auch zu diesem Bau beisteuern, so dürfte es schwer sein, den Gebern über die Verwendung des Geldes Rechenschaft abzulegen. Die Kirche der Madonna degli Angeli bei Assisi, die 1833 durch ein Erdbeben zerstört wurde, ist längst wiederhergestellt und an St. Paul baut man seit 1823, wo die Kirche abbrannte, und immer noch ohne alle Aussicht, damit zu Ende zu kommen. Ein Glück für die Armen, daß wir wieder das herrlichste Frühlingswetter haben, nachdem acht Tage lang der Thermometer beständig unter Null bis zu fünf Graden Kälte stand.

Mag das Geld, das den wirklich Bedürftigen verabreicht wird, auch zum Fenster hinausgeworfen sein, wenn nur inzwischen die Verfolgungen gegen die als liberal Ver-

rufenen nicht von Tage zu Tage an Umfang und Gehässigkeit zunähmen! Unter den Augen der Franzosen werden die unschuldigsten, rechtschaffensten Leute, meist aus den mittlern Ständen, fortwährend verbannt und ausgewiesen. Was geht auch über die französische Politik, deren Haltlosigkeit, um nicht zu sagen Erbärmlichkeit nirgends klarer zu Tage tritt, als eben hier! Wo immer das Ministerium des Auswärtigen in Paris seit der Februar-Revolution irgend etwas auf eigene Faust hin unternahm und zu Ende führen wollte, ist es schmählich auf halbem Wege stecken geblieben. Im Grunde freilich datirt diese Unselbstständigkeit der französischen Politik weit über die letzte revolutionäre Grenzscheide zurück und man kann wohl sagen, daß schon seit der Wiedereinsetzung der Bourbonen unmittelbar nach dem Sturze des Kaiserreichs die auswärtige Politik Frankreichs nichts weiter war, als die Schleppträgerin der englischen Diplomatie. Unter Louis Philipp vollends, dem Halbengländer, ließ sich solche Abhängigkeit mit Händen greifen und es ist wahrlich mehr als bloßer Zufall, daß in allen bedeutenden Verwickelungen, bei denen die französische Politik von der englischen sich trennte oder gar den Anlauf zu einem feindlichen Gegensatze nahm, das selbstständige Auftreten Frankreichs in der Regel mit einer Demüthigung endete. Man denke nur an die orientalische Frage im Jahre 1840 und an den eclatanten Schutz, den Herr Thiers dem Pascha von Aegypten angedeihen ließ; ferner an den Streit über das Durchsuchungsrecht der zur Unterdrückung des Sklavenhandels aufgestellten englischen Schiffe: beide Male von Seiten Frankreichs Lärm und Kriegsgeschrei in Fülle und zuletzt ein mehr als komischer Rückzug. Als Louis Philipp zuletzt noch

in der spanischen Heirath seiner Familienpolitik die bisher befolgte Staatspolitik aufopferte; als Guizot den Versuch machte, das unbequeme Verhältniß zu England nach und nach zu lösen und sich an Oesterreich anzuschließen — da stürzte der Julithron in einer Nacht zusammen und kein Unparteiischer wird leugnen wollen, daß die zwei genannten Fehlgriffe, oder wie man sie sonst nennen mag, zu dem tragischen Ausgange nicht wenig mitwirkten.

Die Februarrevolution stellte das frühere Verhältniß zu England wieder her: von Lamartine-Bastide an bis auf Napoleon-La Hitte ist die französische Diplomatie nur in den Fußstapfen der englischen einhergeschritten. Oder man nenne auch nur einen einzigen politischen Act, bei welchem die Herren in der Rue des Capucines — den Namen hat man geändert, aber die Sache ist geblieben — ihre Noten nicht vom Foreign-Office eingeflüstert erhielten und wahrhaft schülermäßig nachsagten. Die äußere Politik der französischen Republik besteht darin, keine Politik zu haben und als gehorsamer Schüler hinter der hochgeschwungenen Fahne Albions einherzugehen. In der literarischen Fehde, die sich neulich zwischen F. v. Raumer und Oelsner-Momerqué wegen ihrer diplomatischen Missionen nach Paris und ihrer beiderseitigen Leistungen als Agenten der Frankfurter Centralgewalt entsponnen hat, ist von dem einen Theile behauptet worden, Cavaignac habe hinter einem scheinbar freien und offenen Aeußern, wie es einem Kriegsmanne geziemt, die studirte Verstellung eines ausgemachten Diplomaten zu verbergen und mit vielen Worten nichts zu sagen gewußt. Wohlan! Wir haben zu derselben Zeit, nur ohne diplomatische Mission, Personen und Zustände in Pa-

ris aus der Nähe betrachtet und uns von Tage zu Tage mehr überzeugt, daß die ganze Kunst der französischen Diplomaten darin bestand, ihre gänzliche Abhängigkeit von Palmerston so wenig als möglich merken zu lassen. Weder in der deutschen noch in der italienischen Frage brachten sie es weiter, als zu einer colossalen Mystification ihrer selbst und Anderer, lediglich weil England mit der größten Zurückhaltung und Vorsicht voranging. Hätte man in London einen definitiven Entschluß gefaßt, so würde die französische Diplomatie sich keinen Augenblick besonnen haben, ihr geheimnißvolles Schweigen gleichfalls zu brechen und sich dem klugen Britten an die Ferse zu hängen. Oder war und ist es noch in Constantinopel anders, wo der wackere Aupick keine Sylbe mehr und keine Sylbe weniger sprechen darf, als ihm Canning unter die Zunge gelegt?

In allen Fragen, wo die französische Diplomatie sich von der Hand ihres Mentors losmachte und ihren eigenen Weg gehen wollte, verlor sie sich in ein Labyrinth von Widersprüchen und Räthseln, indem sie sich kopfüber in die Nacht einer Zukunft stürzte, aus der kein einziger ehrenvoller Weg herausführt. In Frankreich hat man es einmal verlernt, auf eigenen Füßen zu gehen, und so oft man es versuchte, bot man der Welt bloß das mehr traurige als lächerliche Schauspiel eines Schiffers dar, der sich ohne Bussole und Ruder auf die See wagt. So ging es mit der römischen Expedition und so wird es am La Plata gehen. Nichts als unverständiges, hastiges, halbes Zugreifen und hintennach Verlust und Beschämung, weil England weder ein Interesse hat, zu Gunsten der 2000 Franzosen in Montevideo seine Millionen zu vergeuden, noch auch eine nur zu oft in

der Geschichte als rachsüchtig bekannte Priesterherrschaft unter seine Flügel zu nehmen. Rom ist für die Franzosen die Höhle des Löwen, in welche viele Wege hinein, aber kein einziger herausführt. Die Republicaner sind aus der Stadt längst entfernt und dennoch dauern, selbst in verschärftem Grade, die Verfolgungen nunmehr gegen alle Diejenigen fort, die an den Reformen des Pabstes mit ganzer Seele festhielten und constitutionelle Grundsätze hegen. Mit Ausnahme Neapels ist dieses Epurationssystem nirgends despotischer und halsbrecherischer gehandhabt worden als in Rom. Es mag Einer Jahre lang hier ansässig und seinem Berufe stets mit Rechtschaffenheit nachgekommen sein: sobald er auf irgend eine Weise den herrschenden Priestern mißfällig oder verdächtig geworden ist, verweist man ihn nach seiner Heimat, wo er meist sich außer Stande sieht, mit dem, was er gelernt hat, sich und seine Familie zu ernähren. Ganz ähnlich verfuhren die Herren Druey und Eytel im Waadtland gegen die Geistlichen, die ihren Gott anders als nach dem Reglement der Staatskirche anbeten wollten. Und wer ist denn dieser Antonelli, der einen solchen schreienden Mißbrauch der Gewalt duldet, wenn nicht selbst anordnet? Unmittelbar nach dem Regierungsantritte Pius des IX. ward er in die Commission gewählt, der man die wichtige Eisenbahnfrage zur Begutachtung überließ. Damals hieß es, er sei ein folgsamer, gerader Charakter und ein guter, dem Fortschritte nichts weniger als abgeneigter Kopf. Zu allen unternommenen Reformen sagte er Ja und verschmähte es nicht, ein hohes Staatsamt nach dem andern anzunehmen. Fand er, daß der Pabst zu rasch und unbedachtsam vorging, warum nahm er nicht seinen Abschied? Er war Pro-Tesoriere unter Gizzi, so-

dann Präsident der Staatsconsulta und am 10. März 1848 trat er als Staatssecretär und Präsident des Ministerraths an die Spitze der Verwaltung, aus der die meisten geistlichen Elemente ausschieden; und er blieb in dieser Stellung, bis durch Mamiani ein nur aus Weltlichen bestehendes Ministerium gebildet wurde. Nach solchen Vorgängen fragt man, wie billig, warum auf Geheiß Antonelli's selbst diejenigen nicht den Sbirren entgehen, die in ihren politischen Ansichten kaum etliche Schritte weiter gingen, als er selbst zur Zeit der päbstlichen Reformen zu gehen für gut fand; warum gerade er es sein muß, der den Pabst gegen das von ihm aus freien Stücken unternommene Reformwerk immer mißtrauischer macht? Der reactionären Partei ist der Kamm nicht wenig gewachsen, seitdem man es als ausgemacht betrachtet, daß das Anlehen von 10 Millionen Scudi wirklich zu Stande kam. Diesen Augenblick benützte man dazu, die Gerüste, welche für das Feuerwerk, das bei dem Einzuge des Pabstes stattfinden sollte, auf dem Capitol bereits aufgerichtet waren, wieder niederzureißen. Verstehe dieß, wer es kann! Eine leere Ausrede ist es, der Pabst habe sich bei der Municipalität solche und ähnliche Empfangsfeierlichkeiten förmlich verbeten und ermahnt, die dafür bestimmten Summen den Armen zuzuwenden. Uebrigens versichert dieß auch nur der Osservatore, dessen Heuchelei sich bei dieser Gelegenheit wieder in ihrer ganzen Herrlichkeit offenbarte. Er war es zuerst und allermeist, der die demnächstige Rückkehr des Pabstes als ganz unfehlbar in Aussicht stellte, und nun fällt er mit einem Male in den impertinentesten Ausdrücken über die Zeitungen, darunter eine Menge katholischer Blätter, her, wie sie sich durch ihre leichtsinnigen Correspondenten diese Lüge

haben aufbinden lassen mögen! Das jungfräulich katholische Blatt stößt sich besonders daran, daß man habe glauben können, die päbstliche Regierung unterhandle mit jüdischen Bankhäusern! Ausgemacht ist, daß man in Portici zu dem festen Entschlusse kam, auf der einen Seite die Mitwirkung der katholischen Mächte bei der Geldfrage in Anspruch zu nehmen und andererseits von denselben Vorschläge über die zweckmäßigste Organisation einer päbstlichen Armee sich auszubitten.

Der Eifer, womit die Anhänger eines absoluten Pabstthums ihre Sache in Zeitungen, Broschüren und ganz besonders auch auf der Kanzel vertreten, hätte durchaus nichts Anstößiges, wenn nur die Regierung zu gleicher Zeit den Willen und die Macht bekundete, den zerrütteten Staatszuständen durch weise Gesetze und entsprechende Verwaltungsmaaßregeln aufzuhelfen. In der Unmöglichkeit, über den mühsam gewonnenen Standpunkt einer vorpius'schen Restauration hinauszukommen, liegt das Drückende und Aengstliche der Lage. Die fühlbarste, wenn auch nicht die gefährlichste Hinterlassenschaft der Revolution sind die Räuber und andere Bösewichte, die im ganzen Lande, namentlich aber in den nördlichen Provinzen, die Wege unsicher machen und nur durch den Eifer der österreichischen und französischen Truppen von größern Gewaltstreichen abgehalten werden. Schon aus diesem Grunde wäre eine Minderung des fremden Militärs ganz und gar unthunlich; es läßt sich mit mathematischer Gewißheit voraussagen, daß in Ermangelung beträchtlicher und allzeit fertiger Streifcorps der gesammte Kirchenstaat in Kurzem mit einem Netze von Räuberbanden überzogen würde. Den Flüchtlingen in der Schweiz und in Piemont ist ohnedieß nicht zu

trauen; sie rechnen darauf, daß die Römer durch die fremde Einlagerung und das einheimische Diebsgesindel immer verdrossener werden und nur, um der Charybdis zu entgehen, sich blindlings in die Scylla stürzen.

Die Revolution gewinnt überall an Boden, wo ihr die Reform nicht den Weg verlegt. Bis jetzt ist hier zu Lande nur mit der Reorganisation des Unterrichtswesens ein ebenso schwacher als bedenklicher Anfang damit gemacht, daß man den Jesuiten das Collegium Romanum, mit dessen Leitung sie von Leo XII. betraut wurden, zurückgab, und seit dem 7. Januar haben sie wieder förmlich davon in allen Classen Besitz ergriffen. Wir wollen sehen, ob nun auch bald eine der päbstlichen Universitäten in den Stand gesetzt wird, ihre Curse zu eröffnen. Daß die Jesuiten nächstens das gesammte Unterrichtswesen wieder in der Hand haben werden, ist so gut als gewiß. Im Neapolitanischen ist ihnen bereits diese Genugthuung zu Theil geworden und vor wenigen Tagen wurden sie in der Geburtsstadt Cicero's, Arpinum, unter Sang und Klang mit Roß und Wagen eingeholt, um das Collegium Tullianum von Neuem zu übernehmen. Man mag über die Jesuiten denken, wie man will: daß sie im Ganzen der bestunterrichtete Orden sind, läßt sich nicht leugnen. Die im März v. J. anonym erschienenen Sette libere Parole di un Italiano sulla Italia, die einen Jesuiten (Taparelli) zum Verfasser haben, sind das Beste, was gegen die italienische Revolution und Demagogie geschrieben wurde. Mit einschneidender Logik wird dem Könige Carl Albert nachgewiesen, in welche Widersprüche er sich verfangen, indem er, der über zwei ganz verschiedene Volksstämme herrschte, zum Umsturze einer zwar fremden,

aber durchaus legitimen Herrschergewalt zu den Waffen griff. Die Sache Oesterreichs in Italien ist überhaupt sehr warm vertheidigt; von Deutschland heißt es minder glücklich: „Trotzdem, daß Deutschland gegen Ende des 15. Jahrhunderts die erste Nation der Welt war, ist es mit allen seinen Elementen der Größe klein und in Allem ein Kind geblieben, weil es sich zum Ableger einer Schmarotzerpflanze (des Lutherthums) hergab; gemeinhin gedeihen die Wissenschaften in Deutschland bloß zu einer Philologie von ungeheurer Arbeit und ganz geringem Nutzen, sofern sie dem gelehrten Frankreich und Italien als Repertorium dienen.“

Von solchen und ähnlichen Schriften wimmelt es in Rom und man kann wohl sagen, daß die Buchhändler außer ihnen und den nöthigsten Schulbüchern nichts verkaufen. Für ihre Verbreitung sorgt eine Gesellschaft, die unter dem Namen: Verein zur Verbreitung guter Bücher, den unter der Hand umgehenden revolutionären Schriften entgegenzuwirken sucht. Wie sinnreich es übrigens die demokratische Propaganda angreift, um ihren Lehren trotz der bekehrenden Absperrung Eingang zu verschaffen, geht daraus hervor, daß der genannte Verein ausfindig machte, wie eine in Florenz erscheinende Sammlung von Classikern die Philologie ganz anders behandelt als in usum Delphini und in den Vorreden weder die Thermopylen noch den Trasimener See commentirt, wohl aber politische Ketzereien im Sinne des modernsten Liberalismus ausheckt.

Die beiden entgegenstehenden Principien scheinen sich fast einen Kampf auf Leben und Tod geschworen zu haben: seitdem der Cardinal Castracane aus Portici zurückgekehrt ist, sind aus den Cafés alle französischen und piemontesischen Zeitungen verschwunden, obschon

wir, den einen National ausgenommen, nur conservative Blätter, wie das Risorgimento, die Gazzetta di Genova, die Unione, zu lesen bekamen. Der Kellner meinte, die fremden Blätter taugten nicht in den Kram des Governo papalino und es scheint in der That, daß die päbstliche Regierung sich streng an den Vorgang Neapels auch in dieser, wie in andern Angelegenheiten zu halten entschlossen ist. So lange man mir nicht directe Beweise vorlegt, kann und will ich es nicht glauben, daß das wiener Cabinet einer solchen Politik das Wort redet, die weiter nichts erreicht, als daß sie die Revolution in Permanenz erhält. Ein Land läßt sich nicht mehr hermetisch gegen die Einflüsse einer freien Presse absperren und verwehrt man den Zeitungen den Einlaß, so rauscht der Flügelschlag der Zeit in den brandenden Wogen des Meeres und die eilenden Wolken verkünden das Evangelium freier Völker. Der Saame, den jene an das Ufer schwemmen und diese zur Erde fallen lassen, gedeiht unter Disteln und Dornen und den Prohibitivmaaßregeln verdankt man es, daß die Schleicher im Dunkeln um so leichter Eingang finden. Wie gierig wird der Römer nach den verbotenen und erst recht vergifteten Früchten greifen, wenn man ihm nicht einmal mehr das Journal des Débats zu lesen erlaubt! Wie wird das heillose System lügenhafter Gerüchte und fratzenhafter Entstellungen jetzt erst wuchern! Was der deutsche Handwerker in Rom an Lügen sich aufbinden läßt und an Zeitungsenten und faulen Eiern zu schleppen, wenn auch nicht zu verdauen vermag, grenzt ans Fabelhafte. Indessen wäre die Maaßregel des Zeitungsverbots wenigstens officiell bekannt gemacht und träfe sie Jeden ohne Unterschied, so ließe sie sich wenigstens entschuldigen. Ich kann begreifen, wie

in einer unter der Ruthe des Belagerungszustandes stehenden Stadt ein und das andere Tageblatt verboten wird; was ich aber nicht begreifen kann, ist das Verfahren einer Polizei, welche kurzweg die eingetroffenen Blätter an den Besitzer durch die Post nicht verabfolgen läßt und dem Café greco das Auflegen des Journal des Débats und Galignani's gestattet, dem Café del Veneziano dagegen die Unione verbietet. Noch weniger kann ich begreifen, daß die französischen Behörden gegen einen solchen Mißbrauch die Augen zudrücken. Der Gesandte Frankreichs, das den Pabst und seine Hauptstadt aus den Klauen der Demagogen rettete, darf es nicht wagen, den Mund aufzuthun, selbst wenn die provisorische Verwaltungscommission, bestehend aus den Cardinälen Genga, Vannicelli und Altieri, die handgreiflichsten Fehlgriffe und sogar grobe Mißbräuche sich zu Schulden kommen läßt. Täglich an die Truppen die Parole zu ertheilen und allwöchentlich einmal die Säle des Commandantengebäudes im Palaste Colonna für einen Empfangsabend zu öffnen, genügt doch unter gegenwärtigen Umständen nicht für einen Repräsentanten Frankreichs. Was nützt es, daß Baraguay d'Hilliers die Wittwe des in dem Juniaufstande gefallenen Generals Damrémont, eine Schwester Baraguay's und der Gräfin Foy, ausdrücklich von Paris kommen ließ, um die Honneurs in seinem Hause zu machen! Ein neuer Verdacht hat sich gegen die Franzosen dadurch erhoben, daß der im Castell S. Angelo gefangene, weil zum Protestantismus übergegangene Priester Achilli auf eine sehr eigenthümliche Weise entkam. Derselbe, früher Professor der Philosophie in Viterbo, war als häretisch angesteckt mit kirchlichen Disciplinarstrafen, die er in einem entlegenen Kloster ab-

büßen sollte, belegt worden, entkam jedoch und trat nun wirklich in Malta zur anglicanischen Kirche über. Während der Revolution kehrte er nach Rom zurück, wo er in Gemeinschaft mit seinem Geistesverwandten Desanctis in den Clubs sehr heftig gegen das Pabstthum predigte und zur Vertheidigung der Barricaden ermunterte. Nach der Einnahme der Stadt gerieth er in Gefangenschaft und wurde, trotzdem daß Palmerston ihn mit zweifelhaftem Rechtstitel als englischen Unterthanen wiederholt reclamirte, nicht freigegeben. Wahrscheinlich wählten die französischen Militairbehörden, um es weder mit den Engländern noch mit den Cardinälen zu verderben, absichtlich den sinnreichen Ausweg, daß sie den Achilli, unter dem Vorwande, ihn als Zeugen zu vernehmen, was nach französischem Gesetze im Gefängnisse nicht geschehen dürfe, aus der Engelsburg vor den Untersuchungsrichter nach der Stadt bringen ließen, wo er plötzlich verschwand, ohne daß man weiß, auf welche Weise er seinen Wächtern entkam und wohin er ging. Baraguay d'Hilliers wird wohl beides wissen. Unordnungen der Art können um so leichter vorkommen, da auch das Wetter die abenteuerlichsten Sprünge macht. Vom 25. bis zum 27. Januar sank das Barometer von 28″,1 auf 27″,1, also um einen ganzen Zoll und zwischen den beiden Grenzpunkten, welche für die jährlichen Variationen des Barometerstandes in Rom gelten. Seit 1804 ist so etwas nicht erlebt worden. Ebenso plötzlich brachte die Tramontana nach einem fast tropischen Regen eine so empfindliche Kälte, daß schon Nachmittags drei Uhr Alles zusammenfror. Was der deutsche Himmel nicht über mich vermochte, scheint dem italienischen gelingen zu wollen, nämlich meine Bekehrung zu der Lehre

Gruythousens. So oft ich die Sonne hinter dem albaner Gebirge aufgehen sehe, erschrecken mich die in ihr sichtbaren Flecken.

Um den dringendsten finanziellen Bedürfnissen abzuhelfen, hat die außerordentliche Regierungscommission sich veranlaßt gesehen, die päbstlichen Domänen in den Provinzen Bologna, Ferrara, Ravenna, Forli zu veräußern; die Bedingungen für den Kaufschilling sind bereits bekannt gemacht. Der Zeitpunkt für ein solches Vorhaben konnte nicht ungünstiger gewählt sein; wer wird gegenwärtig sein Geld für Ländereien im Kirchenstaate ausgeben wollen! Das Wichtige daran ist, daß die päbstliche Regierung dadurch den Entschluß kund gibt, eine zweckmäßigere Verwaltung der geistlichen Güter eintreten zu lassen. Dieß thut wahrlich im höchsten Grade Noth; es sind noch nicht viele Jahre her, daß die, kirchlichen Körperschaften angehörenden Güter im Kirchenstaate zu 300 Millionen Scudi veranschlagt wurden; nach einem sehr mäßigen Maaßstabe sind sie gegenwärtig keine 100 Millionen mehr werth, so herabgekommen und verschuldet ist die Verwaltung der meisten. Mönche können keine liegenden Güter verwalten und das eigene Interesse der Orden und Stiftungen erheischt dringend, daß ihnen diese Last abgenommen wird und in weltliche Hände übergeht. Es handelt sich dabei keineswegs von Säcularisation in gewöhnlichem Sinne des Wortes, nur die Verwaltung soll grundsätzlich geändert werden. Die Curie hat schon einige Male die Förster darauf hingewiesen, daß, wenn sie sich am Eigenthume der Kirche vergreifen oder dergleichen Eingriffe gestatten, sie gegen ihr eigenes Fleisch wüthen und sich zu Schildknappen des Com-

munismus erniedrigen: wenn man jedoch die Nothwendigkeit erkannt hat, fast in allen Staaten den Krondomänen eine zweckmäßigere Verwaltung zu geben, obschon dieselbe ohne allen Vergleich vortheilhafter war, als die Administration der römischen Kirchengüter, so wird doch wohl auch mit letzterer eine entsprechende Veränderung vorgenommen werden können. Dem sehen wir erwartungsvoll entgegen.

Die Maaßregel, wie sie jetzt beabsichtigt wird, kann die leeren Staatscassen wohl schwerlich füllen. Man ist fast versucht, das ganze hiesige Wesen und Treiben mit einem allgemeinen Schiffbruche zu vergleichen, wobei Jeder sich an dem Brette oder Balken zu retten sucht, dessen er gerade habhaft werden kann. So setzt man gegenwärtig hier und in Portici alle Hoffnung darauf, durch Erneuerung des Johanniter- oder Malteser-Ordens auf einen grünen Zweig zu kommen. Es begreift sich, daß die päbstliche Regierung um so lieber zu einem solchen Auskunftsmittel greift, als die Idee einer von den katholischen Mächten zu stellenden gemischten Garnison große Schwierigkeiten und nicht mindere Bedenken hat. Die höhere Geistlichkeit Frankreichs läßt es nicht an Aufmunterung zur Wiederbelebung des seinem Erlöschen nahen Ordens fehlen und ist geneigt, den nervus rerum gerendarum herzugeben. Das sehr gut besoldete Episcopat — mancher französische Bischof bezieht einen Gehalt von 60,000 Franken — und der reiche, zumal legitimistische Adel lassen auf sehr bedeutende Beiträge hoffen. Es ist sogar bereits die Rede davon, den Maltesern Formentera, eine der balearischen Inseln, an der Stelle des für sie wohl auf immer verlorenen Mala, als Stammsitz zuzuweisen, jedoch mit der

besondern Verpflichtung, wie früher die Kirche gegen die Türken, so nun das Pabstthum gegen die Demagogen zu schützen. Man vergesse nur nicht, daß gewisse Institutionen, wenn sie einmal durch die fortschreitenden Bildungsverhältnisse untergegangen sind, sich nur schwer und in der Regel bloß auf kurze Zeit wieder in's Leben rufen lassen. Die stehenden Heere würden jedem Ritterorden einen schwer zu ersetzenden Abbruch thun. Der in Portici eingetroffene Cardinal-Bischof Dupont, dem Pius IX. vor zwei Jahren den Hut verlieh, wird im Namen seiner Regierung und der hohen Geistlichkeit Frankreichs dem heiligen Stuhle auch darauf bezügliche Vorschläge und Anerbietungen machen. Seine Sendung wird als eine „officiöse" bezeichnet, was so viel bedeutet als ein schüchternes Geständniß, man habe im Elysée nachgerade eingesehen, wie wenig der französische Einfluß im Kirchenstaate durch Generale und Soldaten aufrecht erhalten werden könne. Daß die Regierung Louis Napoleons sich zu allen möglichen vom Pabste gestellten und künftig zu stellenden Forderungen verstehen wird, ist sicher; das jungkaiserliche Journal, mit dem Hute des Mannes, dessen Namen es trägt, aber ohne seinen Kopf darunter, der Napoleon, eigentlich Napoleon-Briffault-Dumas (d. j.), hat sich bereits beeilt, die künftigen Johanniter und Malteser wilkommen zu heißen und ihnen in sehr gnädigen Ausdrücken den hohen Schutz des Elysée zuzusagen, da es nicht mehr als billig sei, daß die ganze katholische Christenheit zur Beschützung des Pabstthums herbeigezogen werde. Auch andere, noch kitzlichere Streitpuncte, die zwischen Paris und Portici liegen, soll der Cardinal Dupont ausgleichen, da man auf den eigentlichen

Gesandten weder hört, noch dieser etwas zu sagen wagt. Wenn Frankreich sich nur noch zu Gunsten der schwer gekränkten Toleranz in Italien in's Mittel schlagen wollte! Die Unduldsamkeit fängt von Neapel und dem Kirchenstaate aus sich auch über die nördlichen Länder der Halbinsel wieder zu verbreiten an. Selbst in Piemont werden an den jungen König dringende Bittgesuche gestellt, er solle doch eingedenk seines streng katholischen Vaters keine andere Confession aufkommen lassen. In Florenz wurde wirklich in erster Instanz der Druckereibesitzer Benelli zu einer Geldstrafe von 50 Scudi und zur Confiscation der noch vorräthigen Exemplare verurtheilt, weil er auf die Bestellung des Irländers Pakenham eine Ausgabe des Neuen Testamentes in den Uebersetzungen von Martini und Diotati veranstaltet hatte. Es war freilich dieß im Widerspruche mit dem Preßgesetze vom 17. Mai 1848, das alle Schriften religiösen und sittlichen Inhalts der Censur der Bischöfe vorbehält, und auf die Anfrage Pakenhams hatte der Minister des Innern geäußert, von den katholischen Behörden sei eine Erlaubniß zum Drucke jener Uebersetzungen nicht zu erwarten.

Also ganz wieder der alte Zopf! Wie sehr sich dieses Alte überlebt hat und wie dringend sich an das Pabstthum die Forderung stellt, dem Geiste freier Humanität Zugang zu dem Volke zu gestatten, erkennt man schon an dem römischen Theater, das in einen solchen Sumpf von Abgeschmacktheiten, Uebertreibungen und Ueberreizungen gerathen ist, daß man bei dem Ansehen und Anhören solcher Jammerstücke sehr lebhaft an die Entartung des griechischen Kaiserreichs und der während desselben in Aufnahme gekommenen Vergnü-

gungen erinnert wird. Gerade zwei der größten Theater: Aliberti und die Argentina blieben während der dießjährigen Saison geschlossen. Das Apollo-Theater war im Ganzen ziemlich besucht, so wenig auch die aufgeführten Opern und Ballete besondere Aufmerksamkeit verdienten. Das einzig Ausgezeichnete daran war, daß die ihrer Zeit so gefeierte Sängerin Clara Novello sich einige Male hören ließ. Als Novität ging Verdi's Luisa Miller, zu der Schillers Kabale und Liebe den Text hergeben mußte, über die Scene. Die Musik ist nicht schlechter, als bei den andern Verdischen Opern, aber auch nicht besser, wiewohl die tiefergreifende Poesie der Schiller'schen Dichtung dem Componisten sehr zu Statten kam. Der Einfachheit und Natürlichkeit des Schiller'schen Stückes that es freilich wesentlich Abbruch, daß dasselbe künstlich auf den Standpunct einer italienischen Opera seria, d. h. prächtiger und den Augen imponirender Verhältnisse, emporgeschraubt werden mußte. Der Italiener thut es einmal nicht anders, entweder ein Possenreißer oder ein Held; beide sind für ihn stehende Masken geworden, wie leider überhaupt Alles, was auf der Bühne dargestellt wird. Der Anzug kleidet und versteckt nicht mehr den Menschen, sondern ersetzt ihn und die Schnabelmütze oder der Helm haben in den Augen solcher Zuschauer einen ganz andern Werth als die tiefinnersten, rein und vollkommen aus der menschlichen Natur geschöpften Motive der Kunst. Schillers bescheidenes Aeußre wird aus dem schmalen Rahmen einer idyllisch umfriedeten Häuslichkeit heraus von dem Italiener in ein geräumiges Gemach mit Marmortreppen und Säulen versetzt und des Musiklehrers liebes, naives, harmloses Kind erhält ein Gefolge

von vornehm herausgeputzten Freundinnen. Am widerwärtigsten an dem italienischen Theater ist übrigens für meinen Geschmack das fabelhafte Unwesen, jede Vorstellung, sei es Oper, Tragödie oder Drama, in zwei Stücke zu zerreißen, indem mittenhinein der Ballo (Ballet) oder die komische Oper oder ein anderes „Divertissement" gegeben wird. Man muß diesen Widersinn erlebt haben, um den aristotelischen Einheiten volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Warum gibt man nicht lieber heute einen Act und in acht Tagen den zweiten: dieß müßte namentlich bei neuen Stücken dem Kassirer einleuchten und für die ästhetische Wirkung ist es ganz dasselbe, ob ich dazwischen sieben Male zu Mittag gegessen oder ein fünfactiges Ballet angesehen habe. So oder so: das Höchste und Genußreichste, was die Kunst zu bieten vermag, der Gesammteindruck einer organisch gegliederten Idee, geht auf unverzeihliche, wahrhaft frivole Weise verloren und es bleibt nichts zurück, als ein abgerissener Augen- oder Ohrenkitzel. Aber was kümmert sich der Italiener um Ideen oder deren plastische Darstellung! Wenn er sich nur amusirt, eine Bravourarie beklatschen und in seiner Loge plaudern kann, so fragt er nichts nach Totaleindruck und organischem Kunstwerk! Auch gehört in der That ein ganz eigener Geschmack dazu, die Qual, auf einen verspäteten dritten und letzten Act manchmal bis nach Mitternacht warten zu müssen, angenehm zu finden.

Am übelsten steht es offenbar um die dem Römer so theure Opera buffa, nicht sowohl weil es an ausgezeichneten Primi buffi fehlt, sondern weil die Componisten, um wenigstens für das Auge neu zu sein, da sie dem Ohre nur Gestohlenes oder Mittelmäßiges zu bieten vermögen, zu den abenteuerlichsten

Stoffen sich verirren. Ein Findelhaus, aus dem ein armer Teufel statt des einen Kindes, das er auf die verhängnißvolle Drehscheibe legt, deren zweie nach Hause bringt und noch dazu mit Prügeln bewirthet wird; oder gar ein Narrenhaus, wohin den unglücklichen Helden seine Liebe bringt, während der Clown, die lustige Person, zufällig sich mitten unter den Narren befindet, mit denen er den Höllenspectakel eines Narrenconcertes aufführt — zu solchen Stoffen greift gegenwärtig die Opera buffa und die Zuschauer erlustigen sich daran, sowie an den geschmacklos zusammengestoppelten, mit einer Hanswursts-Sauce übergossenen Brocken, die von den königlich besetzten Tafeln eines Cimarosa und Rossini fielen. Nur um Weniges besser stehtes im Schauspiele aus: meist Rührstücke, die Narren voraussetzen, wie die schwäbischen „Batzenstricke", da doch die römischen Seiler, ächte Söhne ihres Landes, ihr Gewerbe so verstehen, daß auch bei den Stricken wie bei allen organischen Bildungen das Neue das Alte zur Grundlage haben müsse, weshalb sie vor Aller Augen die alten aus dem Kerichtfasse stammenden Strickendchen bloß mit einer neuen Schicht frischen Hanfs überziehen. Benamste privilegirte Rühranstalten leisten wirklich Unglaubliches: nicht Scenen, sondern ganze, ewig lange Acte hindurch spannen sie den Zuhörer auf die Folter einer barbarischen Gefühlsinquisition, spielen, so zu sagen, in den blutigen Eingeweiden ihrer unschuldigen Opfer, bis die trostlosen Jämmerlichkeiten geschminkter Conflicte und übertünchten Leidenschaften Knall und Fall mit der Entlarvung des Heuchlers und der Belohnung des Mißhandelten enden. Aus ganzem Holze zu schnitzen, das Wort frei und rein aus dem Kerne einer edlen

Menschenseele hervorquellen zu lassen und auch für die zarteren Regungen des Herzens einen passenden Ausdruck zu finden — wo begegnet man dieser Kunst in den neueren Leistungen der italienischen Dramatiker! Ohne Grimassen glauben sie nicht rühren zu können und wenn das französische Melodrama gleichfalls in faden Sentimentalitäten schwelgt, so hat es vor dem italienischen Rührstücke wenigstens die gefällige und erträgliche Dialogisirung voraus. Selbst die mittelmäßigsten pariser Producte dieser Art lassen sich anhören, wogegen ein italienischer Stümper nicht einmal seine Sprache so zu handhaben weiß, daß die Personen inhaltsloser Stücke sich schicklich in ihrer Muttersprache vernehmen lassen. Bin ich ungerecht, wenn ich hinzufüge, daß der Italiener auch in diesem Puncte dem Deutschen näher steht, als dem Franzosen, und daß man jenseits und diesseits der Alpen eine für beide Theile nichts weniger als rühmliche Uebereinstimmung in der Gleichgültigkeit verräth, neben einigen recht tüchtigen und wackern Künstlern eine ganze Schaar nicht mittelmäßiger, sondern geradezu erbärmlicher Schauspieler auftreten zu lassen? Es sind mir in Rom Fälle dieser Art vorgekommen, die mich außerordentlich lebhaft an meine liebe Heimat erinnerten, wo es leider auch nichts Seltenes ist, daß sich Jemand auf die Bretter wagen kann, der wohl niemals die zwei Worte: Guten Morgen! oder: Guten Abend! bühnengerecht, d. h. richtig auszusprechen vermag.

In solchen Sachen bewundere ich die Nachsicht des Italieners noch mehr als die Langmuth der Deutschen; denn Jener gleicht an Natur einem Topfe, der sogleich überläuft, während es schon eines gewaltigen Feuers bedarf, um das

germanische Temperament zum Sieden zu bringen. Zum Theil erklärt sich allerdings die Geduld des Italieners gegen theatralische Stümpereien, daraus daß er, wie alle romanischen Völker, schon zufrieden ist, wenn er nur weinen oder lachen kann, und in der That gewährt dem fremden Zuschauer in der Regel das, was auf italienischen Theatern vor den Lampen sich zuträgt, größeren Genuß als das, was hinter ihnen vorgeht. Wo der Deutsche sich schon vor seinem unbekannten Sitznachbar „schämen" würde, nur auch die geringste Rührung zu verrathen, da wischt sich der Italiener unverhohlen die Augen und läßt das Schnupftuch seinen Dienst thun. Hinwiederum genügt ihm jede Posse, die ihm einige Male das Zwerchfell kitzelt. Beim Lustspiele ist mir namentlich aufgefallen, wie dasselbe sich durchschnittlich innerhalb einiger wenigen, schon von frühern Geschlechtern überlieferten komischen Stoffe bewegt, die je nach dem Bedürfnisse der verschiedenen Bühnen entweder breiter ausgesponnen oder in's Kurze geschnitten werden. Der Zettel ist derselbe und nur der Einschlag verschieden. Auf dem niedlichen Theater von Monza, einem lombadischen Städtchen von nur 6000 Einwohnern, aber freilich mit einer sehr zahlreichen österreichischen Garnison, wohnte ich der sehr gelungenen Vorstellung eines derartigen Stückes bei, in welchem ein Paar mit der Gicht behaftete Gecken sich in junge Mädchen verlieben, während die schalkhaften Evastöchter ihre Netze nach den feurigen Blicken und blühenden Wangen eines stattlichen Jünglings auswerfen: das Teatro Pace in Rom setzte während des Carnevals seinem Publicum ganz dasselbe Gericht vor, mit dem einzigen Unterschiede, daß sich in Monza drei junge Damen, und dar-

unter eine gelehrte, die sogar Deutsch und Polnisch verstand, um einen jungen Herrn stritten, in Rom dagegen zwei junge Damen in zwei junge Herren sich theilten und die ganze Behandlung des Stoffes dem Geschmacke und Verständnisse einer Zuhörerschaft angepaßt war, die fortwährend Kürbiskerne knupperte und nach Beendigung des Lustspiels sich über ihre Köpfe hinweg ein Seil spannen sah, auf dem englische Seiltänzer ihre Kunststücke producirten. Zum Schlusse der Hanswurst, wie er sich mit entschiedener Ueberlegenheit aus diesen südlichen Breitegraden in den pariser Funambules eingebürgert hat.

Welch ein Genuß, als zwischen die unverdaulichen Bettelsuppen gleich einem leckern Gerichte ein Lustspiel Goldoni's fiel, das dem übeln Rufe des Theaters Valle wieder etwas auf die Beine half! Es ist wahr: Goldoni bietet meist nur hausbackene Theaterkost; seine Personen können selten einen gewissen philisterhaften, alltäglichen Anstrich verbergen, aber es sind doch Menschen, denen Kopf und Herz auf dem rechten Flecke sitzen und die nicht allein wissen, sondern auch sagen können, was sie sind und wollen. Fast wehmüthig gemahnte mich die Vorstellung an einen Leseabend unseres Tieck, der mit gewohnter Vortrefflichkeit ein anderes Lustspiel von Goldoni vortrug. Warum begnügen sich denn die Italiener nicht mit ihren Musterschriftstellern, nachdem ihnen die poetische Ader versiecht und namentlich die dramatische Schöpferkraft abhanden gekommen? So wie ihr Theater gegenwärtig beschaffen ist, wirkt es nichts, gar nichts für die Veredlung des Geschmacks, für die Läuterung und Kräftigung der sittlichen Gefühle, für die Aufklärung und Bildung der Geister. Es ist ein schaler Zeitvertreib. Wir wollen ja gern einräumen,

daß der heutige Italiener ein noch roher Diamant ist: wie kommt es aber, daß sich Niemand die Mühe nehmen will, diesen Edelstein zu schleifen? Weder die Kirche, noch die Schule, noch der Staat, noch die Schriftsteller wollen es als eine Pflicht anerkennen, in dem verwahrlosten Geschlechte das rein Menschliche zu wecken. Was soll aber der Christ, der Bürger, der Geschäftsmann taugen, wenn man die allgemeinsten, unerläßlichsten Elemente der Bildung auf unverzeihliche Weise in ihm verkommen läßt! Die Messe hören und nichts als die Messe hören; ein wenig schreiben, lesen und rechnen lernen und weiter nichts; Vieh hüten und Steuern bezahlen; endlich vor Schlafengehen tüchtig lachen oder, wenn es sein muß, auch weinen — mit andern Worten: von der Furcht am rechten, von der Narrethei am linken Ohre gezogen werden — dieß ist das Loos des Römers und Ihr wollt Euch noch wundern, daß dieses Geschlecht nach bessern Zuständen verlangt! Was wir an den Leistungen des römischen Theaters ausgesetzt haben, gilt leider auch vom Ballet. Reiche Costüme, einige gute Tänzerinnen und überraschende Verwandlungen der Scenerie genügen dem Römer vollkommen, mag die Musik noch so schlecht, mögen die Tänze so abgeschmackt als möglich, der Gegenstand der Pantomime die handgreiflichste Albernheit sein.

Besonders viel Geschmack findet der Römer an lebenden Bildern oder Gruppen, die bis in die untersten Volkstheater, wo das Eintrittsgeld nur fünf Bajocks kostet, das Lieblingsgericht der Zuschauer bilden. Erfreulich ist es, daß die in Frankreich und leider auch in Deutschland üblichen Nacktheiten hier zu Lande weder gesucht noch geduldet wer-

den. Der Römer, der sich völlig nackt zu Bette legt, und zwar der Fürst nicht weniger als der Bettler, zeigt gar kein Verlangen, nackte Menschen zu sehen. Diese Art Lüsternheit ist ihm unbekannt und sein Wohlgefallen beschränkt sich auf die schöne und sprechende Gruppirung, den gelungenen Ausdruck und das angemessene Costüm der Personen, die auf der Scheibe umgedreht werden. Nicht minder groß ist die Freude am Puppenspiele, das Alt und Jung, sowie Leute aus allen Ständen anlockt. Freilich treten auch die Puppen in Lebensgröße auf und machen vermittelst ihrer Drähte die wunderlichsten und verwickeltsten Bewegungen; dagegen ist das, was man sie sagen läßt, über alle Maaßen abgeschmackt und ich muß gestehen, daß mir solche Vorstellungen wenig Respect vor den gepriesenen Arlequinaden und Pasquinaden Roms eingeflößt haben, auch wenn man dabei den Belagerungszustand und die ganze Misère der gegenwärtigen Verwickelung in Anschlag bringt. Jedenfalls war der „Kasperl" auf dem wiener Theater eine weit lustigere Person, selbst zur Zeit, da die Croaten in der Kaiserstadt hausten, als der römische Arlecchino im Teatro de' Buratini während des heurigen Carnevals. Das Lustigste, wenigstens für die jungen und die alten Kinder, war, daß zu guter Letzt der Harlekin in einem Luftballon über das Parterre dahinflog, nachdem er mit knapper Noth den gierigen Zähnen riesiger Menschenfresser entronnen.

Doch am allermuntersten ging es bei den Franzosen zu, die sich in dem sehr freundlichen Theater Metastasio für ihr unentbehrliches Vaudeville eine eigene Bühne hatten einrichten und eine gar nicht schlechte Schauspielertruppe eigens dazu sich von Hause hatten verschreiben lassen. Aller Einspra-

chen und Mahnungen ungeachtet, an denen es der Glaubenseifer der Cardinäle nicht fehlen ließ, nahmen schon am dritten Tage nach der Aschermittwoche die Vorstellungen von neuem ihren Anfang und in Rom — horribile dictu! — wird während der Fasten Theater gespielt, wie im vergangenen Jahre zur Zeit der Republik! Als eine überflüssige Vorsicht kann es nicht angesehen werden, wenn jedes Mal ein starkes Piket vor dem Eingange aufgestellt wird, um einem etwaigen Friedensbruche von außen her zu wehren. Die Römer sehen es äußerst ungern, daß den Franzosen gestattet sein soll, was ihnen verwehrt ist, während Andere sich über Profanation der katholischen Sitte beschweren. Vielleicht mit größerem Rechte hat man es dem französischen Obergeneral übel gedeutet, daß er für seine Heerschauen und Feldübungen in der Regel den Sonntag wählt. Am zweiten Fastensonntage fand ein von allen Waffengattungen ausgeführtes Manöver am Ponte molle Statt, bei dem sich Tausende von Zuschauern zu Fuß, zu Roß und zu Wagen einfanden — die meisten faule Kirchgänger. Von Seiten Baraguay's war es eigentlich auf eine Demonstration abgesehen, eine von denen, auf die sich die Franzosen vortrefflich verstehen. Die Republicaner sollten sich mit ihren eigenen Augen überzeugen, daß, auch nachdem zwei Regimenter an die Schweizer Grenze abmarschirt sind, um den Oesterreichern das Interveniren zu verleiden, noch immer Mannschaft in Ueberfluß vorhanden sei, die versteckte Revolutionsarmee zu Paaren zu treiben. Es gab ein vortreffliches Bild, wie gegen Abend, gerade um die Zeit, wo die schöne Welt auf dem Pincio ihre Umfahrt beginnt, die verschiedenen Truppenkörper von der Porta del Popolo aus nach allen Seiten hin unter fortwährender Musikbegleitung in ihre

Quartiere einrückten, namentlich wie die Cavallerie am Pincio hinanritt — „den Gutgesinnten zum Trost, den Schlechtgesinnten ein Schrecken.“

Doch kehren wir zum Vaudeville zurück! Treten wir ein: Hier ist Frankreich, ganz Frankreich, nichts als Frankreich. Der Römer findet es unter seiner Würde, an einem solchen Orte zu erscheinen. Zu Auslassungen über die französische Posse fühle ich keinen Beruf; welcher Deutsche, der ein solches Stück mit ansah, hat nicht schon herzlich lachen müssen, wenn die Schauspieler gerade in den leidenschaftlichsten Momenten, im brennenden Feuer des geistreich zugespitzten Dialogs mit einem Male wie Hähne herz- und ohrzerreißende Couplets abzukrähen anfingen! Aber wer hat sich nicht auch darüber gefreut, wenn der Leichtsinn des pariser Lebens in seinen artigsten, freilich fast immer an das Unsittliche streifenden Verwickelungen, in gefälliger, leicht geschürzter und würziger Sprache über die Bretter dahin tändelt und sein munteres Liedchen pfeift! Genau besehen darf man diese Schnurrpfeifereien allerdings nicht; in der Regel haben sie keinen Boden und die Situationen fliegen durch die Luft, wie der Sommerfaden. Allein es weht wenigstens der Blüthenduft einer höheren, wenn auch leichtfertigen Bildung darin. Nur rühren oder durch Phantasmagorien blenden muß der Vaudevillist nicht wollen; die Muster von aufopfernder Großmuth, die er sich vom Strande der Normandie herholt, gehören eher in eine Kinderfibel, wo sie sicherlich Glück machen würden und die ovidischen Verwandlungen einer von der Zehe bis zum Scheitel gescheiten Pariserin könnten die Concurrenz mit dem gefeiertsten Puppentheater aushalten. Die Garnison sieht es namentlich gern, wenn auf den Brettern,

welche die Welt vorstellen, geraucht und getrunken wird; und eine Schauspielerin, die mit Anstand eine Cigarre zu Ende bringt, kann ihres Erfolges gewiß sein, wenn auch nicht, wie Titus, als deliciae generis humani, so doch als deliciae triariorum, hastatorum et principum. Uebrigens ist der Krieger mit Allem, auch dem Mittelmäßigsten, zufrieden, sobald das Repertoire nicht an Engbrüstigkeit leidet und zu rechter Zeit wieder ein neues Gericht vorsetzt. In den Logen hat sich der Officier niedergelassen, auf dem Parterre dagegen giebt der Corporal den Ton an. Einige Dutzend Billete werden auf Regimentskosten an die würdigsten Unterofficiere vertheilt: Einsteher und jene Tapfern, die das Kreuz der Ehrenlegion in den Stand setzt, von den damit verbundenen 250 Franken Pension ein Uebriges zu thun, bestreiten die ohnedieß sehr mäßigen Kosten aus eigenen Mitteln. Dieses Parterrepublicum hat die Gewohnheit, mit der Rolle eines stummen Zuschauers sich nicht zu begnügen, sondern einen directen Antheil am Spiele zu nehmen. Ein eigenthümlicher Zeitvertreib ist es schon, daß Hunde sich unter den Zuschauern bemerklich machen. Von diesen Vierfüßlern, die in Rom schaarenweise herrenlos herumlaufen, ihre Nahrung in den auf die Straße geworfenen Abfällen und eine Nachtruhe auf dem Pflaster suchend, wird der nächste beste von einem Soldaten zur Caserne gebracht und als Regimentshund herausgefüttert. Der Regimentshund wäre das glücklichste Thier in ganz Rom, wenn er nicht durch Liebkosungen und Neckereien fast zu Tode geplagt würde. Im Theater darf er nicht fehlen, nachdem der französische Soldat in Erfahrung gebracht, daß Hunde in Kirchen und an andern öffentlichen Orten frei aus- und eingehen und besonders Katzen in den

Kirchen zu den Hausthieren und zum Sacristeipersonale gehören. Einmal im Theater, spaziert der Regimentshund von einem Arme zum andern und muß die Langeweile des Zwischenactes vertreiben helfen. Die Zwischenacte sind recht eigentlich die partie honteuse des französischen Theaters in Rom; sie dauern gewöhnlich entsetzlich lange und wenn es auch dem Orchester eine Zeit lang gelingt, durch Aufspielen von Polka's und andern beliebten Tänzen die Ungeduld zu beschwichtigen und das Lärmen mit den nägelbeschlagenen Schuhsohlen auf ein weniger unharmonisches Tacttreten herabzustimmen, so ist doch meist beim Aufgehen des Vorhanges ein Höllenlärm los, der sich mit einem Ah! Ah! weit rascher legt, als er entstand. Jetzt kann die Liebhaberin, eine ältliche, außerordentlich beleibte Dame, im le Diable de Paris ihr Couplet getrost wie ein Windspiel absingen, das man in den Schwanz kneift; aber ein harmonisches Gelächter erschallt, wenn Statisten auftreten, die eben erst noch in der Uniform gesteckt haben und zum Theil absichtlich, zum Theil aus Ungeschick sich äußerst linkisch benehmen. Sie tanzen wie die Böcke und das Vis-Vis-Rufen will gar kein Ende nehmen. Selbst in den Volkstheatern sah ich Jäger von Vincennes in stummen Soldatenrollen auftreten: die Schaamröthe stieg ihnen zu Gesichte, als das Publicum laut darüber lachte, daß sie nicht das Gewehr präsentirten bei dem italienischen Commando eines der Schauspieler, wovon sie natürlich nichts verstanden. So gutmüthig ist der Franzose!

Eine andere Belustigung ward unserem Parterre dadurch zu Theil, daß die Loge des Fürsten von Canino sich mit Angehörigen dieser berühmten Familie füllte. Als der Großneffe des Kaisers, ein zehnjähriger Knabe, der seinem Großoheime

zum Sprechen ähnlich sieht, hinter seiner Schwester, auf deren Gesichte mehr italienische Schönheit als französischer Geist leuchtet, sichtbar wurde, entstand eine fieberhafte Bewegung unter den Unterofficieren. C'est son portrait! ging es von Munde zu Munde, wobei der etwas dicke und unförmliche Kopf des jungen Napoleoniden nichts verschlug. „Ein Stück vom Kaiser!" mehr brauchte es nicht, um das Soldatenblut rascher fließen zu machen. Gegen Titel ist der französische Soldat nichts weniger als unempfindlich und wer die Franzosen nicht kennt, müßte sich höchlich darüber wundern, daß man vor einer republicanisch gesinnten Armee ein Stück, wie den Démon de la nuit, aufführen darf, worin alle handelnden Personen von dem unsichtbar mitwirkenden Könige an bis herab zu dem adeligen Hofmeister des Prinzen der haute volée angehören, Grafen, Marquis, Barone, oder Gräfinnen, Marquisen, Baronessen sind. Die Officiere, meist Republicaner du lendemain, sind mit dieser vornehmen Welt ganz und gar zufrieden und wünschen sich keine bessere Gesellschaft. Auch an den glänzenden Costumen finden sie Gefallen und zwar um so mehr, da gerade diese Seite des italienischen Theaters zu den meisten Ausstellungen Veranlassung giebt.

Zu den Erheiterungen des römischen Lebens gehört namentlich auch das Kirchenjahr mit seinen höchst mannigfaltigen, für Auge und Ohr gleich anziehenden Festen, von denen Göthe eine ausführliche Beschreibung zu liefern beabsichtigte. Leider kam er über anderen Arbeiten und Entwürfen nicht dazu. Das römische Kirchenjahr zählt unstreitig unter den am klügsten berechneten und am feinsten ausgesponnenen Einrichtungen des Katholicismus, und eine Stadt, deren Jahr

sich in dem unterhaltendsten Cyclus der verschiedensten Kirchenfeste verläuft, mußte schon darum der Mittelpunct der katholischen Welt sein. Denn nur in einer langen Reihe von Jahrhunderten konnte von einer leitenden und vollführenden Centralmacht aus, gleichsam durch das Gehirn des großen Kirchenorganismus, ein System ausgedacht und nach allen Seiten hin abgewogen werden, das die christlichen Ideen in die reizendsten Festgewänder kleidet und an dem Gedanken des Innerlichsten und Heiligsten, was der Mensch zu fühlen und zu denken vermag, immer neue, mit den sinnlichen Organen festzuhaltende Formen und Erscheinungsweisen hervorzukehren weiß.

In ihrem Wittwenstande hat die ewige Roma zum nicht geringen Schaden der Ausländischen wie der Einheimischen viel von der glänzenden Pracht ihrer Feste verloren und manche derselben schrumpften zu kaum noch sichtbaren Trümmerresten aus einer glücklicheren Zeit zusammen. Die Priester, die mit der Sprache offen herausrücken und sich in diesem Puncte nicht auf das Verstellen legen, wie das Giornale di Roma, klagen sehr darüber, daß die lockendsten Feste ihre frühere Anziehungskraft verloren haben. Am auffallendsten sind für den Fremden die beiden Thierfeste, die in den ersten Monat des Jahres fallen. Am dritten Sonntage des Januars wird in der neben Maria maggiore gelegenen, in dem zierlichen florentinischen Style des 15. Jahrhunderts erbauten Kirche S. Antonio gegen eine mäßige Bezahlung der Segen über die herbeigeführten Thiere gesprochen. In der Mitte der Kirche steht das Brustbild des Heiligen aus Holz und reichlich übermalt. Kommt nun der Bauer aus der Campagna mit seinem Zuge Stiere, seinen Pferden oder Kühen, so kniet

er zuerst vor dem Heiligen nieder, betet ein Paar Rosenkränze und küßt dem Schutzpatrone der Thiere, dem diese das Leben in der Wildniß erheiterten, die Schulter. Sodann wendet er sich an den gegenübersitzenden Priester, der den Namen des Bauern in ein Heft einzeichnet und aus einer Kapsel demselben einen Segensspruch übergibt, dem der Platz wohl im Stalle angewiesen wird. Sofort legt der Geistliche seine Sutane um, tritt vor die Kirche, liest ein lateinisches Gebet ab, worin es heißt: Gott möge die Leiber der Thiere in seinen Schutz nehmen! und nachdem die Pferde, Ochsen oder Kühe dreimal mit Weihwasser besprengt sind und der Küster sein Trinkgeld erhalten hat, fährt oder reitet der Bauer davon. Auch an glänzenden Equipagen fehlt es nicht. Der Principe fährt mit brennender Cigarre vor, läßt den Kutscher das Geschäft abmachen, raucht während der Einsegnung ungestört weiter und entfernt sich, nachdem er ein besseres Trinkgeld als die Andern bezahlt, ebenso rasch wieder, wie er gekommen, ohne auch nur einen Fuß in die Kirche gesetzt oder gar die Messe gehört zu haben. Für Esel und Hunde scheut man die Ausgabe; allein die Köter aus der Nachbarschaft holen sich den Segen selbst und gehen ungescheut in die Kirche. Ein solches Thier sah den Priester unverrückt mit seinen klugen Augen an, während das Gebet über seines Herrn Einspänner gesprochen wurde.

Viel Poesie liegt in diesem christlich zugestutzten Stücke Heidenthum nicht; ohne Vergleich sinniger und idyllischer nimmt sich das auf den 21. Januar fallende St. Agnesen-Fest aus, an welchem zwei Lämmer geweiht werden, die man den Nonnen eines Klosters zur Zucht übergibt und aus deren Wolle die Pallien für Patriarchen und Erzbischöfe verfertigt

werden. Schon die Lage des Kirchleins vor Porta Pia an der Via Nomentana, dicht neben der mit trefflichen bacchischen Emblemen in antiker Mosaik gezierten Rotunde der heil. Constanze und den Resten des Hippodroms von Constantin, verleiht dem Feste einen eigenthümlichen Reiz. Auf 48 Stufen steigt man hinab in den aus antiken Säulen, einige von ganz vortrefflicher Arbeit, aufgebauten Raum. Der Treppengang ist mit heidnischen und altchristlichen Grabschriften aus den Katacomben verziert. Die Statue der Heiligen in der Confession wurde von Cortieri aus einem antiken Torso zurechtgemacht; dem Altare zur Seite steht ein ausgezeichnet schöner, antiker Candelaber, in einer Seitencapelle ein Christuskopf von Michel Angelo. Vor und in der Kirche ist der sehr artigen Festsitte gemäß der Boden mit Buchszweigen bestreut; schon vom frühen Morgen an halten eigene und Miethwagen vor dem Eingange und besonders zahlreich finden sich die Engländer ein. Vortreffliche Kirchenmusik verkürzt die Zeit, bis um Mittag die Ceremonie beginnt. Zwei blendend weiße, sehr sorgfältig mit Blumen und Bändern geschmückte Lämmer werden mit gebundenen Füßen auf den Altar gelegt, worauf ein Cardinal das übliche Ritual der Weihe verrichtet. Nach vollzogener Einsegnung, während die Lämmer nach der Sacristei zurückgebracht werden, drängen sich die Umstehenden, namentlich Frauen, heran und liebkosen unter lauten Ausdrücken der Freude die zarten Lämmchen, die mit rührender Geduld, ohne sich auch nur zu bewegen, ihre nichts weniger als bequeme Lage ertragen. Ein stolzes Lächeln spielte um die Lippen einer schlanken Brittin, die von einem Stuhle herab das Wohlgefallen der Menge an den lieben Schäfchen mit-

ansah. Auf den obern Tribünen wohnte die vornehme Welt dem Feste bei. Zu früh gekommen hatte ich mich an einem Gange nach der alten Brücke über den Anio, an den ringsum zerstreuten Ueberresten eines größeren Geschlechts und an der Umschau in der wunderbaren Landschaft erlabt.

An sich schon von Interesse für den Fremden, gewannen in diesem Jahre die Fastenpredigten eine ganz besondere Bedeutung durch ihren Zusammenhang mit der Politik. Wer die Verzeichnisse der in den Hauptkirchen auftretenden Kanzelredner ansah, mußte sich auf den ersten Blick überzeugen, daß den Jesuiten der meiste Raum gegönnt war. Vielleicht sollte es eine Entschädigung sein für die erlittenen Unbilden und sonderbar nahm es sich jedenfalls aus, daß dieselben Jesuiten, die mit der ausdrücklichen Bewilligung des Pabstes die Stadt vor zwei Jahren hatten räumen müssen, jetzt, wo der Pabst noch selbst im Exile lebt, sich in Rom eines größeren Einflusses erfreuen, als je zuvor seit der Thronbesteigung Pius IX. Die Jesuiten wissen aber zu „machen", und zwar in allen Artikeln. Sie sind die vortrefflichsten Commisvoyageurs, die man sich nur wünschen kann. Sie machen so ziemlich in allen Artikeln: in Calicots und Politik, wie in Bekehrungen. Dieser versatile Universalismus ist ihnen geblieben, gleichsam als ein Vermächtniß von ihren ersten Generationen. Das beste Zeugniß davon gibt die Villa Torlonia, die mit ihren Tempelruinen, Theatern, Obelisken, Rennbahnen, chinesischen Gewächshäusern, Schweizersennereien, Labyrinthen das Werk eines Jesuiten ist. Derselbe hatte es geschickt einzuleiten gewußt, daß einige von seiner Hand gefertigte Zimmerverzierungen die Aufmerksamkeit des Fürsten Torlonia auf sich zogen, dem gewisse

„Freunde" des Jesuiten einredeten, Niemand könne ihm eine so geschmackvolle Villa bauen wie der Frater. Dem gefürsteten Banquier leuchtete dieß vollkommen ein; schon nach dem ersten Gespräche mit dem Jesuiten steckte er mit Händen und Füßen in den Netzen des Jüngers Loyola's, der dem hausbackenen Verstande des Geschäftsmannes einen Armidengarten vormalte und sich erst durch langes und dringendes Zureden bewegen ließ, den Bau und die Anordnung der Villa zu übernehmen. Er that es aus purer „Gefälligkeit", setzte den geschmacklosesten und abenteuerlichsten Unsinn hin, den unsere Zeit entstehen sah, und nachdem er aus reiner Gefälligkeit dem Torlonia viele Millionen verbaut hatte, baute er sich selbst einen prachtvollen Palast, so lucrativ hatte er seine uneigennützigen Dienstleistungen zu machen gewußt.

Das heißt bei den Jesuiten gute Geschäfte machen. Daß sie auch während der Fastenzeit welche gemacht haben, kann ich aus eigener Erfahrung bezeugen. Ihre Predigten wurden sehr fleißig besucht, wie es denn überhaupt und namentlich als Contrast mit Weihnachten deutlich genug auffiel, daß die Kirchen während der stillen Zeit überfüllt waren. Sieht man davon ab, daß die Kanzelreden in Italien mit seltenen Ausnahmen Controverspredigten sind und in Diction und Vortrag mehr an das Theater als an die Kirche erinnern, so wird man im Allgemeinen mit der in Rom üblichen Predigtweise sich einverstanden erklären und einräumen müssen, daß die allerdings aus einer verhältnißmäßig ungeheuren Anzahl von Ordens- und Weltgeistlichen ausgewählten Kanzelredner sehr oft Gutes, wenn nicht Treffliches leisten.

Wie dieß kaum anders sein kann, stehen die Ordensgeist-

lichen hinter den Weltpriestern wie an Bildung überhaupt, so namentlich auch an Predigertalent unendlich weit zurück. Ich möchte wohl wissen, wie oft des Jahres in den Klosterbibliotheken, deren es ausgezeichnete giebt, obwohl stets nur aus frühern Zeiten, da neuerdings für Anschaffung von Büchern in keinem einzigen Kloster mehr etwas Erkleckliches geschieht, der Bruder Bibliothecar in den Fall kommt, die gelehrten Räume aufschließen zu müssen. Ich habe in dieser Beziehung höchst possirliche Fälle erlebt; manchmal war der Schlüssel gar nicht oder nur mit Mühe aufzufinden. Meine Nachbarn, die Franziscaner in Ara Celi, schienen mir schon längst mit der Wissenschaft auf gespanntem Fuße zu leben und so nahm ich mir vor, einer ihrer Predigten beizuwohnen. Im dem der Maria geweihten, auf einem der Hörner des capitolinischen Hügels erbauten Gotteshause hatte sich eine bescheidene Zuhörerschaft eingefunden; das Häuflein bestand aus jener unmittelbar an den Bettler heranreichenden Menschenclasse, die auf dem Capitole und ringsum an dem Fuße desselben ihre erbärmlichen Hütten aufgeschlagen hat. Ein erträglich wohlbeleibter Pater betritt die Kanzel: „Die Philosophie" — hebt er an. Hab' ich recht gehört: die Philosophie? Aber der gute Bruder hat offenbar noch kein einziges philosophisches Buch in der Hand gehabt und diejenigen, zu denen er spricht, denken sich unter Philosophie ungefähr dasselbe, was sie sich unter Beelzebub, dem Obersten der Teufel, oder unter dem Fitzliputzli vorstellen. Doch was kümmert dieß unsere gutgenährten Pfaffen! Mit der Philosophie geht er durch dick und dünn; die Philosophie ist ohne Glauben und nachdem er dieselbe in der Einleitung ordentlich schlecht gemacht, sich geräuspert und geschneuzt hat,

kommt er in dem ersten Theile seiner Predigt auf die Philosophen. Die armen Philosophen! An ihnen wird auch kein Haar gut gelassen. „Der Philosoph tritt auf, stemmt den Arm in die rechte, stemmt ihn in die linke Hüfte" — der Redner gesticulirt es seinen andächtigen Zuhörern vortrefflich vor, indem er dabei auf der Kanzel hin und her spaziert — „und beweist Euch haarscharf, daß er mit seiner Vernunft Alles begreifen, Alles machen könne. Der Thor! Hat er denn die Morgenröthe geschaffen und die Sonne an den Himmel gesetzt? Doch ganz abgesehen davon ist der Philosoph ein Lügner, ein Betrüger, ein schlechter Geselle u. s. w. u. s. w." Solche Capucinaden lassen sich anhören, wenn sie mit dem Salze und dem Humor eines Abraham da St. Clara gewürzt sind. Allein von dieser Gottesgabe ist den Capucinern auf Ara Celi auch nicht ein einziges Körnchen zugefallen. Indessen erlaubt mir mein protestantisches Gewissen nicht, auf diesem Puncte besonders zu bestehen; ist es doch noch gar nicht lange her, daß Herr Arndt in der berliner Pfarrkirche von der Kanzel herab verkündigte, Kant habe in der letzten Zeit seines Lebens Hafer gegessen, wie der König Nebucadnezar den Juden zulieb Gras fressen mußte. Nicht uneben wünschte ein Verehrer Kants dem gewaltigen Controversisten, der Himmel möchte ihn davor bewahren, daß er nicht noch Disteln zu verspeisen bekomme. Wann wird die Zeit kommen, wo das lautere Gotteswort, das Evangelium der Versöhnung rein von allen galligen Zugaben leidenschaftlicher Zeloten verkündigt wird!

Steigen wir die 124 Stufen von Ara Celi hinab und treten in die nahe gelegene Jesuiterkirche, die Cardinal Alexander aus dem den Jesuiten so sehr gewogenen Geschlechte

der Farnese, deren Erbschaft an die Bourbonen von Neapel überging, bauen ließ. Während der Fasten von 1848 mußte hier Pater Rossi seine kirchlichen Vorträge einstellen, weil sie den römischen Ohren zu reactionär klangen. Der diesjährige Fastenprediger läßt alle politischen Anspielungen bei Seite und selbst die Protestanten und Philosophen werden nur beiläufig und in sehr milden Ausdrücken erwähnt. Dem Redner kommt es allein darauf an, den Gegensatz zwischen der göttlichen Gerechtigkeit und der göttlichen Barmherzigkeit recht deutlich zu machen und seinen Zuhörern so eindringlich als möglich zu Gemüthe zu führen: bis zum unwiderstehlichen Verlangen soll sich in ihnen die rege gemachte Sehnsucht steigern, Theil zu haben an der göttlichen Barmherzigkeit, an der nur diejenigen Theil nehmen können, die, um mit dem Apostel Paulus zu reden, als Reben eingesenkt sind in den Leib Christi, d. h. in den Organismus der Kirche. Selbstredend muß Jeder, der nicht zur Kirche gehört, der göttlichen Gerechtigkeit und ihren Strafgerichten verfallen, so daß es dem Prediger leicht wurde, das beglückende Bewußtsein, mit allen Todten und Lebenden, die zur Kirche gehören, in einer unzertrennlichen Lebensgemeinschaft zu stehen, in warmen Thränen sich kundgeben zu lassen. Die Predigt wäre ausgezeichnet zu nennen gewesen, wenn der Redner seine Stimme, deren Umfang etwas schwach war, nicht gewaltsam steigerte und dadurch um alles Metall brachte. Die Untugend, daß Jeder glaubt, in einer großen Kirche recht schreien zu müssen, verkümmert bei den Italienern wesentlich den Genuß guter Predigten. Zu loben ist es schon, daß der Prediger frei sprechen muß und gar nicht ablesen darf. Um so unangenehmer fiel es in der Kirche del Gesù auf, daß bei jedem Ruhe-

puncte in dem Vortrage des Kanzelredners die Klingelbeutel mit störendem Geräusche unter den Zuhörern umgingen.

War der Jesuit schon seiner äußeren Erscheinung nach durch den klugen Ausdruck seines fein geschnittenen Gesichtes und den ascetisch-schmächtigen Körperbau das gerade Gegentheil des Franziscaners, so begegnen wir in einer der Kirchen des Corso eine dem letzteren verwandte Capucinergestalt. Die Fate-bene-Brüder feiern eben das hundertjährige Jubiläum ihres Stifters Giovanni di Dio. Die Indulgenzen sind angeschlagen; die Kirche ist bis in ihre äußersten Räume mit farbigen Tüchern geschmückt; die schwellenden Töne, eine Schöpfung Palestrina's, rauschen vom Empor hernieder, wenn auch nicht so vollendet schön wie in der Gregorianischen Capelle von St. Peter und nicht so zart und herzerhebend, als bei den Nonnen von S. Trinità de' Monti, doch noch immer harmonisch und ansprechend genug, um der römischen Kirchenmusik Ehre zu machen. Wiederum betritt ein Klosterbruder die bloß provisorisch errichtete Kanzel und rühmt die Verdienste jenes Juan, der in Granada mitten unter ungläubigen Mauren, und dem allgemeinen Gespötte ausgesetzt, Werke der christlichen Liebe übte und das Evangelium verkündigte. Unstreitig ließ sich über den wackern Streiter Christi, dessen Thorheit vor der Welt Weisheit war im Himmel, viel Gutes, Ansprechendes und Erbauliches sagen; allein die geistige Befähigung des Redners mußte außerordentlich klein sein und stand jedenfalls in gar keinem Verhältnisse zu der außergewöhnlichen Länge seines Bartes. Von einem logischen Zusammenhange seiner Rede konnte man durchaus nichts verspüren und die Gedanken waren so selten, daß der Pater mit wenigen Abänderungen im-

mer nur dasselbe sagte: Johann aus Gott sei der Wiedererwecker seines erschlafften Zeitalters gewesen. Uebrigens befinden sich katholische Kanzelredner bei solchen und ähnlichen Gelegenheiten, namentlich in Rom, in der glücklichen Lage, daß der Leichnam des Heiligen unter dem Altare ruht, was der Predigt ein überaus günstiges Relief verleiht.

Eine kleine Abschweifung dürfte hierorts am Platze sein. Nach dem Bisherigen wird mancher Leser fragen, ob denn die römische Revolution in der Stellung der Mönchsorden nichts geändert habe? Daß dieselben bedeutend ärmer geworden sind, ergibt sich von selbst aus dem Gange der Ereignisse; allein sie haben überdieß noch andere und für sie wahrscheinlich schmerzlichere Verluste erlitten. Schon vor mehreren Jahren gingen in dem streng katholischen Belgien und zwar von der ultrakatholischen Universität Löwen Angriffe gegen die Ordensgeistlichkeit und namentlich gegen die Jesuiten aus. Durch Wissenschaftlichkeit wie durch Frömmigkeit gleich ausgezeichnete Männer stießen sich an den anmaaßlichen Eifer, womit die Jesuiten sich in das Unterrichtswesen eindrängten und in Glaubenssachen ein päbstliches Schiedsrichteramt beanspruchten. Sie allein wollten unfehlbar und die einzigen Organe für die Willensmeinung der Curie sein. Darüber kam es zu einem von beiden Seiten ziemlich bitter geführten Streite, der jedoch durch die politischen Ereignisse der letzten Jahre unterbrochen wurde. Umgekehrt hat in Italien das verjüngte Freiheitsgefühl eine verwandte Fehde erst hervorgerufen. Dr. Gaetano Guttiriez, Professor der dogmatischen Theologie an der Universität Sassari in Sardinien, ließ unter dem Titel: Sulla necessità di abolire tutte le fraterie in Sardegna, eine Schrift ausgehen,

die viel von sich reden machte, so nachdrücklich wurden darin die geistlichen Brüderschaften bekämpft, als „der Wurmfraß der Gesellschaft und der Religion, der Sardinien plündere, beschmutze und auffresse.“ Dagegen ist Giambattista Marrocu, von den niedern Conventualen, Professor an der römischen Universität, in einer Rede über die christliche Wohlthätigkeit in die Schranken getreten. Marrocu nennt Guttiriez's Buch ehrenrührig und nach Jansenismus stinkend; seinen Hauptbeweis aber entnimmt er dem Philosophen von Sanssouci, dem Erz- und Urketzer, der gegenwärtig in Italien ganz außerordentlich en vogue ist und als Lupus in fabula die Runde macht durch alle clericalen Parteischriften. Guttiriez will dasselbe, was Friedrich II.; also ist Guttiriez ein Nichtswürdiger, ein Heide, ein Atheist, ein Feind der katholischen Kirche. Die Staaten haben schon darum ein ganz besonderes Interesse, die Mönchsorden beizubehalten, weil überall, wo sie abgeschafft wurden, wie in England, Frankreich, Oesterreich, die schwierigsten Finanzkrisen eintraten. Mit so vortrefflichen Gründen und solchem Feuereifer verficht dieser römische Professor die Sache der Orden. Eine wahre Oratio pro domo, da er selbst Mönch ist und wirklich auch wie ein solcher zu schimpfen versteht. Die Jesuiten aber sprechen nicht, handeln jedoch um so mehr. Ihr Schäfchen haben sie bereits wieder im Trockenen; im Collegio Romano sieht man nur heitere, seelenvergnügte Gesichter und aus allen Sälen strömt es mit Knaben und Jünglingen, die an dieser Quelle der Weisheit schöpfen.

Unten an der Piazza del Popolo in S. Maria dei Miracoli sehen wir meist Landvolk aus der Nachbarschaft zu

einer sonntäglichen Abendpredigt langsam herbeikommen, während unmittelbar an der Kirche vorüber die vornehme Welt zu der Promenade auf den Pincio fährt. Der Küster hat lange läuten müssen, bis einige Dutzend Schäfchen beisammen sind. Der Prediger, ein älterer, würdiger Herr, bewegt sich in einem auch dem Verständnisse seiner Zuhörerschaft zugänglichen Ideenkreise. Aber wie sonderbar! auch er dogmatisirt bloß und läßt das sittliche Bewußtsein ganz außer Acht. In Mailand wohnte ich einer, der Christenlehre vorangehenden, also nur für Kinder von fünf bis zwölf Jahren bestimmten Predigt bei, worin das Dogma von den Sacramenten auf das ausführlichste und nach allen Distinctionen des Lombardus auseinandergesetzt wurde. Aufpassen sah ich keinen der Knaben und als nach dem Schlusse verschiedene Gruppen sich bildeten, mit denen angehende Priester in derselben dogmatischen Weise catechisirten, bedurfte es der ganzen Strenge des mit einem 8 Fuß langen Stecken versehenen Sacristans, um die Wildfänge in Ordnung zu halten. Der Priester in Wunder-Maria hatte dieselbe Noth, sein älteres Publicum vor dem Einschlafen zu bewahren, und erst, als er es scharf betonte: „nur die Protestanten, die Ungläubigen und auch einige Katholiken können leugnen, daß schon die Apostel im Beichtstuhle saßen,“ wurden die Leute wieder etwas wach.

Die aufmerksamsten Zuhörer fand ich in der innerhalb des Palastes der Cancelleria erbauten, sehr geräumigen Capelle. Ich hatte die Säle betrachtet, in welchen das römische Parlament getagt und wo gegenwärtig französische Jäger wohnen. Da mit einem Male öffnet der Custode die Thüre zu einer Loge, von der aus man die dichtgefüllte Kirche über-

sah. Ein hier zu Lande seltenes Schauspiel! Nicht Einer war da unten, der nicht an den Lippen des Predigers hing, jedes Wort desselben begierig auffaßte. Der Mann verstand sich übrigens auch auf das Predigen. Seine weiche, biegsame Stimme ging von den rührendsten Tönen urplötzlich zu ernsten, tiefklingenden Lauten über; und dabei bot er alle Kräfte auf, den theils schlummernden, theils gänzlich abgestorbenen Glauben zu wecken; er sprach, wie ein Hirt zu seiner Heerde reden soll, und wenn eine gewisse theatralische Schminke und wohl berechnete oratorische Künste dem Nordländer auch etwas störend vorkommen mußten, der in solchen Fällen allein der ungeschminkten, einfachen Herzlichkeit die Palme zuerkennt, so war der Vortrag immerhin höchst befriedigend und gelungen. Mir will es überdieß scheinen, daß das Italienische sich nirgends so gut ausnimmt, als auf der Kanzel.

Sechster Brief.

Auch den *Carneval* hatten wir also glücklich überstanden! Wenn er auch nicht sonderlich lustig verlief, so war er doch lehrreich genug. Wie Schade, daß der alte *Göthe* nicht mehr lebt und erzählen kann, was seit 70 Jahren aus der Hauptstadt der Welt und ihren christlichen Saturnalien geworden ist! Die *Randbemerkungen* und *Nachträge* zu seiner Beschreibung dieses ausgelassenen und doch zugleich decenten Volksfestes hätte er dann füglich der unmittelbar darauf folgenden *Campagne* von 1793, jämmerlichen Angedenkens, entlehnen können. Ich stand gerade vor dem sterbenden Gallier in der capitolinischen Sammlung, als von dem nahen Thurme mit der Glocke das Zeichen für den Beginn der Fastenpossen gegeben wurde. Wie ich jedoch in den Corso kam, war außer der nöthigen Puzzolanerde, womit man des Pferderennens wegen den feuchten Boden bestreut, nichts Außerordentliches zu erspähen: überall die gewöhnlichste und noch dazu schmutzigste Alltäglichkeit.

Befremdend war es mir nicht; noch am Sonnabend las man in allen Localen, wo die Demokratie sich versammelt, und

sogar an öffentlichen Plätzen angeschlagen, der Römer betheilige sich nicht am Carneval, der gute Patriot dürfe es nicht und siehe da! die Republicaner gehorchten und hielten Wort. In solchen Dingen zeigt der hiesige Radicalismus eine treffliche Zucht und Gliederung; wenn es nur auch in der bataille rangée ebenso wäre! Die Mittelclasse erschien gar nicht und der Adel außerordentlich spärlich. Der Fremde und der Proletarier behaupteten ausschließlich die Ehre des Tages. Nur wenige Teppiche kamen zum Vorscheine und bloß an Häusern, deren Besitzer ihre Fenster gern vermiethet hätten oder den hohen Geschlechtern angehören. Die Furcht vor der Vendetta scheint sogar so gewaltig gewirkt zu haben, daß sich den ganzen Nachmittag kaum ein halbes Dutzend Wagen blicken ließ. Von Verkleidungen — Masken sind verboten — bekam ich nichts zu Gesicht, nicht einmal ein Endchen von einem Zopfe. Fenster und Balcone waren in der Regel leer und von den Menschen, die hin und her wogten, waren die meisten Militärs. Das Ganze bot überhaupt weit eher den Anblick einer militärischen Festlichkeit, etwa einer Wachtparade, dar, als eines italienischen Volksfestes. Die französischen Soldaten als Zuschauer, die römischen im Dienste überfüllten den Platz mit doppeltem Tuche, was jedenfalls insofern nicht ohne Interesse war, als man zum ersten Male das gesammte in Rom anwesende päbstliche Militär in Paradeuniform ausrücken und beisammen sah. Einen der französischen Generale bemerkte man wie gewöhnlich in Civilkleidung mit weißem Ueberzieher an dem Arme eines jungen Mannes auf und ab spazieren. Die Vorkehrungen, die man für die Sicherheit der Stadt hatte treffen lassen, überhoben ihn jeder ängstlichen Rücksicht.

Wer sich allein den Spaß nicht verderben ließ, das waren wie immer die Söhne und Töchter Albions. O! diese schlanken und blonden Gestalten, mit dem stolzen Lächeln und der kühnen Entschlossenheit der Meerbeherrscherin um Mund und Augen, sind sie denn nicht mitten im Lande der Frauenschönheit der ächte Diamantenschmuck des weiblichen Geschlechts! Was hätte sie, die dazu ja ausdrücklich auf das Festland herübergekommen waren, abhalten sollen, ihre Bekannten auf den gegenüberstehenden Balconen und die Menge unten mit Blumen und Confettis zu bewerfen, während die Herren Brüder und Vettern sich das etwas derbere Vergnügen machten, die liebe Straßenjugend um zugeworfene Bajockstücke im tiefsten Kothe sich balgen zu lassen. Leider machen drei Schwalben noch eben so wenig einen Frühling als eine. Am kläglichsten sah es auf den Gerüsten aus, die man auf dem venetianischen Platze und der Piazza del Popolo aufgeschlagen hatte, um das Abrennen und die Ankunft der Berberi mit mehr Bequemlichkeit und Sicherheit zu beobachten. Als das Zeichen aus kleinen Mörsern, die wie Mordschläge knallten, gegeben war und die bis zur Wuth gereizten Renner nicht ohne Mühe an die Schranken geführt wurden, saßen auf den vor dem Obelisken des Menephthas im Halbkreis errichteten Tribunen kaum 50 Zuschauer und von diesen hatten vielleicht nicht zehn etwas bezahlt. Die meisten schlüpften von unten herauf und außen verhöhnte die Menge den Cassenführer mit lächerlichen Angeboten von einem halben Bajock. Statt der Anfangs geforderten drei Paul begnügte er sich recht gern mit einem. Die Unternehmer müssen sich eben der noch weit ärmeren Blumen- und Confettiverkäufer getrösten, denen ihre Waare meist ganz unberührt stehen blieb. Die wil-

den Pferdchen, die sich um republicanische Losungsworte nicht kümmern, thaten dagegen ihre Schuldigkeit vollkommen.

Die größte und eigentliche Langeweile ging erst Abends in den Theatern an und ich wundere mich nur, daß der heißblutige Italiener sich solche Miserabilitäten bieten läßt. Er hat freilich dafür das gutmüthige und löbliche Auskunftsmittel, ganz Schlechtes und Mißrathenes wo möglich noch stärker zu beklatschen, als Gutes und Gelungenes. Daß man Rossini's köstlichen Barbier auf solche Weise in Rom mißhandeln darf, ist das Stärkste, was ich auf dem Gebiete der dramatischen Kunst bis jetzt erlebt habe.

Bedarf es nach Allem diesen noch der ausdrücklichen Versicherung, daß der unmittelbare, offene Sinn für die Freude in den römischen Herzen geknickt, die lebensfrohe Lustigkeit verwischt ist, wie der Blüthenstaub auf dem Flügel des Schmetterlings nach einem Aprilregen? Die sprüchwörtliche Munterkeit und Unbefangenheit hat einer gedrückten, nachdenklichen und unheimlichen Stimmung weichen müssen, die wie ein Alp auf der Bevölkerung lastet. Am ungehaltensten äußern sich die französischen Officiere darüber, die auf alles und jedes Wintervergnügen verzichten müssen. In das französische Theater geht selten ein Römer; die Direction versuchte es daher mit einem Abonnement auf einen Cyclus von Bällen. Da fehlte es aber gleich bei dem ersten Balle an Tänzerinnen, wenigstens an solchen, die das mit der Cybele an Bord unterhalb Roms gestrandete Schiff, das die Vestalin Claudia zur Beglaubigung ihrer Unschuld mit ihrem Gürtel wieder flott machte und in den Hafen zog, auch nur einen Zoll breit weiter gebracht hätten. Wie ich höre, mußte sich sogar die Polizei drein legen und den Tanz

schon am zweiten Abend verbieten. Besser erging es dem von der Jugend der römischen Nobili in ihrem Casino abgehaltenen Balle, wozu alle französischen Stabsofficiere geladen waren. Auf 200 Tänzer kamen wenigstens 100 Tänzerinnen, eine Anzahl, die den drei Cardinälen viel zu groß vorkam.

Der preußische Geschäftsträger hat nun abermals aus Neapel geschrieben, er hoffe dießmal zuverlässig am 14. Februar mit dem Papste in Rom einzutreffen. Qui vivra verra! Ich glaube es so lange nicht, bis ich den Pabst mit meinen eignen Augen durch das Thor des quirinalischen Palastes habe einfahren sehen. Mag das Anlehen mit Rothschild auch abgeschlossen, die französische Armee bis auf wenige Bataillone abgezogen sein: so lange nicht mindestens 15,000 Mann zuverlässiger und geübter römischer Truppen hier stehen, wäre es fast vermessen, Pius IX. die Rückkehr auch nur anrathen zu wollen. Die Republicaner machen gar keinen Hehl daraus, daß sie nur den Abzug der Franzosen abwarten, um von neuem loszuschlagen. Als ernster Mahnruf klingt mir fortwährend die Aeußerung eines der conservativsten Ehrenmänner in die Ohren: „So lange die jetzt lebende Generation nicht vom Schauplatze abgetreten und durch ein anderes in antirevolutionären Grundsätzen erzogenes Geschlecht ersetzt ist, wird es immer ängstlich um die weltliche Macht des Pabstthums stehen.“ Der Boden ist so unterwühlt, daß man das Schlimmste fürchten muß. — Während der französische Officier aus Mangel an andern Belustigungen im Café einen stürmischen Rundgesang erschallen läßt, ganz als ob er deutscher Student wäre, dem er überhaupt weit näher verwandt ist als der preußische Leutnant, schüttelt der Römer unmuthig den Kopf, blickt in die Zeitung,

auf der noch kein polizeiliches Verbot lastet, und geht schweigend nach Hause. Der düstere, schwermüthige Blick läßt nichts Gutes hoffen. Es überläuft mich jedesmal kalt, wenn ich den Kopf des Junius Brutus auf dem Capitol betrachte. Frankreich muß am Ende zwischen zwei Stühlen niedersitzen und kann aus dem Kampfe, den es zur Wiedereinsetzung des Pabstthums mit so großen Opfern an Menschenleben und Geld unternahm, nur mit dem tödtlichen Hasse beider Parteien beladen hervorgehen. Sehr bezeichnend ist schon jetzt die absichtlich zur Schau gestellte Aufmerksamkeit gegen die Spanier, namentlich von Seiten derjenigen Municipalitäten, in deren Districten die spanischen Truppen in Quartieren liegen. Officieren und Soldaten wird in zahlreichen Adressen wegen ihres musterhaften Betragens das größte Lob gespendet, wogegen man von derlei Ehrenbezeigungen, die den Franzosen widerfahren, nichts hört. Der spanische Oberbefehlshaber, General Cordova, hat an seine Regierung einen außerordentlich schmeichelhaften Bericht über das neapolitanische Heerwesen eingesandt, nachdem er alle darauf bezüglichen Einrichtungen in Augenschein genommen. Das päbstliche Militär läßt dagegen, was die Mannschaft und kriegerische Haltung betrifft, viel zu wünschen übrig. Ordentliche Burschen, und die ihr Unterkommen auch außerhalb der Wachtstube verdienen können, treten nicht unter das Militär, wie denn der Römer überhaupt dem Waffenhandwerke wenig Geschmack abgewinnt. Nun wird zwar darauf hingearbeitet, die französischen Bataillone nur nach Maaßgabe der neu organisirten und gehörig eingeschulten römischen abziehen zu lassen; allein dergleichen Einrichtungen lassen sich nicht nach dem Ellenmaaße und im Tagelohne abmachen. Wer daran zweifeln wollte,

daß sich für den Fall, daß die Franzosen allzusammt den Kirchenstaat räumen, ganz neue und unberechenbare Verwickelungen vorbereiten, der müßte gar keine Ahnung davon haben, was unter der Oberfläche der hiesigen Alltagswelt vorgeht. Verschwörungen lassen sich nirgends leichter anzetteln als in Rom. Diejenigen Fremden, die lange Jahre hier zugebracht haben, wissen es am besten, daß es kaum einen zweiten Ort der Welt gab, wo man so frei und von der Polizei unangefochten leben konnte. Darum fehlt es zur Ueberwachung der republicanischen Umtriebe ganz und gar an erforderlichen polizeilichen Kräften, die überall am schlechtesten sind, wo dieselben ausschließlich in geheimen Spionendiensten und zufälligen Zuträgereien bestehen. Ob man in Portici die Lage der Dinge kennt und richtig zu würdigen versteht, weiß ich nicht; aber es kommt mir vor, als suchte man daselbst die fremden Gesandten und ihre lästigen Anmahnungen durch wohlfeile Versprechungen immer wieder von einem Termine auf den andern zu vertrösten.

Im weitern Verlaufe der Carnevalswoche ist an die Optimisten jedenfalls eine ernste Warnung ergangen. Ein an sich unerhebliches Ereigniß, das aber seiner moralischen Bedeutung und Wirkung wegen schwer genug in die Wagschaale fällt, hat die erste Woche des Possenspiels auf sehr unerwartete Weise geschlossen. Während der drei ersten Tage hatte das schlechte Wetter keine Lustigkeit aufkommen lassen. Am Donnerstage, der den Höhepunct der Ausgelassenheit zu bilden pflegt, hatte sich der Himmel aufgeklärt; es wehte jedoch von Norden her ein so schneidender Wind, daß man eher in München als in Rom zu sein glaubte. Dessenungeachtet drängte sich dießmal eine ungewöhnliche Menschenmasse dem Corso entlang; es erschienen

mehrere Wagen, wenn auch in der Regel nur gemiethete; Blumen und Confettis regneten nach allen Seiten und nur an Masken fehlte es fast gänzlich. Um dem Mangel abzuhelfen, kam die Polizei auf den wenig sinnreichen, um nicht zu sagen unschicklichen Einfall, ein Dutzend schmutziger und plumper Gesellen in ebenso schmutzige und blöde Verkleidungen zu stecken und eben nicht zur Erbauung der Zuschauer auf dem Corso spazieren zu führen. Am Freitage unterbleibt die Narrethei des Fastens wegen; am Sonnabende jedoch war nicht bloß ein klarer, sondern auch ein warmer Himmel über der ewigen Stadt ausgespannt, was den Ausländern zumal Veranlassung gab, sich rückhaltsloser als bisher in den Strudel der Freude zu stürzen. Ganz besonders thaten die französischen Officiere das Ihrige: sie wurden aber auch mit weißen Geschossen buchstäblich überschüttet. Mehrere, als Beduinen verkleidet, nahmen sich vortrefflich aus. Selbst der gemeine Soldat fand Geld in seiner Tasche, um einen Fiacre zu miethen und nach den schönen Augen mit Blumen zu werfen, zur nicht geringen Erlustigung der Officiere, die sich auf der vor den Fenstern des colossalen Café français errichteten Tribune zahlreich eingefunden hatten. Nur die fashionabeln und eleganten Wagen ließen noch immer auf sich warten. Da fiel mit einem Male zwischen vier und fünf Uhr an der Piazza Colonna ein Schuß; die Menge stiebte nach allen Richtungen hin aus einander und einer der wenigen vornehmen Wagen, in welchem ein junger Mann mit einer ungewöhnlich schönen Dame saß, bog gestreckten Galoppes in eine Seitengasse ein. Daß es der junge Canino mit seiner älteren Schwester war, in dessen Wagen die Explosion erfolgte, wußte man sogleich; über den wahren Sachverhalt herrschten

verschiedene Meinungen. Der Palast, in den der Verwundete gebracht wurde, mußte mit einer zahlreichen Wachmannschaft gegen den Andrang der Neugierigen geschützt werden. In den ersten Stunden der Nacht herrschte eine nicht gewöhnliche Aufregung in den Straßen und das Militär, das nach allen Seiten hin patroullirte, mußte sich zu wiederholten Malen in's Mittel legen.

Mit dem Schusse hatte es folgende Bewandtniß. Schon vor Beginn des Carnevals waren allen römischen Nobili Drohbriefe zugegangen, sie sollten sich auf keinerlei Weise an der Corsofahrt betheiligen. Der junge Canino ließ sich dadurch nicht abhalten. Ob es gerade von seiner Seite schicklich war, haben wir nicht zu untersuchen. Zu seiner Entschuldigung dient, daß er von seinem Vater, dessen politische Ansichten er nicht theilte, vielfach mißhandelt wurde. Auch erneuerte Drohbriefe konnten ihn nicht einschüchtern. Noch Sonnabends früh erhielt er deren drei. Schon war er unangefochten in Begleitung seiner muthigen Schwester einige Male auf und abgefahren, als ein mächtiger Blumenstrauß von unbekannter Hand in den Wagen gelegt wurde. Wie der Fürst denselben aufnehmen wollte, fiel eine Flasche zu seinen Füßen und ein Mordschlag entlud sich, der den allzu Kühnen nicht unerheblich verletzte. Auch die Fürstin trug eine leichte Verwundung davon, wofür sie bei einem Festessen französischer Officiere als Heldenkind in einem besonderen Toaste gefeiert wurde. Das Quid fabula docet kann sich Jeder selbst abstrahiren; doch drängt mich mein Gewissen, es bei dieser Gelegenheit wiederholt und feierlichst auszusprechen, daß die furchtbar durchwühlten Zustände des Kirchenstaates ohne ein rasches und einheitliches Zusammenwir-

ken der Mächte zu den gefährlichsten Katastrophen führen müssen. Das verhängnißvolle „Zu spät" erschallt nirgends so vernehmlich und so eindringlich als im Mittelpuncte der katholischen Welt. Daß die Franzosen mit Blindheit geschlagen sind, wundert mich im Geringsten nicht; wohl aber müßte man es tief bedauern, wenn auch das österreichische Cabinet in der Sache trüb sähe und sich zu Mißgriffen verleiten ließe, die keine Macht der Welt wieder gut zu machen vermöchte. Oesterreich kann seine italienischen Provinzen in Rom leichter verlieren als in der Lombardei. Man sagt freilich, die Mazzinisten hätten nur einen geringen Bruchtheil des Volkes hinter sich: aber wie, wenn die päbstliche Regierung, so wie sie von den drei Cardinälen verstanden und geübt wird, nicht einmal auf einen solchen Bruchtheil sich verlassen könnte und die große Masse des Volkes lediglich dem Zufalle der Agitation preisgegeben wäre? Schon zur Zeit Goliaths sangen die jüdischen Mädchen vor den Thoren Jerusalems: Saul hat Tausend geschlagen, David aber Zehntausend. Ich wünschte nur, die Herren Diplomaten hätten die unheimlichen, tief in den Mantel gehüllten Gestalten gesehen, die dem Corso entlang standen und einen drohenden Blick auf Jeden warfen, der den Scherz mitmachte. Man ließ zwar den Fremden gewähren und bestrafte denselben für seine „unzeitige" Munterkeit bloß damit, daß man ihm durch eine wohlorganisirte, aus Jungen bestehende Diebesbande die Taschen leeren ließ. So lange die Franzosen im Lande sind, schweigt die Revolution — sind sie einmal abgezogen, nun dann bricht die Sündfluth herein. Ich bin eben nicht ängstlichen Gemüths, aber dabei möchte ich nicht zugegen sein. Die offene Empörung ist dem gegenwärtigen Siechthum weit vorzuziehen:

jene kann man niederkämpfen und versöhnen; durch und durch vergiftete Herzen aber lassen sich weder zu Boden strecken noch bekehren. Was soll es heißen, wenn das officielle Blatt der päbstlichen Regierung Mazzini und die Seinigen in gesperrter Schrift monstra nennt? Damit verräth die Partei nur ihre eigene Schwäche und — Furcht.

Es ist freilich wahr: das unheimliche Gespenst der aufgelösten Circoli popolari spukt noch immer durch die Straßen Roms und Alles deutet darauf, daß dieser Krankheitsstoff, gleich einem schlecht geheilten Hautausschlage, von der Oberfläche des öffentlichen Lebens sich auf die inneren Organe geworfen hat. Den regierenden Cardinälen, die schon längst von dem französischen Oberbefehlshaber ein energischeres Auftreten gegen die republicanische Partei und deren Umtriebe wünschten und forderten, kam nichts gelegener, als daß an demselben Abende, wo der Vorfall mit dem Fürsten Canino sich ereignete, ein französischer Soldat auf öffentlicher Straße ermordet wurde. Zwar war es dießmal kein politisches Attentat: Eifersucht gab dem Mörder den Dolch in die Hand; allein derselbe Fall hat sich nun denn doch mehr als dreißig Male wiederholt und man kann wohl sagen, großentheils durch die eigene Schuld der Franzosen, die, um sich mit der radicalen Partei nicht ganz zu überwerfen, den Belagerungszustand recht human handhaben und sich im Gegensatze zu den Oesterreichern den Ruf nachsichtiger Milde erhalten wollten. Schade nur, daß die Römer dafür keinen Sinn haben. Ohne allen Zweifel verfahren die Oesterreicher weit consequenter: sie sind in das römische Gebiet mit der unumwunden ausgesprochenen Absicht eingerückt, die Revolution zu Boden zu werfen und die Republicaner, wie und wo

sie sich zeigen mögen, zu Paaren zu treiben. Ihr Wahlspruch und im Grunde das ganze Geheimniß ihrer Politik lautet: Wenn Ihr nicht pariren wollt, so wird kurzer Proceß mit Euch gemacht — man erschießt Euch! Dieses außerordentlich prompte Abfertigungssystem hat wenigstens das Gute, daß das Leben der Officiere und Soldaten wenn auch nicht allgemein, so doch besser gegen den Meuchelmord geschützt ist, wogegen den Franzosen nicht bloß der Dolch der Rothen, sondern auch der Schwarzen droht. Unlängst wurde im Gebirge ein französischer Soldat erstochen, dessen Mörder sich als ein mit den Jesuiten eng verbundenes Individuum auswies und selbst durch die angestrengtesten Bemühungen der clericalen Partei den Händen der Gerechtigkeit nicht entrissen werden konnte. Ein dem Jesuitenorden angehörender Geistlicher verschmähte es sogar nicht, zu Gunsten des Angeklagten ein falsches Zeugniß abzulegen, wodurch ein Alibi bewiesen werden sollte. Die unheiligen Mittel helfen denn doch nicht immer zum heiligen Zwecke. Als nun vollends schon am folgenden Tage nach dem während des Carnevals vorgekommenen Mordanfalle ein Officier durch ein Stilet schwer verwundet wurde, mußte sich Baraguay d'Hilliers schon seiner furchtbar aufgeregten Soldaten wegen entschließen, das österreichische Verfahren zu dem seinigen zu machen. Die Commandantur erließ eine Bekanntmachung, worin unnachsichtig Jedem der Tod durch „Pulver und Blei" gedroht wird, der einen Dolch, ein Messer oder ein ähnliches Mordinstrument bei sich führe. Zu gleicher Zeit wurden zahlreiche Verhaftungen vorgenommen. Wir Anderen, die das hiesige Treiben mit unbefangenen Augen ansehen und bei keiner der beiden Parteien betheiligt sind, haben es längst vorausgesagt, daß es dahin kom-

men würde. Das französische Schönthun nach beiden Seiten taugt zumal bei Leuten von solchem Schrot und Korn, wie die Römer sind, gar nichts und fügt zu dem Hasse nur noch die Verachtung, womit ein Theil wie der andere diese Zwitterhaftigkeit beurtheilt. Und gestehen muß man, daß die versteckten, halb unredlichen Wege, welche die französischen Behörden hier gehen, ihrem Ansehen eben auch nicht förderlich sind. Anstatt den Achilli geradezu in Freiheit zu setzen, und wenn sie bei der Weigerung der Cardinäle die Thüre zu seinem Gefängnisse mit Gewalt hätten sprengen müssen, ließen sie ihn entwischen und nun behauptet die Regierungscommission, ein französischer General habe sein und das Ehrenwort der ganzen Armee verpfändet, daß Achilli während des Zeugenverhörs nicht entkomme. Das Sonderbare dabei ist, daß er als Zeuge gerade in dem Processe des berüchtigten Cernuschi vernommen werden sollte, der zur Zeit der Republik sich als der Gewaltthätigste unter den Gewaltthätigen bemerklich machte und dennoch von dem französischen Kriegsgerichte wenige Tage nach der Flucht Achilli's freigesprochen wurde. Nach erfolgtem Spruche führten ihn die Helden der republicanischen Clubs im Triumphe durch den Corso, worauf er es sich ganz besonders ausbat, von französischen Truppen nach Civitavecchia escortirt zu werden, weil, wie er sagte, die Schwarzen ihn meucheln würden. Gewiß ist, daß ohne diese Vorsichtsmaaßregel die päbstliche Regierung den Cernuschi sofort würde haben verhaften lassen, da sie mit ihm ein besonderes Hühnchen zu pflücken hatte. Es mag für Cernuschi leicht gewesen sein, vor einem französischen Kriegsgerichte seine Unschuld zu beweisen, da er bloß darzuthun brauchte, daß er sich gegen die französische Armee als Soldat und Officier

schlug und bei der Vertheidigung Roms sich keine verrätherische Handlung zu Schulden kommen ließ; ob aber darum die Päbstlichen den Freischaarenführer nicht noch für ganz andere Vergehungen zur Verantwortung zu ziehen hatten, ist durch die französischen Richter nicht entschieden. Ohnedieß hütete sich Jeder, als Zeuge gegen Cernuschi aufzutreten. Ich habe allen Grund, anzunehmen, daß dieser für gar Manches, was durch ihn und unter seinen Befehlen geschah, verantwortlich gemacht werden konnte. Nicht die Ausländer, nicht die Freischaaren haben in Rom am schlimmsten gewirthschaftet, sondern die Civica mobilizata, jene Garde mobile, zu welcher der Abhub der einheimischen Taugenichtse gehörte. Dieses römische Gesindel plünderte und zerstörte auf eigene Faust und wie es gerade Lust hatte. Daß Leute wie Achilli und Desanctis es mit der Wahl ihrer Genossen, überhaupt derer, unter welchen sie protestantische Propaganda machen wollten, nicht sehr genau nahmen, begreift sich. Indessen ist es Thatsache, daß das von Mazzini angeregte Protestantisirungssystem in den nördlichen Provinzen des Kirchenstaates nicht unbedeutende Fortschritte macht, wozu der blinde Eifer der Priesterpartei das Meiste beitragen mag. Die Republicaner üben überhaupt ein strenges Regiment. Auf dem Balle, den am Schlusse des Carnevals die deutschen Künstler in ihrem Gesellschaftslocale gaben, wagten die geladenen Italiener nicht zu erscheinen, aus Furcht, bei den Mazzinisten in das schwarze Buch zu kommen. Letztere hatten für den Nachmittag, an welchem das Attentat gegen den Fürsten Canino und die Ermordung des französischen Soldaten vorfiel, mit kecker Stirne sogar einen Maskenzug verabredet. Es war gerade den 9. Februar, an welchem Tage voriges Jahr die Republik

proclamirt worden war, weßhalb ein Trauerzug durch den Corso veranstaltet werden sollte. Einige Verkleidete fanden sich wirklich ein: allein da das schöne Wetter eine Masse Carnevalslustige herbei gelockt hatte und die Polizei den verwegenen Leidtragenden auf der Spur war, unterblieb die Demonstration so wie das bestellte Festessen. Nur die italienischen Farben brannten hin und wieder in bengalischem Feuer, ohne daß die Polizei der Thäter habhaft werden konnte.

So kam unter theils freudigen, theils ängstlichen Aufregungen der letzte Tag der Fastnachtsposse heran. Reizend war allein ein prachtvoller Kranz schöner Damen, der von Balcon zu Balcon sich wand. Mein blonder Freund aus Halle sah den Holden so tief in's Auge, daß ein gewandter Galgenvogel ihm mittlerweile Uhr und Kette aus der Tasche zog. Die Gypsconfecte fielen in ganzen Lawinen auf die Straße. Das französische Budget, das für so gar manche außerordentliche Ausgabe das Geld aufzubringen hat, mußte viele hunderte von Centnern dieser abscheulichen Munition liefern. Am buntesten trieben es die Musikanten der Armee, die unter sich mörderische Kämpfe bestanden. Später geriethen sie mit der lieben römischen Schuljugend zusammen, wobei die Söhne des Mars in der Regel den Kürzeren zogen. Griff einer an, so hatte er sogleich ein ganzes Rudel der kleinen Insecten auf dem Halse und die harten Buchssträußchen flogen zu Dutzenden nach Gesicht und Tschakko. Das hieß einmal in ein Wespennest greifen. Beim Pferderennen ging einer der Jungen jämmerlich zu Grunde. Aus Unvorsichtigkeit gerieth er unter die Hufe der sturmschnell dahinbrausenden Thiere und ward zertreten. Französische Soldaten eilten zuerst hinzu und trugen den Unglücklichen hinweg,

während die Römer gaffend umherstanden. Dieses Volk hat kein Herz, sondern einen Mollusken im Busen. Der Scherz mit den Lichtstümpfchen (moccoli) unterblieb; die Redensart, wenn Einer dem Andern sein Lichtchen ausbläst: Sia ammazzato (stirb)! hätte bei der gereizten Stimmung der Gemüther statt ihrer tropischen Bedeutung leicht zu einer blutigen Wahrheit werden können. Ob und wie die Leute in Theatern und auf Bällen sich vergnügten, weiß ich nicht: im Theater Argentina sollte großer Maskenball sein, an dem namentlich die Franzosen Theil zu nehmen gedachten. Wie ich jedoch um 10 Uhr in den glänzend erleuchteten Saal trat, mochten ungefähr 10 Tänzer und 3 Tänzerinnen anwesend sein. Letztere waren noch dazu französische Marketenderinnen. Ein Unterofficier von den Dragonern machte gar zierliche Pas, während die anwesenden Italiener, alle den niedrigsten Ständen angehörend, einen den nordamerikanischen Wilden abgelernten Reigentanz aufführten. Nach einer halben Stunde packten die Musiker ihre Instrumente zusammen, die Lichter wurden ausgelöscht und der Saal stand leer. Das Eintrittsgeld wollte mir Niemand zurückgeben; die Cassenführer waren verschwunden.

Es wäre am Ende gar nicht unmöglich, daß es über dem Premier coup de canif oder einer anderen Posse des französischen Theaters zu ernsten Reibungen käme. Jedenfalls muß die ultramontane Partei unendlich viel von ihrem früheren Einflusse eingebüßt haben, wenn sie ruhig zusieht, wie die Franzosen selbst während der stillen Zeit ihre leichtfertigen Stücke beklatschen. Daneben verdient es wohl bemerkt zu werden, daß das gute Einvernehmen zwischen der französischen Geistlichkeit und dem päbstlichen Stuhle, obwohl äußerlich im Geringsten nicht getrübt,

dennoch lange nicht so innig und fest begründet ist, als man nach den Versicherungen von treuer und anhänglicher Ergebenheit, die der Pabst von Frankreich aus zu hören bekommt, vermuthen sollte. Der französische Katholicismus ist ein gehorsamer Sohn des heiligen Stuhles; aber die Personen, die in der Umgebung des Pabstes die specifisch italienische oder römische Partei bilden, sind den französischen Prälaten keineswegs genehm. Es besteht in dieser Beziehung eine leicht bemerkliche Antipathie und Eifersucht, die, wo nicht ein Rest, so doch eine Frucht und eigenthümliche Erscheinungsweise des alten Gallicanismus ist. Im Uebrigen leben wir hier recht eigentlich in der stillen, fast mehr als stillen, in einer todten Zeit. Kein einziger Schritt vorwärts und daß dieß im politischen Leben der Völker so viel heißt als rückwärts gehen, ist eine ausgemachte Sache. Wer es nicht glauben wollte, an dem müßten die beiden letzten Jahre spurlos vorübergegangen sein. Aber freilich ist dieß nirgends in demselben Maaße der Fall wie in Rom. So lange hier eine der beiden Parteien — eine dritte giebt es nicht — Oberwasser hat, schwelgt sie in einem wahrhaft romantischen Optimismus, der sich seine zuversichtliche, heitere Stimmung durch nichts trüben läßt. Das berüchtigte: Nichts lernen und nichts vergessen, gehört hier zu Lande zum guten Tone und wenn die Ultra's, die rothen wie die violetten, nur recht fest sich am eigenen Zopfe halten, sind sie ihrer Sache sicher: — die Zukunft gehört ihnen. Der ganze Inhalt ihrer politischen Weisheit ist ein fortwährendes Parolibieten; wen der liebe Himmel einmal gewinnen läßt, der hält sich für unfehlbar. Die Franzosen sind die Preisrichter beim Spiele und führen zur Ergötzung der Zuschauer, in Ermangelung einer

anderen militärischen Thätigkeit, die Schlacht zwischen Constantin und Maxentius am Ponte molle als Feldmanövre auf. Nur ertrinkt im Jahre der Ungnade 1850 der Gegenkaiser nicht in den Wellen der Tiber wie damals im Jahre der Gnade 312. Nebenbei werden die päbstlichen Orden an die verschiedenen Truppenkörper einzeln und auf feierliche Weise vertheilt. Zuerst kam die Reihe an die Officiere; später sah man auch decorirte Soldaten. So viel ich wahrnehmen konnte, sind die Decorirten mit dieser Auszeichnung gar nicht so unzufrieden, als es eine Zeit lang den Anschein hatte. Der Franzose liebt dergleichen Dinge, die in die Augen stechen, und man muß es ihm lassen, er hat sein Ordenszeichen reichlich mit Blut aufgewogen. Fast noch größeres Aufsehen erregte das ganz allgemein in der Stadt verbreitete Gerücht, 12 englische Kriegsschiffe seien vor Neapel erschienen, mit der kategorischen Erklärung, falls nicht innerhalb dreimal 24 Stunden Sicilien im Besitze seiner Verfassung von 1812 sei, werde die Stadt bombardirt. Woher die Dreimaster über Nacht gekommen sein sollten, kümmerte den Römer eben so wenig, als die runde Versicherung, die Palmerston auf eine deßhalb an ihn im Parlamente gestellte Anfrage ertheilte, England habe in Betreff der genannten Verfassung keine Garantie übernommen.

Während so auf der einen Seite die hiesigen Radicalen nichts sehnlicher herbeiwünschen, als einen neuen und möglichst auffallenden Gewaltstreich des englischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, richtet die Partei von Portici ihre Blicke nach Deutschland. So lange das Giornale di Roma besteht, auch die Zeit mitgerechnet, wo dasselbe Gazzetta di Roma und Monitore Romano hieß, hat sich dieses Blatt niemals so aus-

führlich und raumverschwenderisch mit den deutschen Angelegenheiten beschäftigt. Mindestens der dritte Theil jeder Nummer wird mit darauf bezüglichen Artikeln ausgefüllt; selbst die gedehntesten Actenstücke finden willige Aufnahme und ich begreife nun, was jener österreichische Diplomat damit sagen wollte, daß die italienische Frage eher nicht entschieden werde, bis die Streitsache zwischen Oesterreich und Preußen ausgetragen und die Republik in Frankreich gestürzt sei. Das wiener Cabinet versäumt nichts, seine Ansichten und Wünsche in Betreff der Reorganisation Deutschlands in den von ihm abhängigen italienischen Blättern, wie den Zeitungen von Venedig, Verona und Mailand, möglichst nachdrücklich zur Sprache zu bringen, und hat eine besondere lithographische Correspondenz hierfür in's Leben gerufen. Die mailänder Zeitung enthält zugleich einen neuen Köder: sie berichtet, in der Lombardei sei die Censur aufgehoben, mit dem naiven Beisatze, natürlich nur für die erlaubten, das heißt doch wohl von Radetzky und seinem Generalstabe geduldeten Journale. Welche Großmuth, daß die österreichische Regierung ihren officiellen Zeitungen die Censur erläßt!

Wer von diesen Südländern kein metternich'sches Italien wünscht, hält große Stücke auf Preußen. Derselbe Friedrich, von dem Pitt sagte: „Den Fritz lass' ich nicht stecken," war während Göthe's Aufenthalte in Italien bis in die äußersten Winkel Siciliens ein so volksthümlicher, gefeierter Name, daß man überall den Dichter zuerst nach dem Preußenkönige fragte, und Göthe, um diesen enthusiastischen Verehrern Friedrich's nicht wehe zu thun, verschwieg ihnen den gerade damals erfolgten Hintritt des Einzigen. Noch nie ist Preußens

und Deutschlands Geschick mit solcher Flammenschrift in den Sternen geschrieben gewesen, als eben jetzt; sollte der Enkel Friedrich's seine Zeit und seinen Beruf so wenig verstehen, daß er nicht hellen und festen Blickes in die Zukunft schaut, die sich vor ihm entrollt? Dem Muthigen gehört die Welt! Dieß habe ich nie so deutlich gefühlt als in Rom. Als unter der Republik die Kunde hierher kam, das frankfurter Parlament habe dem Könige von Preußen die deutsche Kaiserkrone angeboten und Jener sie angenommen, vermochte einige Tage lang der Palast Caffarelli kaum die Zuströmenden alle zu fassen, die protestantisch, was so viel hieß als halb und halb preußisch, werden wollten.

Rom, zu Anfange März 1850.

Siebenter Brief.

Es ist wirklich bezeichnend, wie geschickt die Franzosen es angreifen, um die Abwesenheit des Pabstes und das dadurch veranlaßte Ausbleiben der Fremden so wenig als möglich fühlbar zu machen.

Die französischen Truppen, 5000 Mann stark, haben am Josephstage den Römern und den anwesenden Fremden ein recht artiges Schauspiel bereitet. Am Sonnabende, den 16. März, setzte sich das dreiunddreißigste Regiment in Marsch nach Civitavecchia und Dienstags gab es großes Manövre am Mons sacer. Der Himmel war crystallklar; die umliegenden Gebirge hatten sich in das durchsichtigste Violett gekleidet und zeigten leider an verschiedenen Stellen frisch gefallenen, von der Sonne zauberhaft beleuchteten Schnee; durch seine Krümmungen bot der am Fuße des Mons sacer sich dahinschlängelnde Teverone mit dem ihn umgebenden Hügellande den freundlichsten, erquickendsten Anblick dar. Und dieses Landschaftsgemälde belebt durch die reizendste Staffage: Truppen von allen Waffengattungen auf den Höhen und in den Niederungen diesseits und jenseits des Flusses gelagert, um und unter ihren ebenso rasch wieder abge=

brochenen als aufgeschlagenen Zelten, die der Soldat mit sich trägt. Den Schaulustigen zulieb hatte man den gerade im Mittelpuncte des von beiden feindlichen Armeen besetzten Halbkreises gelegenen Mons sacer frei gelassen und wahrlich, es sah aus, als hätte abermals eine Secessio dahin Statt gefunden. In Schaaren waren die Römer herbeigeströmt; übrigens würde ein zweiter Menenius Agrippa keine Gelegenheit gehabt haben, seine Fabel von dem Magen und den Gliedern anzubringen. Plebejer und Patricier waren bunt durch einander gemischt und der Plebs ließ sich Essen und Trinken besser schmecken, setzte die Kauwerkzeuge weit häufiger in Thätigkeit, als das Patriciat, das nicht selten mit hungrigem Magen nach der Stadt, aber dann freilich zu wohlbesetzten Tischen zurückfuhr.

Das auf dem linken Ufer des Anio aufgestellte Heer eröffnete die Schlacht mit einem Scheinangriffe gegen den altrömischen Pons Nomentanus, hinter dessen Bastionen Jäger von Vincennes postirt waren. Während ausgedehnte Schützenketten mit einander über das Wasser herüber plänkelten, machte die angreifende Armee, deren Bewegungen durch Hügel verdeckt waren, eine Schwenkung und passirte mit Geschütz und Reiterei den Teverone auf einer zu diesem Behufe geschlagenen Brücke. Dieser Uebergang nahm sich besonders hübsch aus. Kaum hatten sich, auf dem linken Ufer angelangt, die Colonnen wieder formirt und in Marsch gesetzt, so kam es zu wiederholten Cavallerieattacken, die, von einem erhöheten Puncte aus angesehen, den Reiz des Bildes vollständig machten. Der gelehrte französische Generalstab verstand es, dem gefälligen Spiele noch eine besondere Bedeutung zu verleihen. Hier hatte im Jahre 211 v. C. Han-

nibal den Anio passirt und Rom in der Richtung der Porta Collina bedroht. Auf jener Ebene stießen 2000 carthagische Reiter, die Hannibal's Escorte bildeten, mit den von dem Proconsul Fulvius Flaccus befehligten Römern zusammen und wurden geworfen (Livius XXVI. 10). Auf diesen Hügeln des alten Antemna lagerte Sylla im Jahre der Stadt 670. — Der Heimweg, minder erfreulich, glich dem Rückzuge aus Rußland, so sehr sperrten und durchkreuzten sich die hunderte von Wagen, die mitten unter Truppenabtheilungen und Militärfuhrwerken nur im Schritte und nach oftmaligem Stillestehen das Thor erreichen konnten. Wäre statt des Staubes, der in dichten Wolken aufwirbelte, der Schnee gelegen, der, während ich dieses niederschreibe, auf die blühenden Mandel- und Pfirsichbäume in dichten Flocken niederfällt, so ließe der russische Vergleich nichts zu wünschen übrig.

Lange nicht so zufrieden wie die Zuschauer waren die Soldaten, die das Schaustück aufzuführen hatten. Sie murrten laut und gewaltig über die unnöthigen Dienstmühen und namentlich über das nutzlose Zelteschlagen. Zwei, die sich gerade anschickten, mir über den Kopf hinweg zu schießen, nahmen es sehr gut auf, als ich ihnen bemerklich machte, sie möchten doch lieber ihr Pulver sparen. Indessen auch ungehalten, wie er war, verleugnete der französische Soldat nicht die ihm eigene practische und intelligente, obwohl keineswegs stramme Haltung. Diejenigen, die in Rom liegen, gewinnen ihren Garnisonsort immer lieber und sehnen sich schlechterdings nicht nach Frankreich, noch viel weniger nach Algier zurück. Ueber ihr Betragen hört man nicht klagen. Anders ist es in den kleineren Garnisonsorten: so namentlich in Tivoli. Das frühere

Regiment, das schon vor 6 Monaten sich nach der Heimath einschiffte, benahm sich während eines zweimonatlichen Aufenthaltes musterhaft; dagegen sind die Tivolesen über das zweiundzwanzigste leichte, das von Rom nach Tivoli verlegt wurde, sehr ungehalten. Die neuen Gäste hatten ungern Rom verlassen und fanden den Empfang, den sie von Seiten ihrer Wirthe fanden, auch nicht ganz nach ihrem Geschmacke. Daher Reibungen und unfreundliches Benehmen. In der Villa d'Este haben die Zweiundzwanziger ihrem Unmuthe auf eine Weise Luft gemacht, die ihnen und ihrem französischen Namen zu keiner Ehre gereicht. Marmortische und kostbare Portale haben sie zerschlagen und überhaupt in den schönen Räumen arge Verwüstung angerichtet. Klagen bei den Officieren fruchteten nichts. Kaum besser sieht es in den Gärten aus, die Ariost zu seinen Armidengärten als Vorbild nahm, obschon ihn der Gründer der reizenden Anlage, Cardinal Hyppolit d'Este, aus Veranlassung seines Orlando fragte: „Aber Meister Ludewig, wo habt Ihr all' das dumme Zeug her?" Die Perle des Gartens, jene Cypressengruppe, die Michel Angelo gepflanzt haben soll, jedenfalls die schönste in Italien, ist ihres Hauptschmuckes leider gleichfalls beraubt. Gemeiner Muthwille legte vor zwei Jahren Feuer in die größte Cypresse und nun hat sie vor 14 Tagen der Sturm vollends geknickt. Ich möchte wohl wissen, was der Herzog von Modena zu solchen Verwüstungen sagt, nachdem früher der Besuch des Gartens ungemein erschwert war. Da ich einmal an diesem Capitel bin, will ich meine schmerzliche Verwunderung darüber nicht bergen, wie ein Haus, wie die Braschi's, die durch ihren Verwandten, Pius VI., zu Macht, Ansehen und großen Reichthümern ge-

langten, einen der interessantesten Ruinenplätze römischer Kunst, die Hadrians-Villa, in den schmählichsten Verfall gerathen lassen mag. Die Erlaubnißkarten für den Besuch tragen alle Insignien des herzoglichen Geschlechtes und betritt man damit die Villa, so bietet sich dem Auge eine mit Gestrüpp überwachsene Viehweide dar, in deren meilenweitem Bezirke ein Kunstüberrest nach dem andern zu Grunde geht. Und doch haben gerade die römischen Nobili schwere Schuld zu sühnen: sie waren es allermeist, die die alten Kunstdenkmale ihres Schmuckes, namentlich der Säulen, beraubten, und die Braschi's werden am besten wissen, woher die kostbaren Säulen ihrer Marmortreppe genommen sind. Weiter aber darf man doch wohl fragen: waren es nicht durchgängig Würdenträger der Kirche, durch welche der römische Adel in den Besitz seiner Kunstschätze und seiner Latifundien kam? Haben die Colonna's, die Borghese's, die Farnese's, die Ludovisi's, und wie die reichen Familien heißen mögen, auf anderem Wege ihr Glück gemacht? Steht nicht fast bei jeder römischen Privatsammlung der Name eines Cardinals über den Thürpfosten eingegraben? Dennoch lassen diese Adeligen das ihnen zugefallene Erbe so schmählich in Verfall gerathen! Die Villa's stehen verlassen und neben den großartigen Arbeiten, die Fürst Borghese zur Wiederherstellung seiner durch die Revolution verwüsteten Anlage vornehmen läßt, erhalten nur die Piombinos die Villa Ludovisi, die ganz unbeschädigt blieb und bloß noch einige sehr malerische Spuren der an den Mauern getroffenen Vertheidigungsanstalten trägt, in wirklich preiswürdigem Stande. Offenbar hätten sich auch in dieser Beziehung ohne das verwünschte Dazwischenkommen der Republik die römischen Zustände durch die freiere An-

schauungsweise Pius IX. wesentlich verbessert. Es verdient wohl aufgezeichnet zu werden, wie der regierende Pabst zur Bildung und Belebung eines regeren Sinnes und wärmerer Theilnahme für das Schöne nicht wenig dadurch beitrug, daß er die kirchlichen Aufzüge in ihrem früheren Glanze wieder herzustellen trachtete. Die Römer müßten überhaupt das undankbarste Volk der Welt sein, wenn sie nicht anerkennen wollten, daß die Päbste alles Mögliche für das Vergnügen und die Belustigung ihrer Unterthanen gethan haben. Ließ doch Alexander VII. den am Corso gelegenen Triumphbogen des Marc Aurel abbrechen, um, wie die Inschrift am Hause gegenüber besagt, das Pferderennen nicht länger zu hindern; eine Zärtlichkeit für die Berberi, welche die Antiquare diesem Chigi noch immer nicht verzeihen konnten. In den oberen Gemächern der Villa Borghese hängt ein Bild mit der Darstellung eines überaus glänzenden Maskenfestes, das Camillo Borghese als Paul V. veranstaltete. Vom venetianischen Platze sieht man einen colossalen Triumphwagen in der bereits überladenen und geschmacklosen Weise des 17. Jahrhunderts, von 6 Schimmeln gezogen, sich in Bewegung setzen. Wie hätten auch die reichen Adelsfamilien, die doch nur von päbstlichen Pfründen schwelgten, sich auf andere Weise gegen das Volk dafür erkenntlich zeigen sollen, daß sie die Güter der Kirche in Besitz genommen! Erst gegen den Schluß des 15. Jahrhunderts, als die Borgia's und Medici's den päbstlichen Thron bestiegen, glich sich nach und nach das gespannte, unfreundliche, wenn nicht feindselige Verhältniß aus, in welchem bisher durch lange Jahrhunderte die Päbste zu den römischen Adelsgeschlechtern gestanden, und nachdem mit Hadrianus Florentinus aus Utrecht

das letzte Gegengewicht gegen diese mächtige Aristokratie vom Schauplatze abgetreten war, trug ein römischer Adeliger nach dem andern die Tiara. Auf den ersten Aldobrandini folgte ein Mediceer (Leo XI.); auf diesen ein Borghese (Paul V.); auf den Borghese ein Ludovisi (Gregor XV.); auf den Ludovisi ein Barberini (Urban VIII.); auf den Barberini ein Pamphili (Innocenz X.); auf den Pamphili ein Chigi (Alexander VII.); auf den Chigi ein Rospigliosi (Clemens IX.); auf den Rospigliosi ein Altieri (Clemens X.); auf den Altieri ein Odescalchi (Innocenz XI.); auf den Odescalchi ein Ottoboni (Alexander VIII.); auf den Ottoboni ein Pignatelli (Innocenz XII.); auf den Pignatelli ein Albani (Clemens XI.); auf den Albani ein Conti (Innocenz XIII.); auf den Conti ein Orsini (Benedict XIII.); auf den Orsini ein Corsini (Clemens XII.); auf den Corsini ein Lambertini (Benedict XIV.). Nun erst gelangte Carlo Rezzonico aus Venedig auf den päbstlichen Thron.

Ist das nicht lehrreich? Schon darum, weil mit den Päbsten aus den römischen Häusern auch das von Jenen veranstaltete Festgepränge mehr und mehr in Abnahme kam und zuletzt ganz aufhörte. Auch in diesem Puncte erinnerte sich Pius IX., daß er Mitglied des römischen Adels war. Zum ersten Male wieder nach langer Unterbrechung ging der Zug, als der neugewählte Pabst, der eben damit Bischof des Laterans wird, von seinem Bisthume Besitz ergriff, über das Forum und in der früheren glänzenden Weise nach der altehrwürdigen Kirche. Bei dem Marienfeste am 8. September improvisirten die Römer dem bei dieser Gelegenheit in der Kirche S. Maria del Popolo fungirenden Pabste zu Ehren auf dem Platze gleichen Namens

ein mit Blumen, Teppichen und sogar geschmackvoll drapirten Bildsäulen ausgestattetes Fest. Einen prächtigen Anblick gewährte die Auffahrt der Staatsconsulta von der Engelsbrücke aus und nicht minder glänzend ward die Ertheilung der neuen Municipalverfassung auf dem capitolinischen Platze gefeiert. Es wäre sehr Schade, wenn diese Festaufzüge, denen die Oertlichkeiten nicht minder als das bunte Menschengewühl und die farbenreichen Trachten einen höchst malerischen Anblick verliehen, nicht der Erinnerung aufbewahrt würden. Sie sind jedenfalls interessante Actenstücke aus der Regierungsgeschichte Pius IX. und spätere Geschlechter würden es unserem Landsmanne Wittmer sicherlich Dank wissen, falls er seine Zeichnungen und Radirungen der festlichen Aufzüge durch den Druck vervielfältigen und weiteren Kreisen zugänglich machen wollte.

Mittlerweile ist eine erfreuliche Nachricht eingelaufen.

Im vaticanischen Palaste sind die Gemächer des Pabstes vollkommen zu dem Empfange Pius IX. in den Stand gesetzt; das Giornale di Roma verkündet officiell, der Pabst werde in der Woche nach Ostern in seine Staaten zurückkehren; daß aber darunter Rom zu verstehen sei, sagt weder die päbstliche Zeitung, noch glaubt es Jemand. Allem Anscheine nach wird der Bischof von Terracina die Ehre haben, den erlauchten Gast längere Zeit zu bewirthen, und auf dem Wege nach Rom finden sich wohl auch noch andere Anhalte- und Ruhepuncte, so namentlich Klöster und Castel Gandolfo, in denen der heilige Vater mit aller Ruhe und Bequemlichkeit die öffentliche Meinung seines Landes studiren kann. So weit sich jetzt schon die Wirkung übersehen läßt, welche die Kunde von der bevorstehenden Rückkehr unter dem Volke hervorbrachte, so

ist dieselbe sehr mäßig und weder aufgeregt noch freudig. Man hat die Leute so lange warten lassen, so oft getäuscht, daß sie gar nichts mehr glauben und einzig und allein auf Besserung ihrer Zustände bedacht sind, mag sie von einer Seite kommen, von welcher sie will. Die Meisten wollen sogar von keiner Rückkehr wissen, wenn Pius nicht zugleich ein Amnestiedecret mitbringt. Damit aber wird es noch gute Weile haben und das Warten dürfen die Römer sich nicht verdrießen lassen. Nicht bloß Schicklichkeitsrücksichten sind es, die den Pabst so lange fern halten, als eine französische Armee unter ihrem eigenen Oberfeldherrn in Rom Hausrecht übt; lägen statt der Franzosen Oesterreicher oder Neapolitaner in der Hauptstadt, so würden keinerlei Bedenken Platz greifen. Mit den Franzosen können sich die Cardinäle ein für alle Male nicht vertragen. Erst neulich wieder in der durch besonders strengen Fastenzwang ausgezeichneten Woche kam es zu Reibungen, indem die päbstliche Regierung den Caffee- und Speisewirthen bei 50 Scudi Strafe verbot, während den Nachmittagspredigten an irgend einen Gast etwas verabreichen zu lassen, die französischen Generale aber in einigen Caffee- und Speisehäusern auf ihre Verantwortlichkeit hin das Interdict aufhoben. So steht es mit der Rechtsgleichheit in Rom. In etwas haben sich die bisherigen Verhältnisse allerdings geändert und die Franzosen, in Gefahr, von der österreichischen Diplomatie bei dem Pabste und den einflußreichen Personen seiner Umgebung gänzlich ausgestochen zu werden, haben ein Merkliches von ihrem früheren Einflusse wieder gewonnen. Der Entschluß des Pabstes, in seine Staaten zurückzukehren, kam erst durch die gewandten Unterhandlungen des Cardinals Dupont zur Reife. Die in Portici anwesenden

Cardinäle, unter ihnen Lambruschini, stimmten für die Rückkehr und als die Gesandten der vier intervenirenden Mächte davon in Kenntniß gesetzt wurden, gaben die Botschafter Frankreichs und Spaniens ihre volle Zufriedenheit zu erkennen, wogegen der österreichische und der neapolitanische Minister Bedenken wegen möglicher Zwischenfälle vorbrachten. Die Franzosen haben nachgerade Eile, der kostspieligen Ehre ihrer Occupation überhoben zu sein und von Rom fortzukommen. Der Pabst kommt, weil sie gehen und Rom, um regiert zu werden, entweder der Franzosen oder des Pabstes bedarf. In diesem Sinne wurde von Frankreichs Seite gemahnt, selbst gedroht.

Dagegen ist dem wiener Cabinete eine andere Genugthuung zu Theil geworden. Am 21. März waren es gerade zwei Jahre her, daß die römischen Demagogen das österreichische Wappen von dem venetianischen Palaste herabrissen. Der damalige Staatssecretär Antonelli ließ dem Grafen Lützow sein Bedauern über diesen dem Pabste höchst unangemen Vorfall ausdrücken und versprach Genugthuung. Allein wenn Pius IX. diese auch zu geben bereit war, so hatte er nicht mehr die Macht dazu und dem Grafen Mamiani fiel es gar nicht ein, das von seinem Fürsten verpfändete Wort einzulösen. War ja doch das Wappen bei einem zu Ehren der wiener Märzrevolution gehaltenen Umzuge in den Staub getreten worden; stand ja doch Carl Albert in der Lombardei und hatte Mamiani selbst dem österreichischen Gesandten zu verstehen gegeben, er möchte lieber seine Pässe fordern, ehe man sie ihm schicke. Was die päbstliche Regierung während zweier Jahre nicht zu halten im Stande war, das konnte jetzt geschehen. Das Wappen wurde

mit allen bei der Art Gelegenheiten üblichen Ceremonien wieder aufgerichtet; das päbstliche Militär stand vor dem Palaste unter Waffen, die hohen Staatsbeamten fuhren vor und die hier anwesenden Deutschen fanden sich in beträchtlicher Anzahl ein. An Zuschauern fehlte es gleichfalls nicht; aber Todesstille herrschte, als der Tapezierer das über das neue Wappen gespannte Tuch abnahm. Kein Zeichen des Beifalls oder des Mißfallens ließ sich hören und die Militärmusik, ähnlich uniformirt wie die Ungarn, konnte ungestört die erst seit Kurzem von ihr einstudirte österreichische Nationalhymne spielen. Weder der römische Adel wagte es zu erscheinen — die Fenster der umliegenden Paläste waren sehr dürftig besetzt — noch sah man einen Franzosen. Die Truppen mußten Befehl erhalten haben, sich gänzlich fern zu halten. Baraguay d'Hilliers selbst enthielt sich aller und jeder Theilnahme und bestand darauf, daß die ganze Sache lediglich als eine Familienangelegenheit zwischen Rom und Wien angesehen und behandelt werde. Eine und die andere Genugthuung könnten füglich auch die Franzosen von den Römern fordern. Als sie die unangenehme Schlappe am 3. Juni erlitten, mußte auf Befehl der Triumvirn die ganze französische Malerakademie ihr Gebäude in der Villa Medicis räumen und ein Militärposten ward hineingelegt, da man vermittelst der in dem Gebäude ausmündenden Katakomben einen Ueberfall der französischen Expeditionsarmee fürchtete. Auch war die im Lateran stehende eherne Bildsäule Heinrich's IV. bereits zum Einschmelzen bestimmt. Grund genug, warum der Besitzer der Villa Albani alles Erz aus seinen Gartenhäusern hinwegschaffen ließ. Mit den Marmorstatuen konnten die Republicaner nichts anfangen; denn daß sie die Stadt mit herabgewor-

fenen Statuen vertheidigen würden, wie ihre Vorväter im Jahre 537 die Engelsburg gegen die Gothen vertheidigten, war nicht zu erwarten.

Wie wird der Papst in seine Hauptstadt einziehen? Diese Frage hört man vielfach aufwerfen. Der Empfang mag ein freudiger oder ein trauriger, das Ende der Wirren ein nahes oder ein fernes sein, so steht so viel fest, daß der päbstlichen Gewalt noch mancher harter Strauß bevorsteht. Ansichten, Ueberzeugungen lassen sich ändern; die Natur der Dinge nimmermehr. Bereits ist auch zwischen dem heiligen Stuhle und der piemontesischen Regierung eine Differenz ausgebrochen. Der jenseitige Justizminister Siccardi brachte bei den Kammern einen Gesetzentwurf über Abschaffung der kirchlichen Gerichtsbarkeit und Gleichstellung der Geistlichen mit den übrigen Staatsbürgern ein. Der Minister versicherte, daß er die Einheit der katholischen Kirche so hoch halte als irgend ein Anderer, als Minister eines constitutionellen Staates aber das für die Geistlichkeit doch nur lästige und onerose Privilegium der Rechtsungleichheit unmöglich bevorworten könne.

In der zweiten Kammer ging das Gesetz mit großer Majorität durch, wobei die streng katholische Partei, schon über die Einbringung des Regierungsentwurfes unzufrieden, sich besonders daran stieß, daß der radicale Abgeordnete Brofferio dem Justizminister das größte Lob spendete. Seither hat der Pabst durch seinen Nuntius in Turin dem Könige ein Monitorium übergeben lassen, seine Regierung möchte das Gesetz zurücknehmen, und die hohe Geistlichkeit des Landes spricht in ihren Organen, zu denen der Osservatore Romano Chorus

macht, die zuversichtliche Hoffnung aus, der Senat schon werde dasselbe abwerfen. Die Agitation hat sich des Gegenstandes bereits bemächtigt. Einigen Eindruck hat es selbst im ultramontanen Lager hervorgebracht, als Siccardi auf den Clerus Belgiens und Frankreichs hinwies, wo längst die eximirte Gerichtsbarkeit aufgehoben und gleichwohl der Clerus so fest und so gut organisirt sei, daß er der piemontesischen Geistlichkeit nur eine ähnliche Organisation wünschen könne.

Rom, Ende März 1850.

Achter Brief.

Wenn ich zum Schlusse mir noch einige Bemerkungen über deutsche Künstler und Kunstwerke in Rom erlaube, so braucht der Leser bei diesem Namen nicht zu erschrecken: er klingt weit gefährlicher, als er in Wahrheit ist. Denn je langathmiger die Politik, desto kurzathmiger wurde die Kunst durch die Revolution, und Rom namentlich, diese Mutter der Künste, erlitt noch aus andern als den auch anderwärts den Künstler und den Kunstverkehr lähmenden Ursachen schwere Einbuße. Immerhin aber ist zumal die deutsche Kunst, die nahezu seit einem Jahrhunderte in Rom so schöne Triumphe gefeiert, so ehrenvolle Erinnerungen zurückgelassen hat, noch strebsam und elastisch genug, um nicht bloß das Mißgeschick zu überdauern, sondern zugleich für bessere Zeiten die Rüstung blank zu machen. Manche Lücke freilich ist in dem deutschen Künstler-Verein, der unter demselben Dache mit dem französischen Platzcommando ein stattliches Local auf dem Corso inne hat, auszufüllen und raschen Abgang finden fast nur die Barricadenscenen und Kanonenläufe aus der Zeit der französischen Belagerung.

Rechten wir nicht mit dieser sonderbaren Liebhaberei: ein revolutionäres Zeitalter drängt selbstverständlich nicht gerade auf eine Revolution in der Kunst, jedenfalls aber zu bildlichen Darstellungen des revolutionären Treibens und die Geschichte mit den ernsten Falten im Gesichte wird darüber am wenigsten zu klagen haben, wenn sie unser Zeitalter vor ihren Areopag fordert.

Wenn ich recht sehe, hat die Revolution, die so manche durch die Launen des Zeitgeschmacks bewerkstelligte Vereinigung widerstrebender Bildungsstoffe löste, bereits auch der Kunst den Vortheil gebracht, daß in ihrem Schooße ein sehr wünschenswerther Ausscheidungsproceß naturwidrig gemischter Elemente vor sich geht, die Richtungen und Talente sich klar und bestimmt abzeichnen, ohne sich darum gegen einander abzusperren, endlich die Tyrannei der Schule und des von ihr dienstbar gemachten Zeitgeschmacks aufhört. Ein Jeder soll seinen eigenen Weg gehen dürfen, vorausgesetzt, daß dieser der Idee des Schönen entgegenführt. So viele Wege zur Wahrheit, so viele Accorde in der Harmonie der Kunst. Wer seinem Genius Zwang anthut, muß ein Pfuscher werden. Oder sollte man sich nicht darüber freuen, daß Overbeck vor den Farben flieht, nachdem er endlich gewahr geworden, daß die Farbe ihn flieht? Den Farbenkasten hat er bei Seite gestellt und arbeitet nur noch mit dem Bleistifte, der seiner künstlerischen Begabung weit mehr entspricht als der Pinsel. Overbeck's Zeichnungen, die gut gestochen werden, haben einen ganz besondern Reiz; jener Purismus, der unter dem Namen „Nazarenerthum" eine nicht unrühmliche Blattseite der deutschen Kunstgeschichte füllt, erscheint hier in seinem vollen Rechte, mit

dem ungeschminkten Reize einfacher Form und tiefinniger Seeleneinfalt, wogegen die Oelbilder dieser Richtung gar zu oft nichts weiter sind, als ein dürftiger und verblaßter Abklatsch der Schule von Siena. Im Palaste Cenci, wo Overbeck seit langen Jahren sein Studium hat, hängt ein Pilatus, wie er zu den Juden spricht, die Barnabam frei haben wollen, und ich gestehe, daß mir diese kleine Zeichnung ohne Vergleich lieber ist als das große Oelbild im Städelschen Institute zu Frankfurt; der Gedanke, an sich schon neu, trotz der tausend und aber tausend Darstellungen der Leidensgeschichte, ist mit einer Originalität und in so anschaulicher, fast dramatischer Lebendigkeit durchgeführt, daß man den Künstler preisen kann, der es über sich vermochte, sich und seine eigenen Vorurtheile auf diese Weise zu verleugnen. Gemalt würde das Bild nicht die geringste Wirkung hervorbringen.

Bevor er die Aufgabe seiner Kunst begreift, muß der Künstler sich selbst, sein eigenes Längenmaaß begriffen haben. Was möchte wohl aus Marc Anton geworden sein, wenn er statt des Grabstichels zum Pinsel griff? Der neuern Kunst hat es offenbar den meisten Eintrag gethan, daß Akademien an die Stelle der frühern Kunstschulen getreten sind. Dem Grundübel unserer Zeit gemäß wollte man den Künstler machen, anstatt ihn werden zu lassen. Eine Menge junger Leute ohne innern Beruf, ohne merkliches Talent für die Kunst drängte sich nach den geräumigen Sälen und reichen Modellsammlungen, aus denen sie als gemachte Künstler hervorzugehen hofften, und beim Abschlusse der Rechnung fand es sich, daß statt eines ganzen Künstlers ein halber und un-

glücklicher Mensch geformt worden war. Man wollte den Baum in die abgeschlossenen Formen eines individuellen Kunstvermögens hineinzwängen: aber die Bäume, bei denen auch ohnedieß dafür gesorgt ist, daß sie nicht in den Himmel wachsen, müssen wenigstens Luft und Licht haben, sollen sie in der Jämmerlichkeit halber Stellungen nicht kläglich verkümmern, und eine akademisch beschnittene Taxuswand ist noch lange kein Lorbeerhain.

Ich will Niemanden anklagen, aber daran erinnern darf ich, daß im Jahre 1814 die deutschen Künstler in Rom, unter ihnen Cornelius, sich in einer Eingabe an den wiener Congreß wandten und um Beseitigung der Kunstakademien baten. Und gestehen muß man, daß die Gründe, die in der Eingabe gegen derlei Institute vorgebracht wurden, sich als vollkommen stichhaltig bewährt haben: einer freien und natürlichen Entwickelung der Kunst wenigstens haben die Akademien keinen Vorschub geleistet. Wie viele tüchtige und begabte Naturen sind an sich irre und darum unglücklich geworden, weil ihr Kunstvermögen von Hause aus ein anderes war, als das des Directors! Gottlob! wir haben eine deutsche Kunst, wie wir in allen geistigen Gebieten unsern eigenen Weg gehen und der Deutsche, trotz aller seiner Nachäfferei des Fremden, am Ende doch Deutscher bleibt: aber wir haben sie nicht durch die Akademien, sondern ungeachtet derselben, und ich kann wohl begreifen, warum Cornelius nicht zum zweiten Male das undankbare Amt eines Akademiedirectors übernehmen wollte. Rom bietet dem Künstler den großen, kaum hoch genug anzuschlagenden Vortheil, daß er sich hier von jeder Fessel des Schul- und Zunftmäßigen frei fühlt und

weit eher Gefahr läuft, sich zu sehr zu isoliren und als Einsiedler zu versauern, als unter irgend welchem Zwange fremder, durch ihre äußere Stellung bevorzugter Richtungen zu leiden. Nur um so schmerzlicher empfindet man es freilich, daß gerade derjenige Mann, der mit der größten Entschiedenheit eine selbstständige deutsche Richtung vertrat, mit dem verdorbenen und schwächlicher Kunstgeschmacke seiner Zeit niemals capitulirte und sich weit eher zu schroff als zu nachgiebig zeigte, fast gänzlich in Vergessenheit gerathen ist, hauptsächlich durch die Schuld derer, die an seiner Hand einer glänzenden Zukunft entgegengingen.

War Einer eine gesunde, biedere, derbe deutsche Natur, ohne Falsch, so war es der Tyroler Koch, eines jener seltenen und darum schwerverständlichen Gemüther, die an sich selbst zuletzt denken und lieber mit Weib und Kind darben, ehe sie einen strebsamen Genossen der Kunst im Stiche lassen. Kein einziger deutscher Künstler ist ungetröstet von Koch gegangen: Jedem, der ihn darum ersuchte, ging er mit Rath und That an die Hand und noch hängt im Atelier seines Schwiegersohnes eine Madonna, die Koch gemeinschaftlich mit Cornelius malte. Er, der selbst kaum das Salz zur Suppe hatte, war freigebig gegen Andere, ohne daß er auch nur so viel hinterließ, um die Kosten seiner Leichenbestattung zu bezahlen.

Koch's Handzeichnungen zu Dante, die, hier und da vielleicht zu herb, im Ganzen den Stempel eines überlegenen Kunstgenies tragen, wurden mit knapper Noth vor der Zerstreuung in die weite Welt gerettet und liegen einsam und unbenutzt in den Mappen. Dasselbe Schicksal haben seine

landschaftlichen Studien und Skizzen, die zu den gelungensten Auffassungen der Natur, ihrer organischen Formen und ihrer schaffenden Kräfte gehören. Und für dieses Erbe findet sich kein Verleger, kein Freund, während ganze Legionen armseliger Mittelmäßigkeiten unter die Presse kommen und entschieden Glück machen.

Uebrigens wozu diese Klagen! Der Deutsche ist einmal von Geburt ein „Pechvogel" und nie größer und bewunderungswürdiger als im Unglücke. Keinem ihm ebenbürtigen Jünger der Kunst ist Koch verwandter, als unserem Albrecht Dürer: neben den Eycks können Beide als der vollendetste Typus deutscher Kunstanschauung gelten. Wohlan, ist nicht auch Dürer halb verhungert und auf jegliche Weise mißhandelt und betrogen worden? Fast scheint es, daß das deutsche Gemüth um so heller und reiner leuchtet, je mehr es gegen die Außenwelt abgeschlossen und in seinen eigenen Lebensgrund eingesunken ist. Wie es sich an sich selbst entzündete, so scheut es fortwährend die Berührung mit den Objecten und die durch sie vermittelten Reflexe, um in ungestörter Selbstgenügsamkeit nur in und durch sich selbst zu leuchten. Aeußeres Mißgeschick hat den guten Koch selbst in seinen fertigen Bildern verfolgt: die namenlose Pruderie einer sächsischen Prinzessin ließ in der Villa Massimi mehrere Stellen der Koch'schen Wandgemälde, so namentlich Francesca und Paola von Rimini übermalen, als verletzend für züchtige Augen; und dennoch beurkunden diese kräftigen, vortrefflich gedachten Gestalten, ungeachtet ihrer Verstümmelung, noch immer den ungeheueren Abstand zwischen Koch und Overbeck, der in einem andern Zimmer einige Scenen aus dem befrei-

ten Jerusalem mit wenig Glück ausgeführt hat. Auch die Darstellungen aus dem Orlando von J. Schnorr reichen an die kernhafte Tiefe seines Meisters lange nicht heran. Ob Cornelius denselben Ausgangspunct nahm wie Koch, über der Erhabenheit der Ideen der einfachen Schönheit der Form gehörig Rechnung trägt und inwiefern Kaulbach durch künstliche Verwebung des Symbolischen in das Thatsächliche zu seinem Schaden der Dante'schen Allegorie einen schiefen Sinn unterstellt, dem gelehrten, nach recht Vielerlei verlangenden Geschmacke seiner Zeit schmeichelnd, kann hier nicht weiter untersucht werden. Daran zu erinnern war unerläßlich.

Was mich übrigens mehr als diese, doch nur secundären Erwägungen, die sich dem Verehrer der Kunst unter den Umgebungen Roms nahe legen, zu einer besonderen Darlegung römischer Kunstzustände veranlaßt hat, ist die so oft vernommene und noch öfter als irrig und unstatthaft zurückgewiesene Klage darüber, daß der neueren Malerei die eigentliche Kunst des Malens, jene wunderbare Technik der Farben abhanden gekommen, die den Betrachter an einem Tizian und Correggio zur Bewunderung hinreißt. Ich gestehe, daß ich mit einem ähnlichen „Vorurtheile,“ „Wahne,“ oder wie man es nennen will, nach Italien kam und nichts sehnlicher wünschte, als gründlich davon geheilt zu werden. Wackere Leute hatten mir so oft vorgeredet, nur beschränkte Bewunderung für die alten Meister und ihre Leistungen könne das Treffliche nicht bloß in der Composition, sondern auch in der Färbung der neueren Bilder übersehen, so daß ich über mein eigenes Urtheil ordentlich beunruhigt und es für mich zur Gewissenssache wurde, der vielfach ventilirten und debattirten Streitfrage tiefer auf den

Grund zu sehen. „Lasset sie nur erst 100 oder 200 Jahre an der Wand gehangen, ordentlich nachgedunkelt haben und Ihr werdet Euch überzeugen, daß unsere Oelbilder gerade so aussehen, wie die des 15. und 16. Jahrhunderts," — diesen schwer zu widerlegenden Einwand hört man allenthalben und man wird ihn gelten lassen müssen, so lange das Gegentheil nicht durch den Augenschein oder aus der Theorie der Farbe bewiesen werden kann. Der erstere Beweis ist zwar nicht vollständig, aber doch annähernd dadurch geführt, daß Bilder, die ein halbes Jahrhundert alt sind, in der Farbe nicht besser, sondern zusehends schlechter werden und wer darüber gewissenhafte Vergleichungen in gehöriger Anzahl angestellt hat, für den ist es so gut als gewiß, daß, den einzigen Delaroche ausgenommen, namentlich die Oelbilder der französischen Schule in einem Jahrhunderte kaum mehr zu erkennen sein werden und der pastose Auftrag eines Ingres sich gerade so ausnehmen dürfte, als hätten seine Bilder nicht an der Wand, sondern im Rauchfange gehangen. Nicht besser wird es den berühmten Landschaftern diesseits des Rheines ergehen. Zur Bekräftigung dieser Ansicht liefern die Arbeiten August Riedel's einen neuen indirecten, darum aber nicht weniger sieghaften Beweis.

Es klingt paradox, ist aber vollständig wahr: Riedel muß als derjenige angesehen werden, der das verloren gegangene Geheimniß des Oelmalens von neuem entdeckt hat. Dieses Verdienst gebührt ihm mit demselben Rechte wie dem Wiedererfinder der Glasmalerei, und vielleicht in noch höherem Grade. Als Riedel's erste in der Farbe vollkommen durchgearbeiteten Bilder erschienen, zuckten seine Kunstgenossen die Achsel und das Publicum stand erstaunt davor, ohne recht zu wissen, was es daraus

machen solle. Seither treten die Maler schweigend an die Riedel'schen Bilder heran und lassen den Meister ungestört seinen eigenen Weg gehen; die Kunstliebhaber hingegen sind entzückt über diese Farbenpracht und Lichtfülle, die ihnen mit einem Male vor die Augen gezaubert ist. Riedel weiß recht wohl, daß er noch lange nicht malen kann, wie Tizian oder Correggio; aber er ist sich dessen bewußt, auf rechtem Wege zu sein. Die Schule hat ihm nicht ihren gelehrten Sand in die Augen gestreut; seine Lehrmeisterin war die Allmutter und Urkünstlerin Natur, an die er sich liebevoll, mit gesunden Sinnen anschloß. Zum Danke für die treue Anhänglichkeit offenbarte sie ihm ihr Geheimniß und lieh seiner Palette den Prometheusfunken der Farbe. Oder ist es nicht so, daß die Reflexion der modernen Bildung die Sehlinie abbricht, bevor das Auge den Gegenstand erreicht und allseitig betastet hat? Eingetaucht in das unruhige Element des Zeitgeistes, gönnt der Künstler sich nicht einmal so viel Zeit, um die Erscheinungswelt, die er doch darstellen will, gehörig anzusehen; kaum daß er auf der Oberfläche ein wenig herumgetastet, kehrt er zu seinem reflexiven Vermögen, in das künstlich gesponnene Gewebe unserer Bildungszustände zurück, um mit der Reflexion und für sie zu schaffen. Der Maler heut zu Tage malt immer nur im Atelier, daher mit Reflexlichtern und Riedel hat ganz Recht, wenn er sagt, unsere Malerei versetze die Landschaft in das Zimmer und ihre Farben seien nur in dem Falle wahr, daß ihr Gegenstand innerhalb der vier Wände vor sich gehe. Unter Gottes freiem Himmel ist das Sonnenlicht nicht weiß, der Schatten nicht schwarz und es läßt sich mit mathematischer Gewißheit voraussagen, daß die Art der Neueren, kalte Töne warm und warme kalt zu un=

termalen, wenn erst die Bilder nachgedunkelt haben, die beabsichtigte Wirkung geradezu auf den Kopf stellt und statt des Hellen Dunkles, statt des Dunkeln Helles erscheinen läßt. Um sich davon zu überzeugen, braucht man nur ein neueres Oelbild gegen das Licht zu halten, wo sich dann dieser Widerspruch mit Händen greifen läßt. Hätten unsere Maler sich nur die Mühe geben wollen, eines der vielen Tizianischen Bilder, die nur flüchtig skizzirt und mit den ersten Grundfarben bemalt sind, genauer zu besehen, so würden sie gelernt haben, durch welche Mittel der große Venetianer seine herrlichen Lichtwirkungen hervorbringt. Alle warmen Töne sind gelb oder braun untermalt. Denselben durch die Natur vorgezeichneten Weg geht Riedel. Die schwarze und die weiße Farbe figuriren nicht auf seiner Palette, eben so wenig als Göthe's Farbenlehre, und der blendende Glanz seines Colorites stammt ganz anderswoher als von der Scala des prismatischen Farbenspectrums. Ein treuer Sohn der Natur erzielt er die Farbe in allen ihren Abstufungen und Tinten durch die Modification des Lichtes. Erleuchtetes Dunkel und verdunkeltes Licht, Blau und Gelb, sind seine Grundfarben; um die eine gruppiren sich die kalten, um die andere die warmen Töne und die höchste und tiefste Wirkung der Farbe wird nicht durch die objective Mischung der Farbenstoffe, sondern durch die Rücksicht auf die subjective Erscheinungsweise des modificirten Lichtes erzeugt. Wie Riedel nach dem Gesetze der Natur malt, so malt er für das Auge. Betrachtet man seine Bilder in der Nähe, so findet man, daß gerade da, wo eine Farbe am intensivsten und blendendsten erscheint, dieselbe fast nirgends rein aufgetragen ist, die Wirkung vielmehr durch den genau auf das Auge berechneten Gebrauch der Nebenfarben

so gewaltig gesteigert erscheint. Dazu gehört freilich der gewissenhafte Fleiß eines Riedel, der seine Technik sich erst schaffen mußte und überall nur die Kunst, nirgends das Honorar vor Augen hat. Was müßte Riedel verdienen, wenn er malen wollte wie Gudin! Es liegt ein gut Stück von dem Fra Bartolomeo in der Weihe dieses deutsch-jungfräulichen Gemüthes. Sich selbst und der Idee des Schönen und Wahren Genüge gethan zu haben, ist und bleibt der höchste Lohn des Sterblichen.

Unser Künstler hat gegenwärtig für ein Landhaus in Blankenese bei Altona vier Scenen aus dem italienischen Volksleben unter der Arbeit. Seine Absicht dabei ist, die Wirkung des Lichtes stufenartig zu steigern. Drei von den Bildern sind vollendet und ich gestehe gern, daß mich nicht leicht etwas so sehr überrascht hat, wie diese Potenzirung der Farbe. Für das erste Bild wählte Riedel nicht sehr glücklich jene Fischerfamilie am Strande von Neapel, die gegenwärtig im Besitze der Gräfin Waldburg in Berlin, in den deutschen Kunstausstellungen die größte Bewunderung erregte. Indem der Maler an die Stelle des warmen Sonnenscheins, den man auf jenen Bildern in der Luft zittern zu sehen glaubt, die Abendbeleuchtung setzte, ging der Hauptreiz des Bildes, die durch warmen Sonnenschein bedingte Süße der Ruhe, des nichtsthuenden Dahingestreckt- und Dahingesunkenseins, verloren. Das zweite Bild stellt zwei Italienerinnen in Sonntagstracht, mit dem Kinde einer derselben beschäftigt, dar; auf dem dritten sind badende Mädchen und für das vierte werden Lazzaroni versprochen. Wer Riedel's Meisterschaft nicht kennt, würde es für rein unmöglich halten, daß er den Effect der Farbe noch höher steigern will, als in der Gruppe der badenden Mädchen; ist die Aufgabe glücklich gelöst,

so gehört sie jedenfalls zu den schönsten Triumphen der neueren Kunst. Und Riedel lebt wie ein Anachoret: um ihn drängt sich keine Schule! Von wem, frage ich, will denn der angehende Maler etwas lernen, wenn nicht von Riedel? Wäre ich Künstler, ich würde nicht ruhen, noch rasten, bis ich dem Meister sein Geheimniß abgelernt. Aber freilich, die Sache ist nicht so leicht, als Mancher glauben möchte. Um à la Riedel malen zu können, muß man erst à la Riedel sehen können. Wie wunderbar, daß ein halbes Jahrhundert vergehen mußte, bevor Göthe's Farbenlehre endlich auch von Seiten der Kunst Anerkennung und Nachahmung fand! Daß die Wissenschaft wenig Notiz davon nahm, läßt sich damit entschuldigen, daß die Göthe'sche Theorie eben durch und durch künstlerisch gedacht ist. Und dennoch fand sie gerade bei den Künstlern am Wenigsten Gnade. Als ich Riedel zum ersten Male sprach, konnte ich ihm meine Verwunderung darüber nicht verbergen, wie seine Theorie des Malens mit Göthe's Farbenlehre ganz und gar übereinstimme. Der bescheidene Mann gestand, daß er durch die, namentlich auch unter Künstlern landläufigen Vorurtheile und ungünstigen Meinungen sich habe abhalten lassen, die Farbenlehre schon früher zu lesen, daß er aber nur um so mehr überrascht gewesen, als er das Buch am Ende in der römischen Revolutionszeit doch zur Hand genommen und sich beim Lesen immer mehr überzeugt habe, daß er von seinem Standpuncte aus ganz zu denselben Resultaten gelangt sei, wie Göthe von dem seinigen. O ja! erst späteren Geschlechtern wird es vollkommen klar werden, in welchem Umfange Göthe Künstler war. Man mag lachen über die Göthe'schen Kunsturtheile im Einzelnen, über seine hohe Meinung von Hackert und der Angelica, über all' die Sor-

gen, Mühen und Nöthen, die er sich kosten ließ, um als ausübender Künstler auch noch auf anderen Gebieten, als in der Poesie, die er als König beherrschte, etwas zu leisten, ohne daß er hierzu die geringste Befähigung besaß. Ist es darum aber minder wahr, daß Göthe, ich möchte sagen instinctmäßig, den allgemeinen Kunsttrieb tiefer gefaßt und vollständiger begriffen hat, als irgend ein Anderer? Eine innere Nothwendigkeit trieb ihn fortwährend, die Poesie als die wahre ποιησις, ein Machen (ποιειν), Schaffen und Bilden aus demselben Lebensgrunde, dem nämlichen Bildungstriebe zu fassen, aus welchem die Natur ihre Gestalten und Bildungen hervorgehen läßt. Daher seine naturwissenschaftlichen Untersuchungen, die seiner dichterischen Begabung gleichsam als deren naturale und realistische Ergänzung immer und überall zur Seite gingen. Waren doch beide Thätigkeiten nur verschiedene Betrachtungsweisen einer und derselben Urkraft, die Vorder- und die Rückseite des einen und selben Lebenstriebes, der hier in organischen Formen der Dichtung, dort an den Gebilden der Farbe, der Atmosphäre, der Pflanzen- und der Thierwelt zur Existenz und so zur Ruhe gelangte. Nur der baarste Unverstand kann dem Göthe'schen Pantheismus von dieser Seite etwas anhaben wollen. So gefaßt ist er die Verklärung der Natur durch die Kunst, das Wurzelschlagen der Kunst in der Natur, und was der Dichter über die Farbe, die Pflanze, das Skelet sann und dichtete, so zu sagen seine theoretische Naturphilosophie, ist weiter nichts als der plastische Stoff, aus dem er bald bewußt, bald unbewußt seine Dichtungen bildete. Dem Drange Göthe's, über sich selbst und sein Kunstvermögen ins Klare zu kommen, verdanken wir das Höchste, was die Kunst geleistet.

Ich müßte mich sehr irren, wenn nicht der Bildhauer aus Göthe's Morphologie der Pflanze und des Thierschädels eben so viel zu lernen vermöchte, als der Maler aus der Farbenlehre. Wer wollte leugnen, daß die durch Canova und Thorwaldsen erneuerte, wenigstens ihrem schmählichen Verfalle entrissene Bildhauerei in Italien und namentlich auch in Rom Bedeutendes geleistet hat! Nach langem Harren ist vor einigen Wochen die Grabcapelle der Torlonia's in der Laterankirche eingeweiht und dem Publicum geöffnet worden. Die Erwartungen waren groß und durch allerlei Nebenumstände noch gesteigert; wäre die Sache mit einer glänzenden Ausstattung, der schwerlich ein neueres Kunstwerk dieser Art an Pracht gleich kommt, abgemacht, so könnte man sich über die reiche Kunstkammer nur freuen. Eine solche ist die Capelle wirklich und besonders der kostbarste Marmor überall mit freigebigen Händen angebracht. Selbst der russische Malachit fehlt nicht, der durch die in der vaticanischen Bibliothek aufgestellte Vase, ein Geschenk des Czaren, in Ruf kam und auch in den beiden Capellen der Paulskirche reichlich angewendet wird. Die Wände sind mit Bildsäulen und Reliefs überladen und die als Halbrelief behandelte Kreuzabnahme von Tenerani, der das von oben einfallende Licht höchst nachtheilig ist, findet großen Beifall. Aber wenn das Lob wirklich verdient ist, so sage mir doch Einer, warum selbst dieses schön ausgeführte Kunstwerk den Betrachter kalt läßt, der anderen aus derselben Schule stammenden Arbeiten zu geschweigen? Die Zeichnung ist correct, der Styl einfach, ganz im Geiste Thorwaldsen's, und doch will es nirgends klecken.

Der Grund ist einfach und man braucht gar kein blinder

Bewunderer der Antike zu sein, um ihn einzusehen. Die neuere Bildhauerei hat den Schlüssel verloren zu dem in dem Marmor liegenden Räthsel. Sie sucht ihre Wirkungen nur auf der Oberfläche, in der Behandlung der weichen Theile und geberdet sich überhaupt ganz wie die Malerei, die ihr Geschäft für beendigt, die Leinwand keiner weitern Vervollkommnung fähig hält, wenn Farbe neben Farbe, Schatten neben Licht aufgetragen ist. Es ist richtig: die alten Bildhauer und Erzgießer hörten keine anatomischen Vorlesungen in ihren Kunstschulen, wußten auch nicht, wo der nervus oder musculus cleido — mastoideus liegt. Dafür erkannten sie vermöge des ihnen eigenen scharfen Blickes die Grundbedingung alles organischen Lebens und fanden dieselbe, ohne schulmäßig Osteologie studirt zu haben, in dem festen Knochengerippe, in dessen harte Schaale der Geist seine Geheimnisse und Künste eingräbt. Oder was anders könnte Wilhelm v. Humboldt zu dem tiefsinnigen Ausspruche bestimmt haben, daß die ägyptische Kunst, die mit der altmexicanischen auf den ersten Anblick überraschende Aehnlichkeit hat, von dieser ihrem eigentlichen Wesen nach himmelweit unterschieden sei, indem die alten Aegyptier durchweg das Organische richtig darstellen, die Mexicaner niemals? Die Aegyptier verstanden es, was das Knochengerüste für den Leib zu bedeuten hat, und so wenig es ihnen gelang, den weichen Theilen in ihren Bildungen das Gepräge des Anmuthigen und Schönen zu verleihen, so vortrefflich verstanden sie sich auf das Skelet, das dem strengen Style der ersten hellenischen Kunstperiode als Vorbild diente. Dieß war es, was Göthe an den Hieroglyphen pries, derselbe Göthe, der aus dem Blattgerippe die Pflanze, aus dem

Rückenwirbel den Schädel und mit ihm die Gesammtorganisation des Thier- und Menschenleibes ableitete.

Der Kritik ist es gelungen, das Maaßverhältniß zu finden, in das die griechische Sculptur die verschiedenen Körpertheile zu einander setzte; daran aber hat noch Niemand gedacht, daß offenbar mit demselben Rechte und hoffen, wir, mit einem bessern Erfolge die künstlerischen Typen der verschiedenen Gottheiten auf ein allgemeines Gesetz in der Bildung des Schädels sich zurückführen lassen, das namentlich für die Stellung und Form der Augen, sowie des Mundes bedeutsam und in letzter Instanz entscheidend ist. Dieselbe durch den Cultus und die Ueberlieferung geheiligte Rücksicht, die nach der einen Seite dem schöpferischen Genius des Künstlers die Hände band, um ihn nach der andern, ich möchte sagen individuellen Seite um so freier schalten und walten zu lassen, verlieh augenscheinlich auch den Portraitköpfen der griechischen und römischen Bildner den großen Vorzug vor den Arbeiten der Neueren. Weil Letztere die Bedeutung des Skelets für die Umschreibung des Organismus nicht zu würdigen wissen und daher bei ihren Arbeiten auch nicht gehörig betonen, verfallen sie ins Unbedeutende, Alltägliche. Sie verfehlen das Charakteristische der Kopfbildung, denn sie wissen nicht, wo dasselbe liegt, und suchen es im Gleichgültigen. Die Alten waren ganz andere Phrenologen als Gall und auch als Carus, ganz andere Physiognomiker als Lavater. Mit allen Sinnen an der Natur hängend wußten sie das Besondere mit derselben Gesetzmäßigkeit aus dem Allgemeinen herauszubilden, womit die schaffende Naturkraft in fortlaufender Kreisbewegung die Idee des Lebendigen aus sich erzeugt; wogegen wir Neueren niemals,

weder in der Wissenschaft, noch in der Kunst, noch im Leben, über den „garstigen Graben" hinwegkommen, der zwischen der Erscheinung und ihrem Gesetze oder, wenn man lieber will, ihrer Idee liegt. Wenn wir verallgemeinern, werden wir platt und schaal, weil transcendent, unfaßbar, hyperboräisch: wollen wir aber individualisiren, so verfallen wir in's Kleinliche und Unbedeutende.

Sehet Euch doch nur einmal genau die Köpfe der Alten an, den Homer, Aeschylus, Sokrates, Thucydides, den Scipio, Julius Cäsar, Nero, Hadrian! So sehr auch die verschiedenen Darstellungen eines und desselben Kopfes im Einzelnen von einander abweichen, so genau stimmen sie, der Hauptsache nach, in dem charakteristischen Ausdrucke des individuell Menschlichen überein. Der Grieche und nach ihm der Römer wußten in ihren bildlichen Darstellungen alles Lebendige in dem Momente festzuhalten, wo es innerhalb der festen Formen seiner Existenz einen ganz bestimmten Ausdruck gewinnt. Wie wunderbar sind nicht die mancherlei Thiergestalten, von denen die vaticanische Sammlung einen unschätzbaren, lange nicht genug beachteten Reichthum enthält! Ich wollte, es schriebe ein Meister des Faches über die Art, wie die alten Sculptoren ihre Thiere bildeten. Er könnte in diesem Falle dem entscheidenden, jedoch meist umgangenen Puncte nicht ausweichen, auf den Gegensatz in den Nachbildungen des Todten und Lebendigen tiefer einzugehen und eben damit die Frage nach ihrer negativen wie nach ihrer positiven Seite zu fördern. Oder liegt nicht in den todten Thiergestalten, in diesen Vließen, diesen umhängenden Pantherfellen,

diesen Rehköpfen unter der Tatze des Löwen das eigentliche Verständniß dessen, was Leben ist?

Die Neueren haben noch immer den Bernini nicht vergessen können. In dem völligen Ignoriren des von der Natur selbst dem Bildhauer an die Hand gegebenen Richtscheites, der festen Knochenmasse, in dem ungebührlichen Betonen der Protuberanz des an allen Fasern zappelnden Fleisches liegt die ganze Erbärmlichkeit dieses verunglückten Genies. An Bernini's Gestalten ondulirt Alles vom Wirbel zur Zehe; alle Formen verschwimmen vor den Augen des Betrachters, wie abfließendes Wasser. Auf keiner einzigen klaren und festen Linie kann das Auge verweilen. Und solches Zittern, Zappeln und Verschwimmen fand der Geschmack unserer Väter fast zwei Jahrhunderte lang unvergleichlich schön! Nur in einer solchen Zeit konnte es geschehen, daß Bernini's Nebenbuhler Borromini aus Neid über das unverdiente Glück seines Gegners sich das Leben nahm, daß die Schule der Naturalisten in Neapel gegen die Schüler der Caracci mit Gift und Dolch wüthete. Uebrigens steht es fest, daß schon Michel Angelo wenn nicht die erste, so doch die hauptsächlichste Veranlassung für den Verfall und die gänzlich verfehlte Richtung der Bildhauerei wurde. Wie er als Maler zu sehr Bildhauer und als Bildhauer zu sehr Maler war, so verführte seine Methode, den Marmor zu behandeln, nur zu leicht zu jener Rücksichtslosigkeit gegen den Typus der classischen Kunst und das in derselben liegende allgemeine Naturgesetz.

Uebrigens möchte ich nicht dahin mißverstanden werden, als wollte ich der neuern Bildhauerei jegliches Verdienst absprechen. Wenn der Bildhauer mit jener Gewissenhaftig-

keit arbeitet, sich so ganz innerhalb der Grenzen der ihm von der Natur verliehenen Befähigung hält, wie dieß z. B. bei Kümmel der Fall ist, da muß nach Thorwaldsen's Vorgange etwas Gutes zu Tage kommen. Kümmel's Albanerin mit den Reisbündel auf der Schulter und dem Kinde im Arme ist ein treffliches Werk und schon darum beachtenswerth, weil es dem Künstler gelang, einen so durchaus modernen Gegenstand so einfach und so ruhig zu behandeln, wie das Alterthum es von seinen Künstlern forderte. Bei Andern sinkt die von Thorwaldsen ererbte Einfachheit und Durchsichtigkeit der Formgebung zum Nichtssagenden herab, ein Vorwurf, von dem weder Tadolini noch auch Tenerani, dessen Psyche gegenwärtig so gern gekauft wird, freigesprochen werden können.

Noch kommt ein weiterer Umstand hinzu, der leider nur zu sehr geeignet ist, die römischen Bildhauer auf dem Abwege des Oberflächlichen, Leichtfertigen immer weiter zu führen. Immer seltener wird auf Bestellung gearbeitet und seitdem Nordamerika in der Kauflust für Kunstgegenstände halb und halb an die Stelle des weit rückhaltender gewordenen Englands getreten ist, sind die Bildhauer, wenigstens diejenigen, die viel verdienen wollen, darauf angewiesen, ihre Ateliers mit verkäuflichen, bereits fertigen Gegenständen zu füllen und auf den Vorrath zu arbeiten. Der realistische Amerikaner will sehen, kaufen und mitnehmen. So lautet sein Veni, Vidi, Vici. Nur selten kauft er, wie das Sprichwort sagt, die Katze im Sacke: eine Entfernung von 1500 Seemeilen kommt dem Geschäftsmanne viel zu groß vor, wenn sie zwischen dem Versprechen eines Künstlers und dessen Erfüllung liegt.

Mehr noch leidet, wenn auch nicht der Bildhauer, so doch

seine Kunst darunter, daß der Geschmack unserer Zeit in Gegenstand und Proportionen vorzugsweise dem Genre huldigt; daher der Künstler, wofern Bestellungen von Monumentalstatuen ausbleiben, dazu gedrängt wird, im Genre zu arbeiten. Das Niedliche und Naive, mit einem faden Beigeschmacke von Pruderie, sagt dem Käufer fast allein zu, so sehr, daß der Bildhauer sich nicht selten genöthigt sieht, mit innerem Widerstreben seine Figuren in kleinerem Maaßstabe auszuführen, als er im Entwurf beabsichtigte. Mußten die Bildhauer in Rom es doch als eine merkwürdige und seltene Gunst betrachten, als Troschel den Auftrag erhielt, die nackte Colossalstatue des Perseus für einen preußischen Prinzen auszuführen, den freilich derselbe in die Abgeschiedenheit des schlesischen Schlosses Kamenz bringen ließ. In Genresachen sind die hiesigen deutschen Künstler besonders glücklich und jener kritische Uebergang von dem Mädchen zur Jungfrau, die in der Gestalt der Psyche einen classischen Ausdruck gefunden hat, erfreut sich in den mannichfaltigsten Auffassungen und Stellungen einer stets regen Theilnahme. Was mich betrifft, so gestehe ich unumwunden, daß ich den modernen Bildhauer zumeist deshalb bedaure, weil er durch die lüsterne Sprödigkeit des Zeitalters, ein wahrer Tantalus, dazu verurtheilt ist, zwischen der nackten Gestalt und der Gewandfigur irgend ein Abkommen zu finden. Das Nackte darf er nicht bilden und das Bekleidete gefällt nicht, weil unser moderner Zuschnitt sich lediglich für die Scheere, aber ganz und gar nicht für den Marmor eignet. Daher ein fortwährendes Markten mit den Gegenständen, ein ängstliches Verstecken und die liebe Noth mit dem den gegenwärtigen Generationen auf die Stirne geschriebenen Scheine.

Wie glücklich waren doch die Alten, daß sie natürlich empfinden und natürlich darstellen durften! Uns muthet die Mode zu, überall zu heucheln. Gerade durch diesen falschen Schein, der am Allerwenigsten das Wurzelwort für schön ist, verflüchtigt sich vollends die Idee des Lebendigen und Organischen in den plastischen Bildungen der Neuern. Durfte der Hellene so recht eigentlich aus dem Mittelpuncte des Lebens heraus schaffen, so fordert man von dem neuern Künstler, nur in der Haut das Leben zu suchen und auf diese Weise die Sinne zu zerstreuen, anstatt sie zu sammeln. Wir werden es noch erleben, daß die Sculptur wieder zu der zitternden Unruhe Bernini's zurückkehrt, nachdem der einfache Styl Thorwaldsen's ins Steife, Ungelenke, völlig Leblose ausgeartet ist. Schon Tadolini's Tänzerin ließ nicht viel Gutes erwarten: welch ein Abstand zwischen dieser und dem antiken tanzenden Faun unter ihr! Nun hat ein Deutscher sich an denselben Gegenstand gewagt und wenn ihm auch die Tänzerin selbst in Stellung und Gestalt besser gelang als Tadolini, so verräth andrerseits die unruhige, verworrene Haltung des Gewandes, daß uns neue Begriffsverwirrungen bevorstehen.

Offenbar die merkwürdigste Erscheinung unter den deutschen Künstlern in Rom ist der Westphale Achtermann. Bis zum 28. Jahre Bauer und bis zum 32. Tischler, ging Achtermann nach Berlin, wo er mit der dem niedersächsischen Stamme eigenen Zähigkeit die Bildhauerei und zugleich Lesen, Schreiben, Rechnen lernte und nicht ruhete noch rastete, bis er den in seinem Innern schlummernden Kunsttrieb geweckt hatte. Achtermann, eben so strenger Katholik als eifriger Künstler, Beides jedoch mit der ganzen Unbefangenheit und Tiefe eines reinen und

wahren, eines deutschen Gemüths, liebt nur seinen Gott und seine Kunst, lebt nur in ihnen und für sie. Die Zunft kann ihm nichts anhaben. Eine Pietà von ihm ist so eben nach Münster gekommen und auch ein Abguß davon für den König von Preußen fertig. Als seine Lebensaufgabe betrachtet Achtermann eine Kreuzabnahme, die im Entwurfe beinahe vollendet ist und, wenn sie wirklich ausgeführt würde, den Dimensionen nach das größte Werk der christlichen Sculptur wäre. Vier Personen sind um den Leichnam beschäftigt: außer der stehenden Figur des Juden, der ihn abgenommen, Maria, die so schön als neu das Haupt des Verschiedenen in ihre Arme nimmt, Magdalena, seine Füße salbend, und zuletzt Johannes, der die Gruppe abschließt. Vergleicht man damit Tenerani's Kreuzabnahme, den harten und zugleich unbedeutenden Styl, das Gezwungene in der Stellung des auf der Leiter stehenden Juden, all die geraden Linien in den Figuren, so muß man dem tiefen Ausdrucke, der sinnigen und harmonischen Anordnung im Achtermann'schen Entwurfe volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Daß der Künstler sich von den das Organische nie klar zur Anschauung bringenden, sondern immer wieder in das Unorganische verschlingenden Mängeln der modernen Kunstrichtungen völlig frei erhalten habe, möchte ich darum noch nicht behaupten.

Diesen seltenen Vorzug habe ich nur bei einem einzigen Vertreter der deutschen Kunst in Rom gefunden, bei Wagner, dieser derben, gesunden, unverfälschten Schwabennatur. Wie ein Klausner hat er sich in der überaus eigenthümlichen, dem Könige Ludwig von Baiern angehörenden Villa der Via Pinciana eingerichtet, von der aus man den schönsten Blick auf

den Quirinalischen Palast mit der endlosen Flucht von Gebäuden und den herrlichen Gartenterrassen hat. Ich zweifle, ob in ganz Rom, wo doch nichts leichter ist, als sich zu isoliren, es einen stilleren, dem Cultus der Kunst angemessenern Ort giebt, als diese castellartig emporsteigende Villa und ihren Orangengarten, in dessen Mitte die stattlichste Palme. Hier fühlt sich Wagner wohl, recht in seinem Elemente und dankt täglich dem Himmel, daß er in Griechenland war, als es noch unter türkischer Herrschaft stand, und in Rom, wie daselbst noch die Nesseln auf den Dächern wuchsen und man hemdärmelig über die Straße nach der Trattoria ging. Die Wagner'schen Federzeichnungen zu der Iliade, deren Radirung nicht früh genug begonnen werden kann, sind entschieden das Beste, was im Geiste der Alten und namentlich Homers gedacht und gedichtet worden ist, und man muß es dem Könige Ludwig Dank wissen, daß er Wagner zwang, die Malerei aufzugeben und Bildhauer zu werden, weil schon seine Vorfahren Bildhauerei getrieben und sein Kopf auf den Nacken eines Bildhauers, nicht aber eines Malers paßte. An diesen Skizzen erkennt man erst recht deutlich, was es heißt, nicht manierirt zu sein: hier oder nirgends athmet Hellas und achäisches Heldenthum. Die Vortrefflichkeit einzelner Bilder ist über alles Lob erhaben und reißt unwiderstehlich zur Bewunderung hin, weil der Maler im Bildhauer die plastische Schönheitsidee der Alten ungetrübt und unzersetzt von den modernen Bildungselementen in sich aufgenommen hat. Ganz wie die Griechen stellt Wagner nie mehr dar, als nothwendig ist, um eine Begebenheit als ein in sich abgeschlossenes Ganzes dem Verständnisse des Betrachtenden unmittelbar nahe zu legen, wogegen sich die Neueren in ein Laby-

rinth von Episoden, nur der Reflexion verständlichen Nebendingen verlieren, die das Interesse an dem Hauptgegenstande abschwächen, anstatt ihm Relief zu geben. Vielleicht der größte Vorzug Rafael's war es, daß er sich nicht mit Nebendingen befaßte, seine Bilder mit nichts Unnöthigem überlud. Darum kann man Rafael ganz genießen. In seiner letzten Periode ist er diesem Vorsatze allerdings nicht immer treu geblieben und bezeichnet damit bereits den nach ihm hereinbrechenden Verfall der Kunst. Aus der Zeit seiner reinsten und durchgebildetsten Entwickelung trägt vor allen ähnlichen Werken die Galathea das classische Gepräge vollendeter Einfachheit. Aber Einfachheit und Dürftigkeit sind himmelweit von einander verschieden.

Dagegen ließe sich nun allerdings einwenden, die von Giotto an naturgemäß sich entwickelnde florentinische Schule, der die großen Verhältnisse des historischen Styls so außerordentlich gut gelangen, habe ihren Bildern gleichfalls viel unnützes Beiwerk gegeben. Allein wenn dieß auch, was ich übrigens entschieden in Abrede stelle, durchgängig der Fall wäre, so ist ein großer, ein gewaltiger Unterschied zwischen jenen zuschauenden, bei der Handlung wenig oder gar nicht betheiligten Personen, mit denen die Florentiner, wie mit einem Publicum, den leeren Raum ihrer Bilder ausfüllten, und jenen pretentiösen Figuren der Neueren, die sich gewaltsam und ohne allen Beruf in die eigentliche Handlung eindrängen und eben daher die Wirkung des Ganzen zerstücken und verwischen, anstatt sie fester und lebendiger zu machen.

Auf einer ähnlichen Bahn wie Wagner erblicken wir den feinsinnigen Riepenhausen, der die Malereien Poly-

gnot's nach der Beschreibung des Pausanias so geschmackvoll nachgebildet und radirt hat. Riepenhausen ist unablässig beschäftigt, Gegenstände aus der griechischen Mythologie und Geschichte, die der bildenden Kunst bisher entgingen, nachträglich zur Darstellung zu bringen. So hat er eben erst den Streit zwischen Eros und Anteros in Oelfarbe ausgeführt und die Ankunft des verbannten Themistokles im Hause des ihm befreundeten Molosserkönigs höchst sauber und ansprechend getuscht.

Anderes muß ich einer anderen Zeit vorbehalten. Nur darüber mögen mir nachträglich einige Bemerkungen erlaubt sein, wie mehrere deutsche Künstler das Verhalten der Römer gegen die Deutschen während der Revolutionszeit schildern. In dem Puncte sind sie so ziemlich alle einig, daß, wenn die Oesterreicher aus Italien vertrieben worden wären, für die Deutschen, wenigstens für diejenigen, die nicht mit Römerinnen verheirathet sind, ein längeres Verbleiben in Rom unmöglich gewesen wäre. Auf die eine oder auf die andere Weise hätte man sich ihrer zu entledigen gewußt. Erröthete doch der Römer nicht, solche unserer Landsleute, bei denen er Jahre lang ein- und ausgegangen war und Gutes im reichsten Maaße genossen hatte, auf der Straße nicht mehr zu grüßen und jeden Verkehr mit ihnen geflissentlich abzubrechen. Liefen aus dem Lager Carl Albert's für die Italiener günstige Nachrichten ein, so konnten die Deutschen darauf zählen, daß man sie gröblichst und ohne alle Veranlassung insultirte, so oft sie sich öffentlich blicken ließen; standen dagegen die Actien der italienischen Unabhängigkeit schlecht, so kamen dieselben impertinenten Menschen voll hündischer Höflichkeit an ihre alten Bekannten heran, mit einem lügnerischen und feigen: „Was machen Sie? Ich habe Sie schon lange nicht

mehr gesehen!" Andere, die mehr als einem Schutz suchenden Deutschen die Thüre wiesen, bestürmten später in ihrer Herzensangst einen der verhaßten und hinlänglich gehöhnten Tedeschi, ihnen für den Fall, daß die Oesterreicher kämen, ein Asyl zu gewähren. Ein Maler, der 20 Jahre in Rom gelebt hat und in die Geheimnisse des römischen Familienlebens gut eingeweiht ist, versicherte mir, wenn die Pfaffen nicht wären und noch einige Ordnung, einiges sittliche Gefühl unterhielten, so müßte die ganze Wirthschaft schon längst zu Grunde gegangen sein.

Rom, 30. März 1850.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

Helfferich, Adolph,

Briefe aus Italien

Bd.: 2

Leipzig 1850